UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

NAPOLEON

VON

CHATEAUBRIAND

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN

VON

M. ZOFF

MIT LXVII HOLZSCHNITTEN

IM TEXT

VON

HORACE VERNET UND RAFFET

MCMXXIII

O. C. RECHT VERLAG MÜNCHEN

COPYRIGHT BY O. C. RECHT VERLAG · MÜNCHEN 1923

Q.944.05
N16c

NAPOLEON

ERSTES BUCH

Die Jugend ist eine schöne Sache; zu Beginn des Lebens fährt sie aus, bekränzt wie die athenische Flotte, um Sizilien und die lieblichen Gefilde von Enna zu erobern. Laut sprechen die Priester des Neptun das Gebet; die Trankopfer werden in goldenen Bechern dargebracht; die Menge, die sich am Meeresufer drängt, vereint ihr Flehen mit dem des Piloten; die Hymne des Apoll wird gesungen, während sich die Segel im Hauch des strahlenden Morgens blähen. Aber kaum ist die Insel des Alkinous erreicht, so schwindet schon die Illusion. Der verbannte Alkibiades altert weit von seiner Heimat und stirbt, von Pfeilen durchbohrt, am Busen der Timandra. Den Gefährten seiner frühen Hoffnungen, jetzt Sklaven in Syrakus, ist nichts geblieben, das Gewicht ihrer Ketten zu erleichtern, als einige Verse des Euripides.

Man hat meine Jugend ihre Ufer verlassen sehen, sie war nicht so schön, wie die des Alkibiades, der auf den Knien der Aspasia aufgewachsen war; aber sie hatte ihre Weihestunden und Wünsche und Träume, weiß Gott! Ich habe diese Träume geschildert: heute, da ich nach vielen Irrfahrten auf die Erde zurückkehre, habe ich nur mehr Wahrheiten zu berichten, die traurig sind, wie mein Alter. Und wenn ich dennoch manchmal die Saiten meiner Leier ertönen lasse, so sind es die letzten Harmonien des Dichters, der sich von den Wunden, die ihm die Zeit schlug, heilen, oder sich über die Knechtschaft der Jahre trösten will.

Man weiß, wie wechselvoll mein Leben zur Zeit meiner Reise- und Soldatenjahre war; man kennt meine literarische Existenz von 1800 bis 1813, dem Jahr, da man mich in der Vallé aux Loups verließ, die mir noch gehörte, als meine politische Karriere begann. Diese Karriere will ich später schildern: vorher jedoch muß ich auf einige wichtige Tatsachen zurückgreifen, die ich übersprungen habe, während ich mich

nur mit meinen Arbeiten und meinen eigenen Erlebnissen beschäftigte: diese Tatsachen beziehen sich auf Napoleon. Wenden wir uns also ihm zu; sprechen wir von dem gewaltigen Gebäude, das außerhalb meiner Träume erstand.

Als der Revolutionskrieg ausbrach, verstanden ihn die Könige nicht; sie sahen Aufruhr, wo sie den Wechsel der Nationen, das Ende und den Anfang einer Welt hätten sehen müssen: sie schmeichelten sich, daß es sich für sie nur darum handelte, ihre Staaten durch einige, Frankreich entrissene Provinzen zu vergrößern; sie glaubten an die alte militärische Taktik, an die alten diplomatischen Gebräuche, an die Verhandlungen der Kabinette; aber Konskribenten trieben die Grenadiere Friedrichs vor sich her, Monarchen mußten in den Vorzimmern irgendeines obskuren Demagogen um Frieden bitten, und der furchtbare Geist der Revolution löste auf den Schafotten die Intrigen des alten Europa. Dieses alte Europa wähnte nur Frankreich zu bekämpfen; es erkannte nicht, daß ihm ein neues Jahrhundert entgegenstand.

Bonaparte schien im Laufe seiner stets wechselnden Erfolge dazu berufen, die königlichen Dynastien umzuändern, die seinige zur ältesten unter allen zu machen. Er hatte die Kurfürsten von Bayern, Württemberg und Sachsen zu Königen gemacht; er hatte Murat die Krone von Neapel, Josef die von Spanien, Ludwig die von Holland, Jérôme die von Westfalen gegeben; seine Schwester Elisa Bacciochi wurde Fürstin von Lucca; er selbst war Kaiser von Frankreich und König von Italien, und dieses Königreich umschloß Venedig, Toskana, Parma und Piacenza; Piemont war mit Frankreich vereinigt; in Schweden ließ er einen seiner Heerführer, Bernadotte, regieren; durch den Traktat des Rheinbundes übte er die Rechte des Hauses Österreich über Deutschland aus; er hatte sich zum Vermittler der helvetischen Konföderation erklärt; er hatte Preußen niedergeworfen; ohne einen Kahn zu besitzen, hatte er über die britischen Inseln den Blockadezustand verhängt. England sah sich trotz seiner Flotte vor die Tatsache gestellt, daß es keinen Hafen in Europa fand, wo es einen Ballen Ware abladen oder einen Brief hätte aufgeben können.

Die päpstlichen Staaten bildeten einen Teil des französischen Reiches; der Tiber durchströmte ein französisches Departement. In den Straßen von Paris sah man Kardinäle als halbe Gefangene, die ihre Köpfe aus den Vorhängen des Fiakers hervorsteckten und fragten: „Wohnt hier der König von ...?“ — „Nein“, antwortete der befragte Kommissionär, „weiter oben“. Österreich hatte sich nur losgekauft, indem es seine Tochter auslieferte. —

Wie waren diese Wunder geschehen? Welche Eigenschaften besaß der Mann, der sie hervorrief? Welche Eigenschaften fehlten ihm, um sie zu vollenden? Ich will das ungeheure Glück Napoleons schildern, das dennoch so schnell vorübergegangen ist, daß seine Tage nur eine kurze Periode der Zeit ausfüllen, die in diesen Memoiren eingeschlossen ist. Langweilige Genealogien, nüchterne Untersuchungen der Geschehnisse, strenge Berichtigungen der Daten gehören mit zu den Pflichten und Aufgaben des Berichterstatters.

Der erste Buonaparte (Bonaparte), dessen die modernen Annalen erwähnen, ist Jacques Buonaparte, der uns als Vorbote des künftigen Eroberers die Geschichte der Verheerungen Roms im Jahre 1527, deren Augenzeuge er war, hinterlassen hat. Napoleon-Louis Bonaparte, der älteste Sohn der Herzogin von Saint-Leu, der nach dem Aufruhr in der Romagna starb, hat dieses merkwürdige Dokument ins Französische übersetzt; er schickt seiner Übersetzung eine Genealogie der Buonaparte voraus.

Der Übersetzer sagt, er wolle sich damit begnügen, die Einleitung des Kölner Herausgebers durch die Veröffentlichung einiger authentischer Details über die Familie Bonaparte zu erweitern; „kleine Stückchen Geschichte", sagt er, „die fast ganz vergessen sind, aber zumindest für diejenigen Interesse haben, die es lieben, in den Annalen vergangener Zeiten den Ursprung neuer Geschehnisse zu suchen".

Es folgt eine Genealogie, in welcher ein Ritter Nordille Buonaparte auftaucht, der sich am 2. April 1266 für den Prinzen Konradin von Schwaben verbürgt (den, dem der Herzog von Anjou den Kopf abhauen ließ), für den Betrag der Zollabgaben auf die Effekten des genannten Prinzen. Um das Jahr 1255 begannen die Proskriptionen der travisanischen Familie: ein Zweig der Bonaparte ließ sich in Toskana nieder, wo man sie in hohen Staatsämtern findet. Ludwig Maria Fortunatus Buonaparte, von der in Sarzana wohnenden Linie, übersiedelte im Jahre 1612 nach Korsika, ließ sich in Ajaccio nieder und wurde das Haupt der korsischen Bonaparte. Die Buonaparte trugen zwei goldene Querbalken mit zwei Sternen im Wappen.

Es existiert eine andere Genealogie, die Herr Panckouck einer Sammlung der Schriften Bonapartes voransetzt; sie weicht in verschiedenen Punkten von der Napoleon-Louis' ab. Die Herzogin von Abrantès wieder behauptet, Napoleon sei ein Komnene, und führt zur Bestätigung an, daß der Name Bonaparte die wörtliche Übersetzung des griechischen Caloméros, eines Beinamens des Komnenos sei.

Napoleon-Louis beschließt seine Genealogie mit folgenden Worten: „Ich habe viele Einzelheiten ausgelassen, da Adelstitel nur für eine kleine Anzahl von Personen Interesse haben, und die Familie Bonaparte ihren Glanz nicht braucht:

„Wer seinem Lande gut dient,
braucht keine Vorfahren."

Trotz dieses philosophischen Verses ist die Genealogie da. Napoleon-Louis wollte seinem Jahrhundert wohl die Konzession einer demokratischen Gesinnung machen, ohne die Konsequenz daraus zu ziehen.

Da es ziemlich schwer gewesen wäre, aus Napoleon einen Sohn des Jupiter Ammon oder einen Enkel der Venus zu machen, fanden die Gelehrten ein anderes Wunder, welches ihnen sehr entgegenkam. Sie bewiesen dem Kaiser, daß er in direkter Linie von der eisernen Maske abstamme. Der Gouverneur der Insel Saint-Marguerite hieß Bonpart; er hatte eine Tochter; der Mann mit der eisernen Maske, der Zwillingsbruder

Ludwigs XIV., verliebte sich in die Tochter seines Kerkermeisters und heiratete sie heimlich, aber mit Zustimmung des Hofes. Die Kinder, die dieser Verbindung entsprangen, wurden unter dem Namen ihrer Mutter heimlich nach Korsika gebracht; die Bonpart verwandelten sich durch den Sprachgebrauch in Bonaparte. So wäre die eiserne Maske der mysteriöse Ahnherr des Mannes mit dem Gesicht von Erz geworden, welcher auf diese Weise dem Sonnenkönig verwandt wäre.

Die Linie der Franchini-Bonoparte führte drei goldene Lilien im Wappen. Napoleon lächelte ungläubig zu dieser Genealogie; aber er lächelte: immerhin wurde hier seiner Familie ein Königreich zugesprochen.

Er heuchelte eine Gleichgültigkeit, die er nicht besaß, denn er hatte selbst seine Genealogie aus Toskana kommen lassen. Gerade weil die Göttlichkeit der Geburt Bonaparte fehlt, wird diese Geburt wunderbar.

Der Vater des Alexander war Philipp; Alexander also war der Sohn eines Königs, und eines Königs, der seines Namens würdig war; dieser Umstand allein schon sicherte ihm Gehorsam. Alexander, der auf dem Thron geboren war, mußte nicht, wie Napoleon, ein kleines Leben durcheilen, um zu einem großen Leben zu gelangen. Seine Laufbahn ist ihm vorgeschrieben; sein Lehrer ist Aristoteles; Bucephalos zu bändigen ist eines der Spiele seiner Kindheit. Napoleon hat nur einen gewöhnlichen Lehrer; keine Renner stehen zu seiner Verfügung; er ist weniger reich als seine Studiengefährten. Dieser Unterleutnant der Artillerie, der nicht einmal einen Diener hat, wird bald Europa zwingen, ihn anzuerkennen; dieser kleine Korporal wird in seinen Vorzimmern die größten Herrscher Europas empfangen.

Napoleon, der so sinnvoll ausrief: „Oh, wäre ich mein Enkel!“ fand die Macht keineswegs in seiner Familie, er schuf sie sich. Und welche Fähigkeiten setzt eine solche Schöpfung voraus! Man kann behaupten, Napoleon habe nichts weiter getan, als die um ihn verbreitete soziale Intelligenz in die Tat umzusetzen, eine Intelligenz, die durch außergewöhnliche Ereignisse und unerhörte Gefahren entwickelt worden sei. Aber wäre er dadurch weniger bewunderswert? Wie viel gehört dazu, zu führen und zu herrschen, wie er es getan hat!

Wenn Napoleon auch nicht als Fürst auf die Welt kam, so war er dennoch der Sohn einer adligen Familie. Herr de Marbœuf, der Gouverneur der Insel Korsika, gab ihn in ein Institut in der Nähe von Autun, dann wurde er in die Militärschule von Brienne aufgenommen. Elisa, Frau Bacciochi, erhielt ihre Erziehung in Saint-Cyr: Bonaparte rief seine Schwester zurück, als die Revolution die Türen dieses religiösen Zufluchtsortes zerbrach. So findet man eine Schwester Napoleons als letzte Schülerin in einem Institut, in welchem die ersten jungen Mädchen vor Ludwig XIV. die Chöre von Racine gesungen hatten.

Die zur Aufnahme in eine Militärschule notwendigen Adelsbeweise wurden von Napoleon erbracht. Sie enthalten den Taufschein von Karl Bonaparte, dem Vater Napoleons,

ein Zeugnis der höchsten Adligen der Stadt Ajaccio, welches aussagt, daß die Familie Bonaparte stets zu den ältesten und vornehmsten der Stadt gezählt habe, ein Schreiben der Familie Bonaparte aus Toskana, die zu den Patrizierfamilien gehört und erklärt, daß sie gleichen Ursprungs mit der Familie Bonaparte aus Korsika sei, usw. usw.

„Beim Einzug Bonapartes in Treviso", sagt Las Cases, „teilte man ihm mit, daß seine Familie hier großes Ansehen genossen habe; in Bologna, daß sie in das goldene Buch eingeschrieben gewesen sei... Bei der Zusammenkunft in Dresden erzählte Kaiser Franz dem Kaiser Napoleon, daß seine Familie in Treviso geherrscht habe und daß er sich die Dokumente darüber habe zeigen lassen; er fügte hinzu, es sei nicht hoch genug zu schätzen, wenn man zu den herrschenden Familien zähle, und Napoleon müßte es Marie-Louise erzählen, der es große Freude machen würde."

Aus einem Adelsgeschlecht stammend, welches mit den Orsini, Lomelli und Medici in verwandtschaftlicher Verbindung stand, war Napoleon, vergewaltigt durch die Revolution, nur einen Augenblick lang Demokrat; das geht aus allem, was er sagt und schreibt, hervor: seine Neigungen waren aristokratisch. Pascal Paoli war keineswegs der Taufpate von Napoleon, wie man gesagt hat: es war der obskure Laurenz Giubega aus Calvi; das erfährt man aus dem Taufregister in Ajaccio, welches von dem Priester Diamante geführt wird.

Ich habe Angst, Napoleon zu kompromittieren, wenn ich seinen aristokratischen Rang dermaßen hervorhebe. Cromwell erklärt in seiner am 12. September 1654 im Parlament gehaltenen Rede, als Edelmann geboren zu sein; Mirabeau, Lafayette, Desaix und hundert andere Verfechter der Revolution waren ebenfalls Adlige. Die Engländer haben behauptet, der Vorname des Kaisers laute Nikolaus, woraus sie Nic ableiteten. Der Name Napoleon stammte von einem der Onkel des Kaisers, der seine Tochter mit einem Ornaus verheiratete. Der heilige Napoleon ist ein griechischer Märtyrer. Nach den Kommentaren Dantes war Graf Orso der Sohn des Napoleon von Cerbaja. Niemand fand es früher auffällig, wenn ihm dieser Name, den mehrere Kardinäle trugen, in der Geschichte begegnete; heute horcht man auf. Der Ruhm eines Mannes leuchtet nicht nur in die Zukunft, sondern auch in die Vergangenheit.

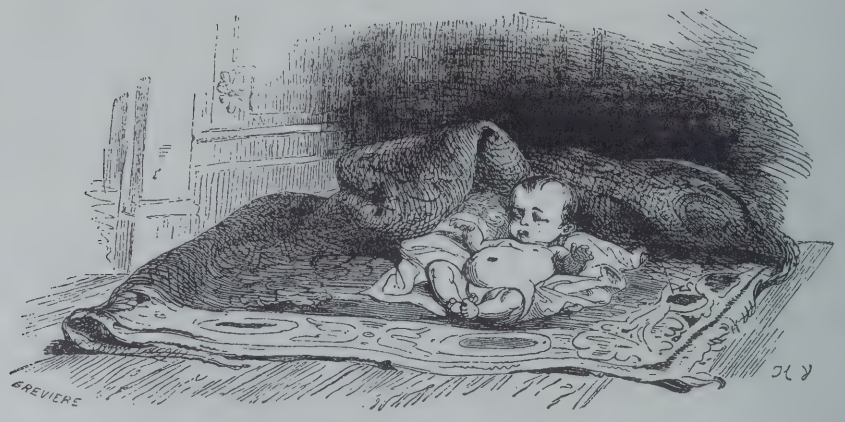
Es steht fest, daß der wirkliche Name des Bonaparte Buonaparte lautet; er hat ihn selbst so unterschrieben während seines ganzen Feldzuges in Italien, bis zu seinem einunddreißigsten Jahr. Dann französisierte er ihn und unterzeichnete nur mehr Bonaparte: ich lasse ihm den Namen, den er sich selbst gegeben hat und den er am Fuß seiner unzerstörbaren Bildsäule eingegraben hat.

Hat sich Bonaparte um ein Jahr jünger gemacht, damit er Franzose sei, das heißt, damit seine Geburt nicht vor die Vereinigung Korsikas mit Frankreich falle? Diese Frage wird kurz aber gründlich in einer Schrift von Eckard behandelt: man kann seine Broschüre lesen. Es geht daraus hervor, daß Napoleon am 5. Februar 1768 und nicht am 15. August 1769 geboren sei, trotz der gegenteiligen Behauptung Bouriennes. Des-

halb hat der Senat in seiner Proklamation vom 3. April 1814 Napoleon einen Ausländer genannt.

Das Protokoll über die Vermählung Bonapartes mit Marie Josephine Rosa de Tascher, das sich im Zivilstandesregister des zweiten Pariser Arrondissements unter dem 19. Ventôse des Jahres IV (9. März 1796) findet, besagt, daß Napoleon Bonaparte am 5. Februar 1768 in Ajaccio geboren ist, und daß sein von dem Zivilbeamten bestätigter Geburtsakt das gleiche Datum anführt. Dies stimmt vollständig mit dem Heiratsprotokoll überein, welches angibt, daß der Gatte achtundzwanzig Jahre alt sei.

Der Geburtsschein Napoleons, der anläßlich seiner Vermählung mit Josephine bei der Mairie des zweiten Arrondissements vorgewiesen worden war, wurde von einem Adjutanten des Kaisers zu Beginn des Jahres 1810, als die Verbindung Napoleons mit



Josephine getrennt werden sollte, zurückgefordert. Duclos, der nicht wagte, sich dem kaiserlichen Befehl zu widersetzen, schrieb sofort auf ein Blatt des Aktes Bonaparte: „Sein Geburtsschein muß ihm zurückgestellt worden sein, da es nicht möglich war, ihm im Augenblick der Zurückforderung eine Kopie auszufertigen." Das Geburtsdatum Josephinens ist in dem Heiratsprotokoll umgeändert, ausradiert und überschrieben, obwohl man mit Hilfe der Lupe die ursprünglichen Schriftzüge noch erkennen kann. Die Kaiserin hat sich um vier Jahre verjüngt: die Scherze, die man in den Tuilerien und auf St. Helena darüber gemacht hat, sind schlecht und zeugen von Undankbarkeit.

Der Geburtsschein Napoleons ist verschwunden; alle Versuche, ihn aufzufinden, waren vergeblich.

Diese Tatsachen sind unwiderleglich. Ich selbst glaube, daß Napoleon am 5. Februar 1768 in Ajaccio geboren ist, obgleich ich mir nicht verhehle, daß manche historische Bedenken gegen die Annahme dieses Datums sprechen werden.

Joseph, der älteste Bruder Bonapartes, ist am 5. Januar 1768 geboren; sein jüngerer

Bruder Napoleon kann nicht im gleichen Jahr geboren sein, es sei denn, daß auch das Geburtsdatum Josephs gefälscht sei: das ist möglich, denn man hat den Verdacht, daß alle Zivilstandsdokumente Napoleons und Josephinens gefälscht sind. Trotz des gerechten Verdachtes einer Unwahrheit, versichert der Graf von Beaumont, Unterpräfekt von Calvi, in seinen Bemerkungen über Korsika, daß das Zivilstandsregister von Ajaccio den 15. August 1769 als Geburtsdatum Napoleons anführe. Außerdem bewiesen die Papiere, die mir Herr Libri geliehen hatte, daß Bonaparte selbst den 15. August 1769 als sein Geburtsdatum ansah, und dies zu einer Zeit, da er keine Veranlassung zu dem Wunsche haben konnte, sich jünger zu machen. Dennoch bleiben das offizielle Datum seines ersten Heiratsprotokolles und das Verschwinden seines Geburtsscheines bestehen.

Wie dem auch sei, Napoleon gewinnt nichts durch diese Verschiebung. Wenn man seine Geburt auf den 15. August 1769 verlegt, so fällt seine Zeugung ungefähr auf den 15. November 1768; Korsika aber wurde erst durch den Traktat vom 15. Mai 1769 an Frankreich abgetreten, und die letzten Kantone unterwarfen sich sogar erst am 14. Juni 1769. Nach den nachsichtigsten Berechnungen also wäre Napoleon nur einige Nachtstunden im Schoße seiner Mutter Franzose. Ist aber sein Vaterland zweifelhaft, so räumt ihm dies eine besondere Stellung ein: eine vom Himmel gefallene Existenz, die allen Zeiten und allen Ländern angehören könnte.

Napoleon neigte sich übrigens mehr seinem italienischen Vaterlande zu; er haßte die Franzosen, bis ihre Tapferkeit ihm zu seinem Reich verhalf. Viele Beweise für diese Abneigung finden sich in den Schriften seiner Jugendzeit. In einer Abhandlung über den Selbstmord findet man folgende Stelle: „Meine geknechteten Brüder küssen zitternd die Hand, die sie bedroht... Franzosen, nicht genug, daß Ihr uns alles raubtet, habt Ihr auch unsere Sitten verdorben."

Ein Brief, den er im Jahre 1789 in England an Paoli geschrieben hat und der später veröffentlicht wurde, fängt folgendermaßen an:

„General, ich wurde geboren, als mein Heimatland zugrunde ging. Dreißigtausend an unsere Küste geworfene Franzosen, die in Blutströmen den Traum der Freiheit ertränkten, das war das verhaßte Schauspiel, das sich meinen Blicken als erstes bot."

Ein anderer Brief Napoleons an Gubica, einen hohen Beamten von Korsika, lautet:

„Während Frankreich neu aufersteht, was soll aus uns werden, aus uns anderen, uns unglücklichen Korsen? Werden wir uns niemals aus unserer Niedrigkeit erheben und fortfahren, die freche Hand zu küssen, die uns bedrückt? Werden wir weiter zusehen, wie alle Ämter, die durch ein natürliches Recht für uns bestimmt sind, von Fremden eingenommen werden, die durch ihre Sitten und ihre Aufführung ebenso verächtlich sind, wie ihre Geburt niedrig ist?"

Der Entwurf zu einem dritten von Bonaparte geschriebenen Brief endlich, welcher an die Nationalversammlung von 1789 gerichtet ist und die Dankbarkeit der Korsen spricht, fängt so an:

„Meine Herren,

Durch Blut haben die Franzosen die Herrschaft über uns erlangt; durch Blut wollten sie ihren Sieg befestigen. Militärs, Rechtsgelehrte, Finanziers schlossen sich zusammen, uns zu unterdrücken, uns zu erniedrigen und uns in langen Zügen den Kelch der Schmach leeren zu lassen. Wir haben lange genug ihre Quälereien erduldet; aber da wir nicht den Mut hatten, sie aus eigenen Kräften abzuschütteln, so dürfen wir sie zumindest niemals vergessen, mögen sie die Verachtung finden, die sie verdienen, oder wenigstens in ihrem Vaterlande das Vertrauen der Völker verlieren. — Das Unsere werden sie niemals erlangen, das steht fest."

Die Abneigung Napoleons gegen Frankreich schwand niemals ganz: auf dem Thron schien er uns zu vergessen, er sprach nur von sich, seinem Reich, seinen Soldaten, fast niemals von den Franzosen; einmal entschlüpften ihm die Worte: „Ihr Franzosen."

In seinen Aufzeichnungen auf Sankt Helena erzählt der Kaiser, daß ihn seine Mutter, von den Wehen überrascht, aus ihrem Schoße auf einen Teppich habe fallen lassen, in dem die Helden der Ilias eingewirkt waren: er wäre aber auch geworden, was er sei, wenn er auf Stroh gefallen wäre.

Ich sprach von aufgefundenen Papieren; als ich im Jahre 1828 Gesandter in Rom war, erzählte mir der Kardinal Fesch, als er mir seine Bilder und Bücher zeigte, er besitze Schriften aus Napoleons Jugendzeit; er legte ihnen so wenig Wert bei, daß er mir anbot, sie mir zu zeigen. Aber ich verließ Rom und hatte nicht die Zeit, die Dokumente durchzusehen. Beim Tode der Mutter Napoleons und des Kardinals Fesch wurden mehrere Gegenstände des Nachlasses zerstreut; die Mappe, welche die Schriften Napoleons enthielt, wurde mit mehreren anderen nach Lyon gebracht; sie fiel in die Hände des Herrn Libri. Dieser ließ in der Revue des deux Mondes vom 1. März 1842 eine genaue Notiz über die Papiere des Kardinals Fesch einrücken; er hatte seitdem die Güte, mir die Mappe zuzuschicken, und ich habe deren Inhalt benutzt, um den früheren Text meiner Napoleon betreffenden Memoiren zu erweitern und zu berichtigen. Benson spricht in seinen „Sketches of Corsica" von dem Landhaus, welches die Familie Bonaparte bewohnte:

„Wenn man längs des Meeresstrandes von Ajaccio gegen die Insel Sanguiniera zugeht, so stößt man, ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt, auf zwei Steinsäulen, die Überreste eines Tores. Dieses führt zu einer verfallenen Villa, dem ehemaligen Wohnsitz des Halbbruders väterlicherseits der Frau Bonaparte, den Napoleon zum Kardinal Fesch gemacht hat. Oberhalb eines Felsens sind die Reste eines kleinen Pavillons sichtbar, dessen Eingang durch einen dichten Feigenbaum fast ganz verwachsen ist: Dorthin pflegte sich Napoleon zurückzuziehen, wenn ihm die Schulferien erlaubten, nach Hause zu kommen."

Die Liebe zum Heimatland spielte bei Napoleon eine merkwürdige Rolle. Im Jahre 1788 schrieb er an Herrn de Jussy, daß „Korsika einen ewigen Frühling darbiete".

Er sprach nicht mehr von seiner Insel, als er glücklich war; er brachte ihr sogar eine gewisse Antipathie entgegen; sie rief ihm eine allzuenge Wiege ins Gedächtnis zurück. Aber in Sankt Helena erinnerte er sich seines Vaterlandes wieder: Korsika hatte für Napoleon tausend Reize... Alles war dort besser, sagte er; sogar der Geruch des Bodens: er hätte ihn mit geschlossenen Augen wiedererkannt; er hatte ihn nirgends wiedergefunden. Er sah sich dort in seinen frühesten Jahren bei seinen ersten Liebeserlebnissen; er sah sich dort in seiner Jugend, inmitten von Abgründen, auf hohen Gipfeln, in tiefen Tälern.

Napoleon fand den Roman in seiner Wiege; dieser Roman beginnt mit Vannina, welche von Sampietro, ihrem Gatten, getötet wird. Der Baron von Neuhof, oder der König Theodor, war überall erschienen und hatte bei den Engländern, dem Papst, den Türken und dem Bei von Tunis um Hilfe gebeten, nachdem er sich zum König der Korsen hatte krönen lassen, welche nicht wußten, unter wessen Führung sie sich stellen sollten. Voltaire lachte darüber. Die beiden Paoli, Hyancinth und besonders Pascal, hatten Europa mit dem Klang ihres Namens erfüllt. Buttafuocco bat J. J. Rousseau, Gesetzgeber der Korsen zu werden. Der Philosoph von Genf dachte daran, sich in der Heimat des Mannes niederzulassen, der, nachdem er die Alpen unsicher gemacht hatte, Genf unter dem Arm davontrug. „Es gibt", so schreibt Rousseau, „in Europa noch ein Land, das einer Gesetzgebung fähig ist: das ist die Insel Korsika. Der Mut und die Festigkeit, mit der dieses tapfere Volk seine Freiheit wiederzuerlangen und zu verteidigen verstand, verdienten wohl, daß irgendein weiser Mann es lehrte, sich diese Freiheit zu erhalten. Ich habe das Gefühl, daß diese kleine Insel eines Tages Europa in Erstaunen setzen wird."

Im Herzen Korsikas aufgewachsen, wurde Napoleon in dieser Elementarschule der Revolutionen erzogen. Bei seinem Auftauchen trug er weder die Ruhe noch die Leidenschaften an sich, die sonst der Jugend eigen sind. Seinem Geist war der Stempel politischen Eifers aufgedrückt. Dies verändert das Bild, welches man sich von Napoleon gemacht hat.

Wenn ein Mensch berühmt geworden ist, so dichtet man ihm eine gewisse Vergangenheit an: Zu einer großen Zukunft bestimmte Kinder sind nach den Berichten der Biographen zumeist feurig, lebhaft, nicht zu bändigen. Sie erlernen alles oder nichts: oft sind es traurige Kinder, die an den Spielen der anderen nicht teilnehmen, abgesondert träumen und schon unter dem Fluch des Namens stehen, den sie tragen. Nun hat ein Enthusiast ganz außerordentlich gewöhnliche Briefe Napoleons an seine Großeltern ausgegraben (zweifellos in italienischer Sprache geschrieben); wir müssen diese kindlichen Eseleien hinunterschlucken. Unsere Zukunftsprognosen sind eitel; wir sind, was die Umstände aus uns machen; ob jetzt ein Kind heiter oder traurig, still oder lärmend sei, ob es Fähigkeiten zur Arbeit habe oder nicht, — ein Schluß auf die Zukunft ist daraus nicht zu ziehen. Man sehe sich nur einen Schüler von 16 Jahren

an; wenn man einen noch so intelligenten auswählt, so wird dieses Wunderkind, genau betrachtet, doch ein Dummkopf bleiben; fehlt doch dem Kind der größte Reiz, das Lächeln: es lacht, aber es lächelt nicht.

Napoleon war also ein kleiner Junge, nicht mehr und nicht weniger bedeutend als seine Gefährten: „Ich war nichts weiter", sagt er, „als ein eigensinniges, neugieriges Kind." Er liebte die Ranunkeln und aß Kirschen mit Fräulein Colombier. Als er das väterliche Haus verließ, konnte er nur Italienisch und war in der Sprache Turennes fast ganz unbewandert. Er schrieb fast kein Wort orthographisch; Heinrich IV., Ludwig XIV. und der Marschall Richelieu aber, die weniger entschuldbar sind, waren nicht korrekter. Offenbar um die Mängel seiner Bildung zu verbergen, hat Napoleon seine Schrift unleserlich gemacht. Nachdem er mit neun Jahren Korsika verlassen hatte, sah er seine Insel erst acht Jahre später wieder. In der Schule zu Brienne war nichts Ungewöhnliches an ihm zu bemerken, weder in seiner Art zu studieren noch in seinem Äußeren. Seine Kameraden spotteten über seinen Namen Napoleon und über sein Vaterland. Er sagte zu seinem Kameraden Bourienne: „Ich werde deinen Franzosen so viel Böses zufügen, als ich nur kann." In einem Bericht, den Herr de Kéralio im Jahre 1784 dem König abgestattet, sagt er, der junge Bonaparte würde ein ausgezeichneter Matrose werden. Doch ist dieser Satz verdächtig, da der betreffende Bericht erst aufgefunden wurde, nachdem Napoleon die Flotte von Boulogne inspiziert hatte.

Nachdem er am 14. Oktober 1784 Brienne verlassen hatte, trat Bonaparte in die Militärschule von Paris ein. Die Zivilliste zahlte seine Pension, und er war unglücklich darüber, Stipendiat zu sein. Er behielt diese Pension, wie aus einer in der Mappe Fesch enthaltenen Quittung hervorgeht:

„Der Unterzeichnete bestätigt, von Herrn Biercourt die Summe von 200 Livres erhalten zu haben, welche ihm der König zwecks Besuches der Militärschule von Paris gewährt hat."

Fräulein Permont — Comnène (Madame Abrantès), die bald bei ihrer Mutter in Montpellier, bald in Toulouse, bald in Paris lebte, verlor ihren Landsmann Bonaparte nie aus den Augen:

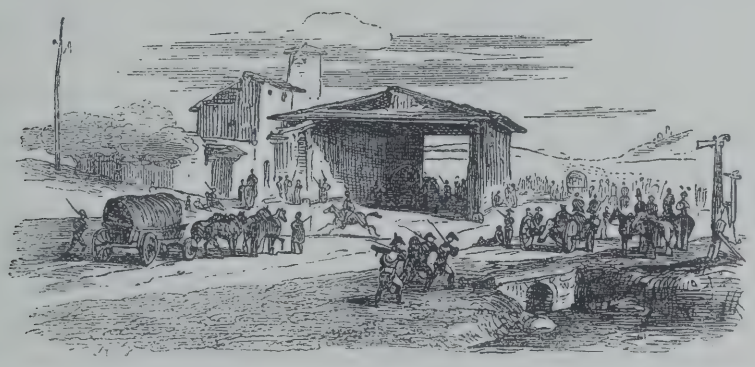
„Wenn ich über den Quai de Conti gehe," schreibt sie, „so kann ich nicht umhin, die Mansarde in der linken Ecke des Hauses im dritten Stock zu betrachten: dort wohnte Napoleon immer, wenn er seine Eltern besuchte."

Napoleon war in seinem neuen Prytaneum nicht beliebt: sein mürrisches, krittelndes Wesen mißfiel seinen Lehrern; er tadelte alles ohne Schonung. Er richtete an den Untervorsteher ein Memorandum über die Mängel der Erziehung, die man in der Anstalt genoß. „Wäre es nicht besser, die Schüler anzuhalten, selbständig zu werden, das heißt, nicht für sich zu kochen, denn das täten sie nicht, sondern sie Schrotbrot essen zu lassen, oder solches, das dem Schrotbrot ähnlich ist, sie ihre Kleider selbst klopfen

und bürsten, ihre Schuhe und Stiefel putzen zu lassen?" Dies führte er später in Fontainebleau und Saint-Germain ein.

Aber die Schule wurde bald von ihrem Störenfried befreit, der zum Unterleutnant im Artillerieregiment La Frère ernannt wurde.

Von 1784 bis 1793 dauert die literarische Karriere Napoleons. Mit den Artilleriekorps, denen er zugeteilt war, in Auxonne, Dôle, Seurres und Lyon umherziehend, wurde Napoleon von jedem Geräusch angezogen, wie der Vogel von dem Ruf der Lockpfeife. Voll Interesse für akademische Fragen, schritt er an ihre Beantwortung, er wandte sich dreist an hochstehende Persönlichkeiten, die er nicht kannte: er machte sich zu ihresgleichen, bevor er ihr Gebieter wurde. Bald sprach er unter seinem angenommenen Namen, bald zeichnete er mit seinem eigenen, ohne das Pseudonym zu



verraten. Er schrieb an den Abbé Raynal, an Necker, er schickte den Ministern Schriften zu über die Organisation von Korsika, über Verteidigungspläne von Saint-Florent, la Mortelle, den Meerbusen von Ajaccio, über eine Art von Kanonen, mittels derer man Bomben werfen könnte. Man hörte nicht mehr auf ihn als man auf Mirabeau gehört hatte, als er in Berlin die auf Preußen und Holland bezüglichen Projekte entworfen hatte. Er studierte Geographie. Man weiß, daß er, als von Sankt Helena die Rede war, nichts weiter sagte als: „Kleine Insel". Er beschäftigte sich mit China, Indien, Arabien. Er schrieb über Historiker, Philosophen, Ökonomisten, über Herodot, Strabo, Diodorus von Sizilien, Filangieri, Mably, Smith; er widerlegte die Rede über den Ursprung und die Grundlagen der Gleichheit der Menschen, und schrieb: „Das glaube ich nicht; ich glaube nichts davon." Lucien Bonaparte erzählt, er habe zwei Abschriften eines von Napoleon skizzierten Geschichtswerkes angefertigt. Das Manuskript dieser Skizze hat sich zum Teil in der Mappe des Kardinals Fesch wiedergefunden: die Forschungsergebnisse darin sind wenig interessant, der Stil gewöhnlich; die Episode mit Vaninna ist wirkungslos wiedergegeben. Die Worte, die Sampietro nach dem Mord an Vaninna vor den Großen Heinrichs II. spricht, wiegen

die ganze Erzählung Napoleons auf: „Was kümmern den König von Frankreich die Wirrnisse zwischen Sampietro und seiner Frau!"

Bonaparte hatte zu Beginn seines Lebens nicht die geringste Vorahnung, welche Zukunft ihm bestimmt sei. Erst als er die Leiter schon bestiegen hatte, kam ihm der Gedanke, sich höher zu erheben. Aber hätte er auch nicht die Absicht gehabt, aufzusteigen, so wäre er niemals freiwillig gesunken; nichts hätte seinen Fuß von der Stelle reißen können, auf die er ihn einmal gesetzt hatte. Drei Hefte Manuskripte sind Forschungen über die Sorbonne und über die gallikanischen Freiheiten gewidmet; es finden sich darunter Korrespondenzen mit Paoli, Salicetti und besonders mit dem Pater Dupay, dem zweiten Vorsteher der Schule von Brienne, einem vernünftigen, frommen Manne, der seinem jungen Schüler Ratschläge gibt und ihn seinen lieben Freund nennt.

Neben diesen trockenen Studien ließ Napoleon auch seine Phantasie spielen. Er spricht von Frauen; er schreibt den „Masque Prophète", den „Roman corse", eine englische Novelle, den „Grafen Essex"; er verfaßt Gespräche über die Liebe, die er mit Verachtung behandelt, aber trotzdem findet man das Konzept eines Briefes voll Leidenschaft an eine unbekannte Geliebte. Der Ruhm bedeutet ihm wenig, an erster Stelle steht für ihn die Liebe zum Vaterlande und dieses Vaterland ist Korsika.

Bei einem Buchhändler in Genf lief eine Bestellung ein: der romantische Leutnant erkundigte sich nach den Memoiren der Mme. de Warens. Napoleon war auch Dichter, wie es Cäsar und Friedrich waren: er zog den Ariost dem Tasso vor; er fand bei ihm die Bilder seiner zukünftigen Heerführer und ein völlig gesatteltes Pferd für seine Reise nach den Sternen. Man schreibt Bonaparte folgendes Madrigale zu, das an Mme. Saint-Huberty, welche die Rolle der Dido spielte, gerichtet ist; der Inhalt mag von ihm stammen; die Form kommt aus einer kundigeren Hand:

Römer, die Ihr Euch göttlichen Ursprungs rühmt,
Seht, wovon die Geburt Eures Reiches abhing!
Didos Reize waren nicht mächtig genug
Die Flucht zu hindern, zu der ihr Geliebter entschlossen war.
Aber wäre die andere Dido, die diesen Ort schmückt,
Königin von Karthago gewesen,
So hätte er, ihr zu dienen, seine Götter verlassen,
Und Euer schönes Land wäre noch wild.

Um diese Zeit scheint Bonaparte in die Versuchung gekommen zu sein, sich das Leben zu nehmen. Tausend unerfahrene junge Leute sind von dem Gedanken des Selbstmordes besessen, den sie für einen Beweis ihres überlegenen Charakters halten. In den Papieren aus dem Besitz des Herrn Libri findet sich folgende Stelle: „Immer einsam, inmitten der Menschen, ziehe ich mich zurück, um, allein mit mir, zu träumen und mich der ganzen Düsterkeit meiner Melancholie hinzugeben. Welche Richtung

nimmt sie heute? Die des Todes ... Wäre ich sechzig Jahre alt, so würde ich die Vorurteile meiner Zeitgenossen respektieren und geduldig warten, bis die Natur ihren Lauf vollendet hätte. Aber da das Unglück anfängt mich zu verfolgen und nichts mir Freude macht, warum soll ich dieses nutzlose Leben weiterführen?"

Das sind die Träumereien aller Romane. Dem Inhalt und den Gedankengängen nach finden sie sich bei Rousseau, und es ist wahrscheinlich, daß Bonaparte den Text einfach durch einige eigene Sätze verändert hat.

Der Stil des jungen Napoleon ist deklamatorisch; man findet nichts Beachtenswertes darin, als die Lebendigkeit eines jungen Pioniers, der Sand wegschaufelt. Wenn ich diese frühen Arbeiten betrachte, so erinnere ich mich meiner eigenen jugendlichen Ergüsse, meiner „Essays historiques", meines Manuskriptes über „Natchez" von viertausend Folioseiten, mit Fäden zusammengehalten. Aber ich habe keine kleinen Häuschen, Kinderzeichnungen, Schmierereien an den Rand gemalt, wie man sie bei Bonaparte findet. Zwischen den Blättern meiner Jugendwerke rollte keine Steinkugel, die das Modell einer Kanonenkugel sein könnte.

Dies also ist das Vorspiel zum Leben Napoleons. Ein unbekannter Bonaparte geht dem mächtigen Napoleon voran; die Idee Bonaparte war in der Welt, noch ehe seine Person darin auftrat: sie bewegte schon heimlich die Erde; im Jahre 1789, da Napoleon auftauchte, fühlte man schon etwas Furchtbares, eine Unruhe, von der man sich keine Rechenschaft geben konnte. Wenn der Erde eine Katastrophe droht, dann wird man durch unterirdische Erschütterungen darauf vorbereitet; man wird ängstlich, man horcht während der Nacht; man blickt unverwandt nach dem Himmel, ohne zu wissen, was man will und was geschehen soll.

Paoli war im Jahre 1789 auf einen Antrag Mirabeaus aus England zurückberufen worden. Er wurde Ludwig XVI. durch Herrn von Lafayette vorgestellt und zum Generalleutnant und Militärkommandanten von Korsika ernannt. Napoleon war sein Schützling gewesen, aber bald entzweite er sich mit ihm. Die Verbrechen unserer ersten Unruhen kühlten den alten General ab; er lieferte Korsika England aus, um dem Konvent zu entgehen. Bonaparte war in Ajaccio Mitglied eines Jakobinerklubs geworden; ein gegnerischer Klub wurde gegründet und Napoleon sah sich gezwungen zu fliehen. Madame Lätitia und ihre Töchter flüchteten in die griechische Kolonie Carghese und von da nach Marseille. Joseph heiratete in dieser Stadt am 1. August 1794 Fräulein Clary, die Tochter eines reichen Kaufmannes. Im Jahre 1792 entsetzte der Kriegsminister, der unbekannte Lajard, Napoleon für eine kurze Zeit seines Amtes, weil er bei einer Revue nicht erschienen war.

In diesem Jahr begegnen wir Bonaparte in Paris wieder, und zwar mit Bourienne. Aller Hilfsmittel beraubt, war er Spekulant geworden. Er hatte die Absicht, im Bauen begriffene Häuser in der Rue Montholon zu mieten, um sie dann weiter zu vermieten. Während dieser Zeit nahm die Revolution ihren Gang; der 20. Juni kam heran.

Napoleon, der mit Bourienne aus einem Gasthaus in der Rue Saint-Honoré, nächst dem königlichen Palast, trat, sah fünf- oder sechstausend in Lumpen gekleidete Menschen herankommen, die unter lautem Geschrei auf die Tuilerien zu marschierten. Er sprach zu Bourienne: „Folgen wir diesem Gesindel"; und er stellte sich auf die Terrasse am Fluß. ... als der König, in dessen Wohnung der Pöbel eingedrungen war, mit einer roten Mütze auf dem Kopf am Fenster erschien, rief Bonaparte entrüstet aus: „Wie hat man nur dieses Gesindel hereinlassen können? Man hätte fünf- oder sechshundert von diesen Gesellen mit Kanonen wegfegen müssen. Dann wären die übrigen schon selbst davongelaufen!"

In dem Inventar, welches der Notar Dumay und der Taxationskommissär Chariot nach dem Tode eines Weinhändlers in der Rue Sainte-Avoye aufnehmen mußten, wird Bonaparte als Träger einer Mietschuld von fünfzehn Franken, die er nicht begleichen konnte, genannt. Diese Armut erhöht seine Größe, und Napoleon hat auf Sankt Helena gesagt: „Beim Lärm des Sturmes auf die Tuilerien am 10. August, lief ich nach dem Karussellplatz zu Fauvelet, dem Bruder Bouriennes, der dort ein Möbelmagazin hatte." Der Bruder Bouriennes hatte ein Unternehmen gegründet, welches er Nationalversteigerung nannte; Bonaparte hatte dort seine Uhr verpfändet; ein gefährliches Beispiel: wie viele arme Studenten werden sich für Napoleons halten, weil sie ihre Uhren versetzt haben!

Bonaparte kehrte am 2. Januar des Jahres II. nach dem Süden Frankreichs zurück; er kam vor der Belagerung von Toulon hin; er schrieb zwei Pamphlete: — das erste ist ein Brief an Matteo Buttafuoco; er behandelt ihn mit Verachtung und legt es Paoli als Verbrechen aus, die Macht in die Hände des Volkes gelegt zu haben: „Ein seltsamer Irrtum," ruft er aus, „der der rohen Menge den Mann unterstellt, der seiner Erziehung, dem Glanz seiner Geburt und seinem Schicksal nach allein geschaffen ist, zu regieren!"

Obwohl Napoleon Revolutionär war, zeigt er sich überall als Feind des Volkes; trotzdem wurde er von Masseria, dem Präsidenten des patriotischen Klubs in Ajaccio, für seine Broschüre belobt.

Am 29. Juli 1793 ließ er ein zweites Pamphlet, „Le Souper de Beaucaire", drucken. Bourienne besitzt ein von Bonaparte durchgesehenes Exemplar, aber dieses ist gekürzt und mit den Ansichten, die der Kaiser zu der Zeit hatte, als er seine Arbeit wieder in die Hand bekam, in Einklang gebracht worden. Es ist ein Dialog zwischen einem Marseiller, einem Nimesen, einem Offizier und einem Fabrikanten aus Montpellier. Es handelt sich um eine wichtige Frage der Gegenwart, den Angriff auf Avignon durch die Armee Carteaux, an welchem Napoleon als Artillerieoffizier teilgenommen hat. Er spricht dem Marseiller gegenüber die Ansicht aus, daß seine Partei verlieren würde, weil er aufgehört habe, Anhänger der Revolution zu sein. Der Marseiller sagt zu dem Offizier, nämlich Bonaparte: „Man erinnert sich noch immer jenes Ungeheuers, welches gleichwohl eine Hauptperson des Klubs war; er ließ einen Bürger an einen Laternen-

pfahl knüpfen, plünderte sein Haus und schändete seine Frau, nachdem er sie vorher gezwungen hatte, ein Glas von dem Blute ihres Mannes zu leeren." — „Wie furchtbar!" ruft der Offizier, „aber ist das auch wahr? Ich zweifle daran, denn Sie wissen, daß man heute nicht mehr an Frauenschändung glaubt." Die Beschuldigung, Blut getrunken zu haben und andere gezwungen zu haben, Blut zu trinken, ist oftmals erhoben worden. Als der Herzog von Montmorency in Toulouse enthauptet wurde, tranken die Soldaten sein Blut, um sich die Tugend eines großen Herzens einzupflanzen.

Wir kommen zur Belagerung von Toulon. Hier fängt die militärische Karriere Bonapartes an. Über den Rang, den Napoleon damals bei der Artillerie einnahm, enthält die

Mappe des Kardinals Fesch ein merkwürdiges Dokument: es ist ein Hauptmannspatent, welches Napoleon am 30. August 1792 von Ludwig XVI. ausgestellt worden ist, also zwanzig Tage nach der wirklichen Entthronung, welche am 10. August stattgefunden hat. Der König war am 13., also zwei Tage nach der Niedermetzelung der Schweizer in den Temple gebracht worden. In diesem Patent steht, daß die Ernennung vom 30. August 1792 dem ernannten Offizier schon vom 16. Februar ab angerechnet werden sollte.

Die Unglücklichen sind zuweilen Propheten; aber diesmal hatte die Voraussicht des Märtyrers keinen Anteil an der künftigen Größe Napoleons. In den Kriegsarchiven existieren noch leere, von Ludwig XVI. im voraus unterzeichnete Offizierspatente; es sind nur die offen gelassenen Stellen auszufüllen; solcherart wird auch das erwähnte Patent gewesen sein. Ludwig XVI., der im Temple eingesperrt war, und inmitten seiner ebenfalls gefangenen Familie seines Prozesses harrte, hatte wohl andere Dinge zu tun, als sich um das Avancement eines Unbekannten zu kümmern.

Die Zeit der Ausfertigung des Patentes läßt sich durch die Kontrasignatur Servan

bestimmen. Servan, der am 8. Mai 1792 in das Kriegsdepartement berufen wurde, wurde am 13. Juni desselben Jahres wieder entlassen; Dumourier hatte bis zum 18. das Portefeuille; dann kam Lajard bis zum 23. Juli; ihm folgte Dabancourt bis zum 10. August, an welchem Tage die Nationalversammlung Servan zurückrief, welcher am 3. Oktober seine Demission gab. Von diesem Tage an wäre es ebenso schwer, unsere Ministerien zu zählen, als unsere Siege.

Das Patent Napoleons kann nicht aus dem ersten Ministerium Servans stammen, da es am 30. August 1792 datiert ist; es muß aus seinem zweiten Ministerium herrühren. Indessen existiert ein Brief von Lajard vom 12. Juli, der an den Hauptmann der Artillerie, Bonaparte, gerichtet ist. Wie soll man sich das erklären? Hat Bonaparte das Dokument der Bestechung eines Beamten, der herrschenden Unordnung, der revolutionären Brüderschaft zu verdanken? Welcher Gönner betrieb die Angelegenheiten dieses Korsen? Es war der ewige Weltenlenker; Frankreich selbst stellte unter einem göttlichen Impuls dem ersten Kapitän der Erde sein Patent aus; dieses Patent wäre auch ohne die Unterschrift Ludwigs XVI. gültig gewesen, der seinen Kopf lassen mußte, damit er durch den Napoleons ersetzt werde.

Toulon hatte Ludwig XVII. anerkannt und seinen Hafen der englischen Flotte geöffnet. Von den Repräsentanten Fréron, Barras, Ricord und Salicetti aufgefordert, näherten sich Carteaux von der einen und der General Lapoype von der anderen Seite Toulon. Napoleon, der unter Carteaux in Avignon gedient hatte und in den Kriegsrat berufen wurde, bestand darauf, daß man sich des Forts Murgrave, welches von den Engländern auf der Höhe von Caire erbaut worden war, bemächtigen und auf den beiden Vorgebirgen Eguillette und Balaguier Batterien aufstellen müsse, um damit die große und die kleine Reede zu bestreichen und die feindliche Flotte zu zwingen, ihre Stellung aufzugeben. Alles traf ein, wie Napoleon vorhergesagt hatte: zum erstenmal erkannte man seine Bestimmung.

Mme. Bourienne hat den Memoiren ihres Gatten einige Anmerkungen hinzugefügt; ich will eine Stelle daraus zitieren, die sich auf Bonaparte vor Toulon bezieht: „Ich bemerkte zu jener Zeit (1795 in Paris), daß sein Charakter kalt und düster war; sein Lächeln war gemacht und häufig falsch angebracht; ich erinnere mich eines solchen Augenblickes einer grausamen Heiterkeit, die mich abstieß und gegen ihn einnahm. Er erzählte uns lachend, daß er vor Toulon, wo er die Artillerie kommandiert hatte, einen Offizier unter sich hatte, der den Besuch seiner Frau empfing, mit der er erst kurz verheiratet war und die er zärtlich liebte. Wenige Tage nachher mußte Bonaparte einen neuen Angriff auf die Stadt unternehmen und der Offizier bekam den Befehl, mitzutun. Seine Frau kam zu Bonaparte und bat ihn mit Tränen in den Augen, ihren Mann an diesem Tage vom Dienst zu dispensieren. Der General war unerbittlich, wie er uns selbst mit grausamer Fröhlichkeit erzählte. Der Augenblick des Angriffes kam heran, und der Offizier, der immer außerordentlich tapfer gewesen war, wie

Bonaparte selbst zugab, hatte eine Vorahnung seines nahen Endes; er wurde blaß und zitterte. Er wurde neben den General gestellt und in einem Augenblick, da das Feuer sehr heftig wurde, rief ihm Bonaparte zu: ‚Achtung! Eine Bombe kommt auf uns zu.' Anstatt auszuweichen, duckte sich der Offizier und wurde in zwei Teile zerrissen. Bonaparte lachte schallend, als er von dem Teil sprach, der ihm weggerissen wurde."

Nachdem Toulon genommen war, wurden die Schafotte aufgerichtet. Achthundert Opfer wurden auf dem Champ-de-Mars zusammengetrieben; man schoß sie nieder. Die Kommissäre traten vor und riefen: „Wer nicht tot ist, erhebe sich, die Revolution begnadigt ihn!" und die Verwundeten, die sich erhoben, wurden niedergemetzelt. Diese Szene ist so schön, daß sie in Lyon wiederholt wurde.

Hat Bonaparte als Führer der Artillerie diese Exekution in eigener Person kommandiert? Seine Menschlichkeit hätte ihn nicht daran gehindert, obwohl er seinem Charakter nach nicht grausam war.

Man findet folgendes Billett an die Kommissarien des Konvents: „Bürger — Repräsentanten, vom Felde des Ruhmes, im Blute der Verräter watend, verkünde ich Euch voll Freude, daß Eure Befehle ausgeführt sind und Frankreich gerächt ist: weder Alter noch Geschlecht wurde geschont. Diejenigen, die durch die republikanischen Kanonen nur verwundet worden waren, sind durch das Schwert der Freiheit und das Bajonett der Gleichheit niedergemacht worden.

Heil und Gruß.
Brutus Bonaparte, Bürger Sansculotte."

Dieser Brief wurde zum erstenmal in der Semaine, einer von Malte-Brun herausgegebenen Zeitschrift, veröffentlicht. Die Vicomtesse des Fors (Pseudonym) bringt ihn in ihren „Memoires sur la Revolution française"; sie fügt hinzu, er sei auf einer Trommel geschrieben worden; Fabry druckt ihn in einem Aufsatze über Bonaparte, in der „Biographie des hommes vivantes" ab; Royon erklärt in seiner „Histoire de Françe", daß man nicht wisse, aus welchem Mund dieser Mordschrei stamme; der schon erwähnte Fabry sagt, daß er von den einen Fréron, von den andern Bonaparte zugeschrieben werde. Über die Hinrichtungen von Toulon berichten Fréron in einem Brief an den Konventionsdeputierten Moïse Bayle, und Mottedo und Barras im Wohlfahrtsausschusse.

Von wem nun stammt wirklich der erste Brief über die napoleonischen Siege? Von Napoleon oder von seinem Bruder? Lucien, der seine Verirrungen verabscheut, gibt in seinen Memoiren zu, daß er anfangs ein glühender Republikaner gewesen sei. An der Spitze des Revolutionskomitees in Saint-Maxime in der Provence stehend, äußert er: „Wir ließen es an Worten und Ansprachen an die Jakobiner in Paris nicht fehlen. Da es Mode war, antike Namen anzunehmen, nannte sich mein ehemaliger Mönch Epaminondas, und ich nannte mich Brutus. Ein Pamphlet hat diesen Namen Napoleon

zugeschrieben, er gehört aber nur mir. Napoleon hatte die Absicht, seinen eigenen Namen über die Namen der antiken Geschichte zu erheben, und hätte er selbst bei diesen Maskeraden mittun wollen, so glaube ich nicht, daß er den Namen Brutus gewählt hätte."

In diesem Bekenntnis liegt Mut. Bonaparte bewahrt in seinem Mémorial de Sankt-Helena über jenen Teil seines Lebens tiefes Stillschweigen. Die Herzogin von Abrantès sagt darüber folgendes:

„Bonaparte war stärker hervorgetreten als Lucien, und obwohl er alles getan hatte, Luciens Verhalten ins rechte Licht zu rücken, konnte darüber kein Zweifel bestehen. Das „Mémorial de Saint-Helène", mag er nun gedacht haben, wird von hundert Millionen Menschen gelesen werden, unter denen sich vielleicht kaum tausend finden, welche die Tatsachen kennen, die mir unangenehm sind. Diese tausend Personen werden diese Tatsachen in einer wenig beunruhigenden Weise durch mündliche Tradition der Zukunft bewahren, aber das Memorial wird unanfechtbar sein."

So bleiben beklagenswerte Zweifel bestehen, ob Napoleon oder Lucien das Billett unterzeichnet haben. Wie hätte sich Lucien, der nicht Repräsentant des Konvents war, das Recht angemaßt, über die Hinrichtung zu berichten? War er von der Gemeinde Saint-Maximin abgeordnet, dem Blutbad beizuwohnen? Wie hätte er aber die Verantwortung eines Protokolls auf sich laden können, wenn ein Größerer als er bei dem Schauspiel zugegen war und Zeugen der von seinem Bruder geleiteten Exekution existierten? Es müßte schwer für ihn gewesen sein, seine Blicke so tief zu senken, nachdem er sie so hoch emporgehoben hatte.

Angenommen, Lucien, der Präsident des Komitees von Saint-Maximin, sei der Erzähler der Heldentaten Napoleons; so geht auf alle Fälle daraus hervor, daß die ersten Kanonenschüsse Napoleons gegen Franzosen gerichtet waren; daß er am 13. Vendémiaire ihr Blut vergießen mußte, und daß er beim Tod des Herzogs von Enghien seine Hände abermals mit Blut gefärbt hat: das erstemal zog unsere Hinmetzelung die Blicke der Welt auf Napoleon; die zweite Hekatombe verschaffte ihm den Rang, der ihn zum Herrn von Italien machte; die dritte ebnete ihm den Weg zur Kaiserkrone.

Er hat aus unserem Fleische Kraft gezogen, er hat unsere Knochen gebrochen und sich von dem Mark von Löwen genährt. Das ist eine beklagenswerte Tatsache, aber wenn man sich den Mysterien der menschlichen Natur und dem Lauf der Geschehnisse nicht verschließen will, so muß man zugeben, daß ein Teil von Napoleons Macht aus dem Terror hervorgegangen ist. Die Revolution dient jenen, die durch ihre Verbrechen hindurchgegangen sind; eine unschuldige Herkunft bedeutet ein Hindernis.

Der junge Robespierre hatte eine Vorliebe für Napoleon gefaßt und wollte ihn an Henriots Stelle zum Kommandanten von Paris machen. Napoleons Familie wohnte im Schlosse Sallè bei Antibes. „Ich war von Saint-Maximin hingekommen," sagt Lucien, „um einige Tage mit meiner Familie und meinem Bruder zu verbringen. Wir waren

alle versammelt, und der General schenkte uns jede Minute, über die er verfügen konnte. Eines Tages war er nachdenklicher als sonst, und teilte mir und Josef mit, es hinge nur von ihm ab, am folgenden Tage nach Paris zu gehen und eine Stellung anzutreten, die ihn instand setzen würde, uns alle vorteilhaft unterzubringen. Mich versetzte diese Mitteilung in Entzücken, da es mir als ein durch nichts aufzuwiegendes Glück erschien, endlich in die Hauptstadt zu kommen. Man bietet mir die Stelle von Henriot an, sagte Napoleon. Ich soll heute abend antworten. Was ratet Ihr mir? Wir zögerten einen Augenblick. „Ja," sagte hierauf der General, „das muß man sich wohl überlegen; es kann nicht die Rede davon sein, den Enthusiasten zu spielen, denn es ist in Paris nicht so leicht, seinen Kopf zu behalten, wie in Saint-Maximin. — Der junge Robespierre ist ein braver Mann, aber sein Bruder kennt keinen Spaß. Man müßte ihm dienen. — Ich sollte einen solchen Mann unterstützen? Nein, niemals! Ich weiß, wie nützlich ich ihm wäre, wenn ich an die Stelle seines schwachsinnigen Kommandanten träte, aber gerade das will ich nicht. Es ist nicht die Zeit dazu. Heute gibt es nur einen ehrenhaften Platz für mich, und das ist bei der Armee. Habt Geduld, ich werde später einmal Paris kommandieren." Das waren die Worte Napoleons. Er äußerte sich dann voll Entrüstung über die Schreckensherrschaft, deren nahes Ende er prophezeite, und wiederholte zum Schluß einige Male halb düster, halb lächelnd: „Was sollte ich auf dieser Galeere!"

Nach der Belagerung von Toulon nahm Bonaparte an den militärischen Bewegungen unserer Alpenarmee teil. Er bekam den Befehl, sich nach Genua zu begeben: geheime Instruktionen beauftragten ihn, den Zustand der Festung Savona zu rekognoszieren und Erkundigungen über die Absichten der genuesischen Regierung inbezug auf die Koalition einzuziehen. Diese am 25. Messidor des Jahres II der Republik in Loano ausgestellten Instruktionen sind mit Ricord unterzeichnet.

Bonaparte erfüllte seine Mission. Der 9. Thermidor kam heran. Die terroristischen Deputierten wurden durch Albitte, Salicetti und Laporte ersetzt. Plötzlich erklärten sie im Namen des französischen Volkes, daß der General Bonaparte, Kommandant der Artillerie bei der italienischen Armee, durch sein höchst verdächtiges Verhalten und besonders durch seine Reise nach Genua ihr Vertrauen vollständig verloren habe.

Der aus Barcelonette vom 9. Thermidor des Jahres II der unteilbaren, demokratischen Republik (6. August 1794) datierte Beschluß sagt, daß „der General Bonaparte verhaftet und unter sicherer Bedeckung vor den Wohlfahrtsausschuß nach Paris gebracht werden solle." Salicetti prüfte die Papiere Bonapartes und antwortete jenen, die nach ihm fragten, daß man mit solcher Strenge vorgehen müsse, da von Nizza und Korsika aus die Beschuldigung erhoben worden sei, Bonaparte sei ein Spion. Diese Anschuldigung war die Folge der geheimen Instruktionen Ricords. Es war leicht, zu mutmaßen, daß Napoleon, anstatt Frankreich zu dienen, dem Ausland gedient habe. Als Napoleon Kaiser wurde, trieb er mit Spionage-Beschuldigungen großen Mißbrauch.

Er hätte sich der Gefahren erinnern sollen, denen er selbst durch solche Anschuldigungen ausgesetzt gewesen war.

Als sich Napoleon vor den Repräsentanten verteidigte, sagte er:

„Salicetti, Du kennst mich ... Albitte, Du kennst mich nicht, aber Du weißt, mit welcher Geschicklichkeit die Verleumdung zuweilen ihr Gift ausstreut. Hört mich an: Verschafft mir die Achtung der Patrioten wieder; eine Stunde später, wenn die schlechten Menschen wollen, mein Leben ... ich schätze es so gering! ich habe es so oft schon verachtet!"

Hierauf erfolgte eine Freisprechung. Unter den Dokumenten, welche in jenen Jahren die gute Führung Napoleons bestätigten, befindet sich ein Zeugnis von Pozzo di Borgo. Bonaparte wurde nur provisorisch in Freiheit gesetzt; aber in der Zwischenzeit hatte er Gelegenheit, die ganze Welt in Fessel zu legen.

Salicetti, der Ankläger, wurde bald ein Anhänger des Angeklagten: aber Bonaparte vertraute sich niemals seinem ehemaligen Feinde an. Er schrieb später an den General Dumas: „Mag er (Salicetti) in Neapel bleiben; mag er dort glücklich sein. Er hat die Lazzorni im Zaum gehalten, ich glaube es wohl; er hat ihnen Angst gemacht. Er ist schlechter als sie. Möge er wissen, daß ich nicht genug mächtig bin, jene Elenden, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt haben, vor dem Abscheu und der Verachtung der Öffentlichkeit zu retten."

Als Bonaparte nach Paris kam, bezog er eine Wohnung in der Rue du Mail. Bourienne folgte ihm dahin, ebenso Murat, der sich des Terrorismus verdächtig gemacht und seine Garnison Abbeville verlassen hatte. Die Regierung versuchte, Napoleon zum Brigadegeneral der Infanterie zu machen und ihn in die Vendée zu schicken; er aber schlug diese Ehrung aus unter dem Vorwande, daß er die Waffengattung nicht wechseln wolle. Der Wohlfahrtsausschuß strich ihn daher aus der Liste der angestellten Generäle. Einer der Unterzeichner der betreffenden Verordnung war Cambacérès, der die zweite Person des Kaiserreiches wurde.

Verbittert durch diese Verfolgungen, dachte Napoleon daran, auszuwandern; Volney hielt ihn davon ab.

Nachdem er diesen Gedanken aufgegeben hatte, wandte sich Bonaparte dem Orient zu, der seiner Natur durch seinen Despotismus und seinen Glanz doppelt zusagte. Er beschäftigte sich mit einer Denkschrift, darin er dem Großfürsten seinen Degen anbieten wollte: Untätigkeit und Unbeachtetsein waren ihm tödlich. „Ich werde meinem Vaterlande nützlich sein, wenn ich die Macht der Türken in Europa vergrößere." Es heißt, daß die Regierung auf die Note „dieses Narren" gar nicht antwortete.

In allen seinen Erwartungen getäuscht, mußte Bonaparte zusehen, wie seine Lage sich immer mehr verschlimmerte. Es war schwer, ihm zu helfen; er nahm nicht gerne Hilfe an, wie er auch darunter litt, aus den Mitteln des Königs erzogen worden zu sein. Er grollte jedem, der vom Schicksal begünstigter war als er. In der Seele des Mannes,

für den die Schätze von Nationen sich erschöpfen sollten, konnte man Regungen des Hasses entdecken, wie ihn heute die Kommunisten und Proletarier gegen die Reichen an den Tag legen. Wenn man die Leiden der Armen teilt, so empfindet man die soziale Ungleichheit; kaum aber sitzt man in einem Wagen, als man auch schon die Leute verachtet, die zu Fuß gehen müssen. Bonaparte verabscheute besonders die „muscadins" und die „incroyables", wie damals die Modegecken genannt wurden, welche ihre Haare nach neuester Art kurz geschoren trugen. Er liebte es, die herabzusetzen. Er verkehrte mit dem älteren Batiste und machte die Bekanntschaft Talmas. In der Familie Bonapartes herrschte reges Interesse für das Theater, und der Müßiggang der Garnisonen führte Napoleon oft dahin.

Wie sehr die Demokratie auch bestrebt sei, durch das hohe Ziel das sie sich stellt, ihre Sitten zu heben, so zieht sie diese durch ihre Gewohnheiten dennoch nur herab. Sie ist sich dieser Unzulänglichkeit lebhaft bewußt. In der Hoffnung, sie vergessen zu machen, vergießt sie während der Revolution Ströme von Blut. Aber ihre Mühe ist vergeblich: sie kann nicht alles töten und steht schließlich der hochmütigen Geringschätzung von Leichen gegenüber. Die Notwendigkeit, durch kleine Verhältnisse hindurchzugehen, raubt dem Leben die schöne Form; ein seltener Gedanke muß in vulgärer Sprache ausgedrückt werden, das Genie ist in einen Dialekt gezwängt, wie sich andrerseits in der verbrauchten Aristokratie niedere Gefühle in edle Worte kleiden.

Bonaparte hatte in Paris Fräulein de Permont-Comnène wiedergefunden, die Junot heiratete, mit dem sich Bonaparte im Süden befreundet hatte.

„Zu jener Zeit seines Lebens", sagt die Herzogin von Abrantès, „war Napoleon häßlich. Seither ist eine vollständige Veränderung mit ihm vorgegangen. Ich spreche nicht

von der Aureole, die der Ruhm ihm verlieh; ich meine einfach die physische Veränderung, die im Laufe von sieben Jahren allmählich vor sich gegangen ist. Alles, was an ihm knochig, gelb, ja sogar krankhaft gewesen war, rundete, erhellte, verschönte sich. Seine Züge, die eckig und spitz waren, wurden rund, weil er Fleisch ansetzte. Sein Blick und sein Lächeln waren immer gleich wunderbar. Aber sonst nahm seine ganze Erscheinung an der Veränderung teil. Seine Frisur, die uns heute auf den Gravuren des Pont d'Arcole so merkwürdig erscheint, war ganz gewöhnlich, denn sogar die muscadins, über die er sich so entrüstete, trugen noch viel längeres Haar, aber sein Teint war damals so gelb, und er pflegte sich so wenig, daß ihm seine schlecht gekämmten und schlecht gepuderten Haare ein unangenehmes Aussehen verliehen. Auch seine kleinen Hände haben die Metamorphose mitgemacht; damals waren sie lang, mager und schwarz. Man weiß, wie eitel er seither mit gutem Grund geworden ist. Wenn ich mir heute Napoleon vorstelle, wie er im Jahre 1795 in den Hof des Hotels de la Tranquillité in der Rue des Filles-Saint-Thomas trat, ihn mit linkischem, unsicherm Schritt durchschritt, einen schlechten, runden Hut auf dem Kopf, den er bis auf die Augen hereingedrückt hatte und aus dem seine beiden schlecht gepuderten oreilles de chien hervorsahen, die auf den Kragen jenes eisengrauen Mantels fielen, der seither ein so ruhmreiches Banner geworden ist, mindestens so sehr, wie das weiße Leichentuch Heinrichs IV. — ohne Handschuhe, denn das sei eine unnütze Ausgabe, sagte er, mit schlecht gearbeiteten, schlecht gewichsten Schuhen, und dieses ganze, krankhafte Aussehen, welches auf seine Magerkeit und auf seinen gelben Teint zurückzuführen war: ja, wenn ich mir sein Aussehen aus jener Epoche ins Gedächtnis zurückrufe und mir ihn vorstelle, wie er später war, so kann ich in diesen beiden Bildern kaum den gleichen Menschen wiedererkennen."

Mit dem Tode Robespierres war nicht alles zu Ende; die Gefängnisse öffneten sich nur langsam; am Vorabend des Tages, da der sterbende Tribun aufs Schaffot getragen wurde, wurden achtzig Opfer niedergemetzelt, so gut war der Mord organisiert. Die beiden Scharfrichter Sanson wurden verhaftet; glücklicher als Roseau, der Scherge von Tardif unter dem Herzog von Mayenne, wurden sie freigesprochen: das Blut Ludwigs XVI. hatte sie reingewaschen.

Die der Freiheit wiedergegebenen Gefangenen wußten nicht, was sie mit ihrem Leben anfangen, die müßigen Jakobiner nicht, wie sie sich die Zeit vertreiben sollten. Man trauerte dem Terror nach. Nur nach und nach entriß man dem Konvent die Gerechtigkeitspflege; er wollte das Verbrechen nicht aus der Hand lassen, um nicht seine Macht zu verlieren. Das Revolutionstribunal wurde abgeschafft.

André Dumont hatte den Vorschlag gemacht, die Nachfolger Robespierres zu verfolgen. Der Konvent erklärte gezwungen und ungern auf einen Bericht Saladins hin, daß die Notwendigkeit bestehe, Barrère, Billaud de Varennes und Collot d'Herbois, die beiden letzten Freunde Robespierres, die jedoch zu seinem Fall beigetragen hatten, zu

verhaften. Carrier, Fouquier-Tinville, Josef Lebon wurden verurteilt; Attentate, unerhörte Verbrechen wurden enthüllt, besonders die republikanischen Hochzeiten und die Ertränkung von sechshundert Kindern in Nantes. Die Sektionen, unter welche die Nationalgarde aufgeteilt war, legten dem Konvent das vergangene Unheil zur Last und fürchteten, es neu erstehn zu sehn. Die Gesellschaft der Jakobiner kämpfte noch; sie wollte an den Tod nicht anbeißen. Legendre, der einst so heftig war, sich aber der Menschlichkeit zugewandt hatte, war in den Sicherheitsausschuß eingetreten. In der Nacht der Hinrichtung Robespierres hatte er die Höhle verschlossen, aber acht Tage später standen die Jakobiner unter dem Namen der regenerierten Jakobiner neu auf. Die Strickerinnen fanden sich wieder ein. Frèron gab seine wiedererscheinende Zeitung „L'Orateur du Peuple" heraus, und während er dem Sturze Robespierres seinen Beifall zollte, stellte er sich unter die Macht des Konvents. Die Büste Marats blieb aufgestellt, und die verschiedenen Ausschüsse, die nur ihre Form geändert hatten, existierten weiter.

Eine strenge Kälte und eine Hungersnot, die sich zu den politischen Leiden gesellten, vervollständigten das Elend. Es bildeten sich bewaffnete Trupps, unter die sich auch Frauen mengten, und schrien „Brot! Brot!" Schließlich wurde am 1. Prairial (20. Mai 1795) die Tür des Konvents gestürmt, Frèraud ermordet und sein Kopf auf den Tisch des Präsidenten gelegt.

Diese revolutionäre Vegetation wuchs kräftig auf dem mit Menschenblut getränkten Boden, der ihr zur Grundlage diente. Indessen nahm unser Ruhm an den Grenzen zu. Als sich die öffentliche Meinung gegen den Konvent wandte, erstickten unsere Triumphe über das Ausland das Geschrei des Volkes. Es gab ein doppeltes Frankreich: ein furchtbares innerhalb seiner Grenzen, ein glorreiches außerhalb derselben; man setzte den Ruhm unseren Verbrechen entgegen, wie Bonaparte ihn unseren Freiheiten entgegensetzte. Unsere Siege schwebten uns als Schild voran.

Es ist notwendig, den Irrtum aufzudecken, den man begeht, wenn man unsere Erfolge der Schreckenszeit zuschreibt: Sie wurden vor und nach der Schreckensherrschaft errungen. An dem Sieg unserer Waffen hat der Terror also keinen Anteil. Dennoch haben diese Erfolge Unheil gestiftet, indem sie den Häuptern der revolutionären Gespenster ihren Glorienschein liehen. Man glaubte, ohne das Datum nachzuprüfen, dieses Licht sei ihr eigenes. Die Eroberung von Holland und die Erzwingung des Rheinüberganges erschien als ein Werk des Beiles und nicht des Degens.

In dieser Verwirrung dachte man nicht daran, wie es Frankreich gelingen sollte, sich seiner Tyrannen zu entledigen, die trotz des Unterganges ihrer Hauptschuldigen ihre Unterdrückung weitertrieben. Aber der Befreier lebte.

Bonaparte hatte den größten und den schlechtesten Teil der Freunde beibehalten, mit denen er im Süden Bekanntschaft geschlossen hatte; wie er, hatten sie sich in die Hauptstadt geflüchtet. Salicetti, der durch seine Verbrüderung mit den Jakobinern

in seiner Macht verblieben war, hatte sich Napoleon genähert; Frèron, welcher Pauline Bonaparte (die Prinzessin Borghese) zu heiraten wünschte, lieh dem jungen General seinen Beistand. Fern dem Geschrei des Forums und der Tribüne, ging Bonaparte des Abends mit Junot im Jardin des Plantes spazieren. Junot erzählte ihm von seiner Leidenschaft für Paulette, Napoleon vertraute ihm seine Neigung für Madame de Beauharnais an: Diese Verkettung der Umstände sollte einen großen Mann erstehen lassen. Madame de Beauharnais war mit Barras befreundet und es ist möglich, daß diese Bekanntschaft dem Gedächtnis des Kommissärs des Konvents zu Hilfe kam, als die Tage der Entscheidung nahten.

Die Preßfreiheit, die für kurze Zeit dem Volke wiedergegeben wurde, wirkte im freiheitlichen Sinn; aber da die Demokraten sie niemals geliebt hatten, da sie ihre Verirrungen angriff, so beschuldigten sie sie des Royalismus. Der Abbé Morellet und La-harpe gaben Flugschriften heraus, die sich denen des Spaniers Marchenna, eines unsauberen Gelehrten und geistreichen Krüppels, anschlossen. Die jungen Männer trugen graue Röcke mit schwarzen Kragen und Aufschlägen. Der Zusammentritt der neuen Legislatur war ihr Vorwand zur Versammlung der Sektionen. Die Sektion Lepelletier, früher unter dem Namen der Sektion Filles-Saint-Thomas bekannt, war die unruhigste; sie erschien mehrere Male vor den Schranken des Konvents, um Klage zu führen. Lacretelle der Jüngere, lieh ihr seine Stimme, mit dem nämlichen Mut, den er zeigte, als Bonaparte die Pariser auf den Stufen von Saint-Roche mit Kartätschen niederschießen ließ. Die Sektionen, welche voraussahen, daß der Augenblick des Kampfes gekommen war, ließen den General Danicau aus Rouen kommen, um ihn an ihre Spitze zu stellen. Man kann sich einen Begriff von der Angst und den Gefühlen des Konvents machen, wenn man die Verteidiger betrachtet, die er um sich versammelte: „An die Spitze jener Republikaner", sagte Réal in seinem Essai sur les journées de vendémiaire, „die man ‚das heilige Bataillon der Patrioten von 89' nannte, und in ihre Reihen rief man die Veteranen der Revolution, welche die sechs Feldzüge mitgemacht, sich vor den Mauern der Bastille geschlagen und die Tyrannen gestürzt hatten, und welche jetzt zu den Waffen griffen, um das nämliche Schloß zu verteidigen, welches sie am 10. August zusammengeschossen hatten. Hier fand ich die spärlichen Reste des ehemaligen Bataillons der Lütticher und Belgier, unter dem Befehl ihres alten Generals Fyon."

Réal schloß diese Aufzählung mit folgender Apostrophe:

„O Du, mit dessen Hilfe wir Europa besiegt haben, mit einer Regierung ohne Haupt und mit Armeen ohne Sold, Geist der Freiheit, Du wachest noch!" Diese stolzen Kämpfer der Freiheit lebten um einen Tag zu lange; sie mußten ihre Hymnen an die Unabhängigkeit in den Polizeibureaus eines Tyrannen zu Ende singen. Diese Zeit bedeutet heute nur eine Stufe, über welche die Revolution hinweggeschritten ist. Mit welcher Energie ist gesprochen und gehandelt worden, wie leidenschaftlich hat man sich eingesetzt — für Dinge, mit denen man sich heute nicht mehr beschäftigt. Die Leben-

den ernten die Früchte längst vergessener Existenzen, die sich für sie aufgeopfert haben.

Die Erneuerung des Konvents stand bevor; die Urversammlungen waren zusammenberufen; Komitees, Klubs, Sektionen machten einen fürchterlichen Lärm.

Der Konvent, durch allgemeine Mißbilligung bedroht, sah ein, daß er sich verteidigen mußte. Danican stellte er Barras entgegen, der zum Anführer der bewaffneten Macht von Paris und des Innern ernannt wurde. Barras, der Bonaparte in Toulon kennen gelernt hatte und durch Madame de Beauharnais wieder an ihn erinnert wurde, dachte sogleich daran, wie nützlich ihm ein solcher Mann sein könnte, und ernannte ihn zu seinem Unterbefehlshaber. Als der zukünftige Direktor im Konvent von den Tagen des Vendémiaire sprach, erklärte er, die Versammlung habe ihre Rettung den klugen und raschen Anordnungen Bonapartes zu verdanken, welcher mit viel Geschick seine Posten um sie her verteilt hatte. Napoleon warf die Sektionen nieder und sagte: „Ich habe Frankreich mein Siegel aufgedrückt."

Nach diesem Erfolg fürchtete Napoleon, sich unpopulär gemacht zu haben, und versicherte, daß er viele Jahre seines Lebens hingeben würde, um dieses Blatt seiner Geschichte auszulöschen.

Es existiert ein Bericht über die Tage des Vendémiaire von der Hand Napoleons: er bemüht sich zu beweisen, daß die Sektionen das Feuer eröffnet hätten. Bei diesem Zusammenstoß konnte er sich vorstellen, er sei noch in Toulon: General Carteaux stand an der Spitze einer Kolonne auf dem Pont-Neuf; eine Kompanie Marseiller marschierte auf Saint-Roche zu; die von den Nationalgarden besetzten Posten wurden nacheinander genommen.

Es scheint, daß sich Napoleon keinen großen Vorteil von seinem Sieg über die Sektionen erhoffte, denn er schreibt an Bourienne: „Suche ein kleines Gut in Deinem schönen Yonne-Tal; ich werde es kaufen, sobald ich Geld habe; aber vergiß nicht, daß ich kein Nationalgut will."

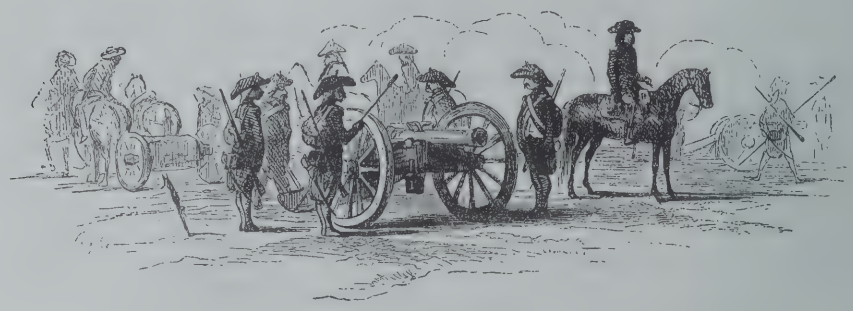
Dieser Aufstand des Vendémiaire beendet die Epoche der Volksaufstände. Sie wurden erst im Jahre 1830 wieder erneuert, als die Monarchie gestürzt werden sollte.

Vier Monate nach den Tagen des Vendémiaire, am 19. Ventôse (19. März) des Jahres IV heiratete Napoleon Marie-Josephine-Rosa de Tascher. In dem Kontrakt wird der Witwe des Grafen Beauharnais keine Erwähnung getan. Tallien und Barras unterzeichnen ihn als Zeugen. Im Juni erhält Bonaparte das Kommando der in den Seealpen kantonierenden Truppen, welche Ehre Carnot von Barras für sich verlangte. Man nannte das Kommando der italienischen Armee die Mitgift der Madame Beauharnais. Napoleon, der in Sankt-Helena mit Verachtung erzählte, er hätte geglaubt, sich mit einer großen Dame zu verbinden, ließ es an Dankbarkeit fehlen.

Nun tritt Napoleon seinen Triumphzug an. Bis jetzt hat er die Menschen gebraucht, nun werden sie ihn brauchen; die Ereignisse haben ihn gemacht, jetzt wird er die

Ereignisse lenken. Er hat nun jene Widrigkeiten überwunden, denen überragende Naturen immer ausgesetzt sind, bevor sie anerkannt werden, die Zeit, da sie gezwungen sind, sich vor der Mittelmäßigkeit zu beugen, deren Schutz sie brauchen.

In Nizza, dem Hauptquartier der italienischen Armee angelangt, fand Bonaparte die Soldaten von allem entblößt, nackt, ohne Schuh, ohne Brot, ohne Disziplin. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt und unter ihm kommandierte Masséna sechsunddreißigtausend Mann. Das war im Jahre 1796. Er eröffnete seinen ersten Feldzug am 20. März, einem berühmten Tage, der sich später noch mehrere Male in sein Leben eingraben sollte. Er schlägt Beaulieu bei Montenotte, zwei Tage später bei Millesimo, und trennt die sardinische von der österreichischen Armee. Bei Ceva, bei Mondoni, bei Fossano, bei Cherasco folgten die Siege rasch aufeinander; der Genius des Krieges selbst war herabgestiegen. Wie die Kämpfe einen neuen Mann ankündigten, ließ folgende Proklamation eine neue Stimme vernehmen:



„Soldaten! Ihr habt in vierzehn Tagen sechs Siege errungen, vierundzwanzig Fahnen, fünfunddreißig Kanonen genommen, fünfzehntausend Gefangene gemacht, mehr als zehntausend Mann getötet oder verwundet. Ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanone, Flüsse überquert ohne Brücken, Gewaltmärsche gemacht ohne Stiefel, im Freien kampiert ohne Branntwein und oft ohne Brot. Die republikanischen Reihen, die Soldaten der Freiheit allein waren fähig zu leiden, was Ihr erlitten habt; Dank sei Euch gesagt, Soldaten!“

„Völker Italiens! Die französische Armee hat Eure Ketten zerbrochen; das französische Volk ist der Freund aller Völker. Wir bekämpfen nur die Tyrannen, die Euch unterdrücken.“

Am 15. Mai wird zwischen der französischen Republik und dem König von Sardinien Frieden geschlossen; Savoyen mit Nizza und Tenda wird an Frankreich abgetreten. Napoleon dringt immer weiter vor und schreibt an Carnot:

Aus dem Hauptquartier in Piacenza, 1. Mai 1796.

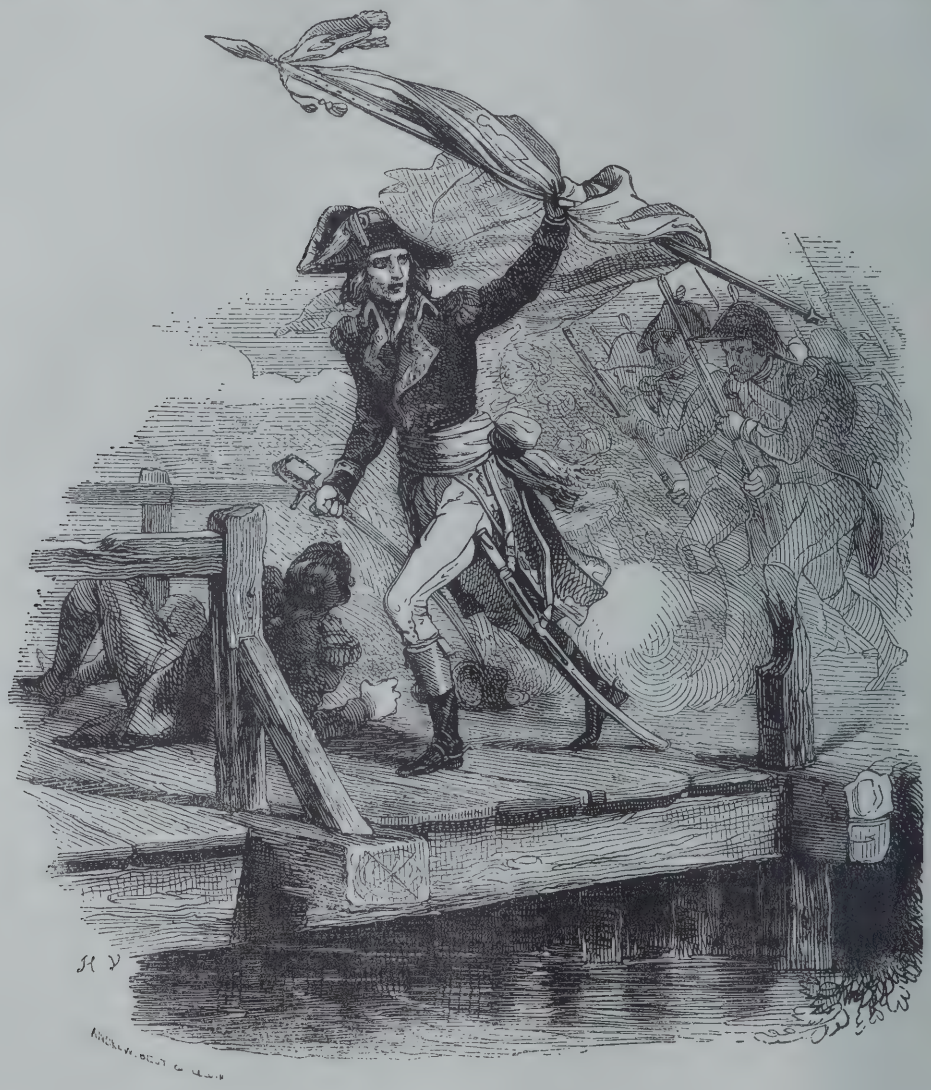
„Wir haben endlich den Po überschritten; der zweite Feldzug hat begonnen; Beaulieu ist aus der Fassung gebracht; er verrechnet sich unausgesetzt und geht in alle

Fallen, die man ihm stellt. Vielleicht wird er sich auf eine Schlacht einlassen, denn er besitzt die Kühnheit des Zornes, nicht die des Genies. Noch ein Sieg, und wir sind die Herren Italiens. Sobald wir unsere Bewegungen einstellen, werden wir die Armee neu einkleiden. Sie sieht noch immer fürchterlich aus, aber die Soldaten werden dick, denn sie essen Brot und Fleisch in Mengen. Die Disziplin wird von Tag zu Tag besser; aber man muß noch oft erschießen lassen, denn es gibt Leute, mit denen nichts anzufangen ist und die nicht gehorchen wollen. Was wir dem Feinde abgenommen haben, ist nicht zu übersehen. Je mehr Soldaten man mir schickt, desto leichter werde ich sie alle ernähren können. Ich sende Ihnen zwanzig Gemälde der ersten Meister, von

Correggio und Michelangelo. Ich schulde Ihnen besonderen Dank für die Aufmerksamkeit, die Sie meiner Frau zuwenden. Ich lege sie Ihnen ans Herz. Sie ist eine aufrichtige Patriotin und ich liebe sie bis zum Wahnsinn. Ich hoffe, daß alles gut vorwärts geht, da ich Ihnen zwölf Millionen nach Paris schicken kann; das wird der Rheinarmee nicht schlecht zustatten kommen. Schicken Sie mir viertausend Kavalleristen ohne Pferde. Ich hoffe, daß ich sie hier damit versehen kann. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß ich seit dem Tode Stengels nicht einen einzigen höheren Kavallerieoffizier habe, der zu kämpfen verstünde. Ich wünschte sehr, Sie könnten mir zwei oder drei Generaladjutanten schicken, die Feuer haben und den festen Entschluß, niemals kluge Rückzüge zu machen."

Das ist ein echter Napoleon-Brief. Welche Lebendigkeit! Welch geniale Vielseitigkeit! In die Berichte des Helden mit ihrer triumphierenden Erwähnung der Gemälde Michelangelos mengt sich ein pikantes Scharmützel gegen einen Rivalen, da er von

jenen Generaladjutanten spricht, die den festen Entschluß haben sollen, niemals kluge Rückzüge zu machen. An demselben Tage schrieb Napoleon an das Direktorium und berichtete über den dem Herzog von Parma bewilligten Waffenstillstand und über die Sendung des heiligen Hyronimus von Correggio. Am 11. Mai meldet er Carnot den



Übergang über die Brücke von Lodi, der ihn zum Herrn der Lombardei gemacht hat. Wenn er nicht gleich nach Mailand geht, so geschieht es nur, um Beaulieu zu folgen und ihn zu erledigen.

„Wenn ich Mantua erobert habe, so hindert mich nichts mehr, nach Bayern einzudringen; in zwei Dekaden kann ich im Herzen Deutschlands sein. Wenn die beiden

Rheinarmeen ins Feld ziehen, so bitte ich Sie, mir ihre Stellung zu melden. Es wäre der Republik würdig, den Friedensschluß der drei vereinigten Armeen im Herzen des erstaunten Bayern und Österreich zu unterzeichnen."

Der Adler schreitet nicht vorwärts, er fliegt, geschmückt mit Siegestrophäen, die von Hals und Flügeln herabflattern:

Er beklagt sich, daß man ihm Kellermann zum Adjutanten geben will. „Ich kann nicht freiwillig mit einem Mann dienen, der sich für den ersten General Europas hält, und ich glaube, daß ein schlechter General besser ist, als zwei gute."

Am 1. Juni 1796 werden die Österreicher vollständig aus Italien vertrieben, und die französischen Vorposten erklimmen die Berge von Deutschland:

„Unsere Grenadiere und unsere Karabiniers spielen und scherzen mit dem Tod. Nichts kommt ihrer Unermüdlichkeit gleich, wenn es nicht die Heiterkeit ist, mit der sie die größten Gewaltmärsche zurücklegen. Man würde glauben, daß sie wenigstens schlafen, wenn sie ins Biwak kommen; keineswegs: Jeder hat dann etwas zu erzählen oder macht seinen Operationsplan für den folgenden Tag, und oft findet man Leute, die sehr richtig mutmaßen. Neulich sah ich eine Halbbrigade vorbeidefilieren; ein Jäger näherte sich meinem Pferd. ‚General,' sagte er, ‚das und das muß man tun.' ‚Unglücklicher,' antwortete ich, ‚willst du wohl schweigen!' Er verschwand im Augenblick, ich ließ ihn vergebens suchen: was er vorschlug, war genau dasselbe, was ich angeordnet hatte."

Die Soldaten erteilten ihrem Kommandanten die militärischen Grade. Bei Lodi machten sie ihn zum Korporal, bei Castiglione zum Sergeanten.

Am 15. November rückte die Armee nach Arcole vor. Der junge General überschreitet die Brücke, die ihn berühmt gemacht hat. Zehntausend Mann bleiben auf dem Platz. „Es war ein Gesang aus der Ilias", rief Napoleon bei der bloßen Erinnerung an diese Aktion.

In Deutschland führte Moreau den berühmten Rückzug aus, den Napoleon den Rückzug eines Sergeanten nannte.

Am 14. Januar wurden die Feindseligkeiten mit der Schlacht von Rivoli neu eröffnet. Zwei Schlachten gegen Wurmser kosten den Feind fünftausend Tote und zwanzigtausend Verwundete; der Rest der Armee verschanzt sich in Mantua; die belagerte Stadt kapituliert; Wurmser ergibt sich mit den zwölftausend Mann, die ihm geblieben sind.

Bald ist die Mark Ancona erobert und später setzt uns der Traktat von Tolentino in den Besitz von Perlen, Diamanten, kostbaren Manuskripten, der „Verklärung", des „Laokoon", des „Apollo vom Belvedère" und beendet jene Reihe von Operationen, durch welche innerhalb eines Jahres vier österreichische Armeen vernichtet, Oberitalien unterworfen und Tirol angegriffen worden sind. Man hat keine Zeit, sich zu besinnen. Blitz und Donner fallen zusammen.

Erzherzog Karl, der mit einer neuen Armee herbeigeeilt ist, um Vorderösterreich zu verteidigen, wird beim Übergang über den Tagliamento besiegt; Gradisca fällt; Triest wird genommen; die Präliminarien des Friedens zwischen Frankreich und Österreich werden in Leoben unterzeichnet.

Venedig, das sich inmitten des Unterganges des römischen Reiches gebildet hatte, öffnete uns, verraten und bedrängt, seine Lagunen und Paläste. Am 31. Mai 1797 bricht in Genua, seiner Rivalin, eine Revolution aus: Die ligurische Republik ersteht. Napoleon wäre wohl erstaunt gewesen, hätte er während seines Siegeszuges voraussehen können, daß er Venedig für Österreich, die Legationen für Rom, Neapel für die Bourbonen, Genua für Piemont, Spanien für England, Westfalen für Preußen, Polen für Rußland erobert hatte, ähnlich jenen Soldaten, die bei der Plünderung einer Stadt ganz verzweifelt sind, dies oder jenes von der Beute nicht mitnehmen zu können, während sie im gleichen Augenblick ihr Vaterland verlieren.

Am 9. Juli wird die cisalpinische Republik proklamiert. In der Korrespondenz Bonapartes sieht man den Eimer die Kette der Revolutionen entlang laufen, welche der unseren folgten...: Wie Mahomet mit dem Schwert und mit dem Koran, so drangen wir vor, den Degen in der einen, die Menschenrechte in der anderen Hand.

Mitten in diesen großen Bewegungen läßt sich Napoleon nicht die geringste Kleinigkeit entgehen: Bald fürchtet er, „die Greise", die großen Maler von Venedig, Bologna und Mailand könnten beim Übergang über den Mont Cenis naß werden, bald ist er besorgt, daß ein Papyrusmanuskript aus der ambrosianischen Bibliothek verloren gehn könne; er bittet den Minister des Innern, ihm mitzuteilen, ob es in der Nationalbibliothek angekommen sei. Er gibt dem ausübenden Direktorium seine Meinung über seine Generäle bekannt:

„Berthier: Talente, Tatkraft, Mut, Charakter, alles für sich selbst.

Augereau: Viel Charakter, Mut, Festigkeit, Tatkraft; wird von den Soldaten geliebt, glücklich in seinen Operationen.

Masséna: aktiv, unermüdlich, besitzt Kühnheit, Scharfblick, Entschlußfähigkeit.

Serrurier: schlägt sich wie ein Soldat; nimmt nichts auf sich; fest; hat keine gute Meinung von seinen Truppen; ist krank.

Despinois: weich, ohne Tatkraft, ohne Kühnheit; ist ohne kriegerischen Geist, wird von den Soldaten nicht geliebt, kämpft nicht an ihrer Spitze; hat übrigens Würde, Geist und gesunde politische Ansichten; taugt zu einem Kommando im Innern.

Sauret: gut, sehr guter Soldat, nicht genug weitblickend zum General; wenig glücklich.

Abatucci: nicht gut genug, um fünfzig Mann zu kommandieren, usw. usw."

Bonaparte schreibt an den Anführer der Mainoten:

„Die Franzosen schätzen das kleine, aber tapfere Volk, welches, als einziges aus dem alten Griechenland, seine Tugend bewahrt hat und ein würdiger Nachkomme des alten Sparta ist, dem es an Ruhm gleichkäme, befände es sich auf einer größeren Bühne."

Er macht der Regierung Mitteilung von der Einnahme von Korfu:

„Die Insel Korkyra war nach Homer die Heimat der Prinzessin Nausikaa."

Er übersendet das Dokument über den Friedensschluß mit Venedig.

„Unsere Marine gewinnt dabei vier bis fünf Kriegsschiffe, drei bis vier Fregatten, außerdem drei bis vier Millionen Seilwerk." —

„Man schicke mir französische oder korsische Matrosen", fordert er. — „Eine Million

für Toulon, die ich gestern angekündigt habe, geht morgen ab; zwei Millionen usw. werden im ganzen die Summe von fünf Millionen ausmachen, welche die italienische Armee seit dem neuen Feldzug eingeliefert hat. — Ich habe ... beauftragt, sich nach Sitten zu begeben, um zu trachten, Unterhandlungen mit dem Kanton Wallis anzuknüpfen. — Ich habe einen ausgezeichneten Ingenieur abgeschickt, um zu berechnen, was es kosten würde, diese Straße anzulegen (den Simplon) ... Ich habe denselben Ingenieur beauftragt, zu prüfen, was es kosten würde, den Felsen, in dem die Rhone verschwindet, zu sprengen, um dadurch die Ausbeutung der Wälder des Kanton Wallis und Savoyens möglich zu machen."

Er kündigt an, daß er von Treviso eine Ladung Getreide und Mehl nach Genua abgehen lassen würde. Er schickt dem Pascha von Skutari zum Zeichen seiner Freundschaft vier Gewehrkästen. Er ordnet an, einige verdächtige Leute aus Mailand auszuweisen und einige andere zu verhaften. Er schreibt an den Bürger Grogniard, den Befehlshaber der Flotte vor Toulon:

„Ich bin nicht Ihr Richter, aber stünden Sie unter meiner Gewalt, so ließe ich Sie verhaften, dafür, daß Sie einem lächerlichen Ansinnen Folge geleistet haben."

Ein an den Minister des Papstes gerichtetes Billet sagt:

„Der Papst wird vielleicht finden, es sei seiner Weisheit und der heiligsten der Religionen würdig, eine Bulle oder ein Gesetz herauszugeben, das den Priestern Gehorsam gegen die Regierung anbefiehlt."

All dies ist vermengt mit Unterhandlungen mit den neuen Republiken, Anordnungen für Feiern, für Virgil und Ariosto, erklärenden Abhandlungen über zwanzig Bilder und fünfhundert Manuskripte aus Venedig; und all dies spielt sich in Italien ab, das vom Lärm der Schlachten dröhnt, in Italien, das ein Glutofen geworden ist, in dessen Feuer unsere Soldaten leben, wie Salamander.

Unter diesem Wirbel von Arbeiten und Siegen kam der 18. Fructidor heran, und es verschwand der Mann, den man, vielleicht mit Unrecht, als den Urheber der republikanischen Kriegspläne angesehen hatte; man behauptet, daß Danissy, Lafitte und d'Arcon, drei ausgezeichnete Generäle, diese Pläne ausgearbeitet hätten: Carnot wurde durch Bonapartes Einfluß proskribiert.

Am 17. Oktober unterzeichnet dieser den Frieden von Campo-Formio: der Kontinentalkrieg der Revolution endete dreißig Meilen von Wien entfernt.

Da Napoleon bei dem in Radstadt versammelten Kongreß als Repräsentant fungieren mußte, nahm er von der italienischen Armee Abschied.

„Nur die Hoffnung kann mich trösten," sagt er, „bald Gelegenheit zu finden, mit Euch gegen neue Gefahren zu kämpfen." Am 16. November 1797 verkündet sein Tagesbefehl, daß er Mailand verlassen habe, um das Präsidium der französischen Legation beim Kongreß zu übernehmen, und daß er dem Direktorium die Fahne der italienischen Armee übersandt habe.

Auf eine Seite dieser Fahne hatte Napoleon eine Aufzählung dessen, was er erobert hatte, sticken lassen.

„Dieses Denkmal der italienischen Armee," sagt der Tagesbefehl, „wird im öffentlichen Sitzungssaal des Direktoriums aufgehängt werden und Zeugnis für die Ruhmestaten unserer Krieger ablegen, wenn die gegenwärtige Generation längst verschwunden ist."

Nach einer rein militärischen Vereinbarung, in welcher die Übergabe von Mainz an die republikanischen Truppen und die von Venedig an die österreichischen Truppen festgesetzt wurde, verließ Bonaparte Radstadt und legte die Weiterführung der Angelegenheiten des Kongresses in die Hände Treilhards und Bonniers.

In der letzten Zeit des italienischen Feldzuges hatte Bonaparte viel unter dem Neid der verschiedenen Generäle und des Direktoriums zu leiden. Zweimal hatte er seine Demission angeboten; die Mitglieder der Regierung wünschten sie und wagten doch nicht, sie anzunehmen. Bonapartes Gefühle stimmten mit den Neigungen des Jahrhunderts nicht überein; wider Willen unterwarf er sich den durch die Revolution entstandenen Interessen, und daraus ist der Widerspruch zwischen seinen Handlungen und seinen Ideen zu erklären.

Nach Paris zurückgekehrt, bezog er sein Haus in der Rue Chantereine, welche damals den Namen Rue de la Victoire bekam und ihn noch heute trägt.

Er wurde am 10. Dezember 1795 im Hofe des Palais du Luxembourg dem Direktorium vorgestellt. In der Mitte dieses Hofes erhob sich ein Altar des Vaterlandes, welcher von den Statuen der Freiheit, Gleichheit und des Friedens überragt wurde. Die eroberten Fahnen bildeten einen Thronhimmel über den fünf Direktoren, die in antiker Kleidung erschienen; der Schatten des Sieges, unter dem nun Frankreich für einen Augenblick innehielt, senkte sich aus diesen Fahnen herab. Bonaparte trug die Uniform, die er bei Arcole und Lodi getragen hatte. Herr von Talleyrand empfing den Sieger vor dem Altar. Als Flüchtling aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt und durch die Protektion Chéniers zum Minister des Äußeren ernannt, trug der Bischof von Autun einen Säbel an der Seite und einen Hut à la Heinrich IV.: die Ereignisse zwangen dazu, diese Maskerade ernst zu nehmen.

Der Prälat pries den Eroberer von Italien: „Er liebt", sagte er melancholisch, „die Gesänge des Ossian, besonders, weil sie ihn über das Irdische hinwegheben. Sein Ehrgeiz ist nicht zu fürchten, vielleicht werden wir ihn eines Tages herbeiwünschen müssen, um ihn der süßen Stille seiner Zurückgezogenheit zu entreißen. Ganz Frankreich wird eines Tages frei sein — er vielleicht niemals: das ist sein Schicksal."

Wunderbar erraten!

Der Bruder Ludwig des Heiligen, Karl VIII., Ludwig XII., Franz I., Lautrec, Catinat bleiben alle hinter dem neuen General zurück. Die Erfolge Napoleons hatten nicht ihresgleichen.

Die Direktoren, die sich vor einem höheren und alle anderen Despotismen bedrohenden Despotismus fürchteten, blickten voll Unruhe auf die Huldigungen, die man Napoleon darbrachte und sannen nach, wie sie sich seiner Gegenwart entledigen könnten. Sie begünstigten seine Neigung zu einer Expedition nach dem Orient. Er sagte:

„Europa ist ein Maulwurfshaufen; nur im Orient hat es große Reiche und große Revolutionen gegeben; mein Ruhm genügt mir nicht mehr: dieses kleine Europa kann mir nicht genug liefern."

Napoleon freute sich wie ein Kind, daß man ihn zum Mitglied des Instituts von Frankreich gemacht hatte. Er verlangte nur sechs Jahre, um nach Indien gehen zu können und wieder zurückzukommen. „Ich bin erst neunundzwanzig Jahre alt", sagte er sich, „das ist kein Alter: wenn ich zurückkomme, bin ich fünfunddreißig."

Er wurde zum General einer Armee ernannt, die man die Armee von England nannte und deren Korps zwischen Brest und Antwerpen zerstreut standen, und verbrachte seine Zeit mit Inspektionen und Besuchen bei obrigkeitlichen und wissenschaftlichen Behörden, während man die Truppen sammelte, die die ägyptische Armee bilden sollten. Inzwischen trat der peinliche Vorfall mit der dreifarbigen Fahne und der roten Mütze ein, die unser Gesandter in Wien, der General Bernadotte über der Tür seines Palastes aufgesteckt hatte. Das Direktorium machte schon Anstalten, Napoleon zurückzuhalten, um ihn im Falle eines neuen Krieges dem Feinde gegenüberzustellen, aber der Graf von Cobenzl verhinderte den Bruch und Bonaparte bekam den Befehl, abzureisen. Da Italien und Holland zu Republiken geworden waren und der Friede dem bis zum Rhein ausgedehnten Frankreich viele unnötige Soldaten ließ, beeilte sich das ängstliche Direktorium, den Sieger zu entfernen.

Toulon, 19. Mai 1798.

Proklamation.

„Soldaten!

Ihr seid ein Flügel der Armee von England.

Ihr habt im Gebirge und in der Ebene gekämpft. Ihr habt Belagerungen mitgemacht; nun bleibt Euch noch der Krieg zur See.

Die römischen Legionen, denen Ihr nachgeeifert habt, ohne Ihnen ganz gleich zu kommen, haben Carthago, teils auf dem Meere, teils in der Ebene von Lama gekämpft. Der Sieg verließ sie niemals, da sie immer tapfer waren, mit Geduld alle Beschwerden ertrugen, Disziplin hatten und untereinander niemals uneinig wurden.

Soldaten! Die Augen Europas sind auf Euch gerichtet! Ihr habt große Schicksale zu erfüllen, Schlachten zu liefern, Gefahren und Anstrengungen zu überwinden; mehr als Ihr schon getan habt, werdet Ihr noch leisten für das Gedeihen des Vaterlandes, das Glück der Menschheit und Eueren eigenen Ruhm."

Nach dieser Proklamation schifft sich Napoleon ein. Bei ihm geht es nicht sanft vorwärts. Kaum hat er Italien unterworfen, so erscheint er schon in Ägypten. Sein Leben wird dadurch um eine romantische Episode reicher. In der Bibliothek, die er mitführte, fand sich der Ossian, der Werther, die Nouvelle Héloise und das Alte Testament. Danach kann man sich eine Vorstellung von dem Chaos in Napoleons Kopf machen. Sachliche Überlegungen mengten sich mit romantischen Gefühlen, Systeme mit Schimären, ernste Studien mit dem Taumel der Phantasie, Weisheit mit Narrheit. Aus diesen unzusammenhängenden Ergebnissen des Jahrhunderts entsteht sein Kaiserreich: ein ungeheurer Traum, aber schnell dahinschwindend, wie die chaotische Nacht, die ihn gebar.

Napoleon kommt am 9. Mai 1798 in Toulon an und steigt im Hotel de la Marine ab, zehn Tage später geht er an Bord des Admiralschiffes l'Orient; am 19. Mai hißt er die Segel; er verläßt das Land an der Stelle, wo er zum erstenmal Blut, französisches Blut vergossen hat. Die Hinrichtungen von Toulon haben ihn auf die Hinrichtungen von Jaffa vorbereitet. Die Generäle seiner ersten Ruhmestaten zogen mit ihm: Berthier, Cafarelli, Klèber, Desaix, Lannes, Murat, Menon. Dreizehn Linienschiffe, vierzehn Fregatten, vierhundert Transportschiffe begleiteten ihn.

Nelson ließ ihn aus dem Hafen entkommen und verfehlte ihn zur See, obwohl unsere Schiffe einmal nur sechs Meilen von den englischen entfernt waren. Vom sizilianischen Meer aus erblickte Napoleon den Gipfel der Apenninen und sagte: „Ich kann nicht ohne Bewegung auf Italien blicken. Nun ziehe ich nach dem Orient." Beim Anblick des Ida erfolgt ein Begeisterungsausbruch über Minos und die Weisheit der Antike. Während der Überfahrt machte es Napoleon Vergnügen, die Gelehrten um sich zu versammeln und sie zu Diskussionen anzuregen; er schlug sich gewöhnlich auf die Seite desjenigen, der die gewagtesten und kühnsten Ansichten vertrat; er fragte, ob

die Planeten bewohnt seien, wann sie durch das Wasser oder durch das Feuer zerstört werden würden, als wäre er mit der Beaufsichtigung der himmlischen Armeen betraut.

Er legt in Malta an und stört die alte Ritterschaft auf, die sich in der Höhle eines Felsens im Meer verkrochen hatte; dann steigt er zwischen den Ruinen der Stadt Alexanders ans Land. Bei Tagesanbruch erblickt er die Säule des Pompejus, und von

dem Fuße dieses Denkmals aus, das durch einen großen und traurigen Namen unsterblich geworden ist, stürzt er vorwärts; er erklettert die Mauern, hinter denen einst die Nadeln der Kleopatra standen. Das Tor von Rosette wird erstürmt; unsere Truppen dringen in die beiden Häfen und in den Pharus ein. Ein furchtbares Gemetzel! Der Adjutant, General Boyer schreibt an seine Eltern:

„Die Türken sind überall zurückgeschlagen und flüchten in ihre Moscheen zu ihrem Gott und zu ihrem Propheten. Aber Männer, Frauen, Greise, Jünglinge und Kinder, alles wird niedergemacht."

Bonaparte hatte zum Erzbischof von Malta gesagt: „Sie können Ihrer Diözöse versichern, daß die römisch-katholische Religion nicht nur respektiert werden wird, sondern daß ihre Priester sogar unter besonderem Schutze stehen." Jetzt sprach er zu den Völkern Ägyptens: „Mehr als die Mamelucken selbst, achte ich Gott, seinen Propheten und den Koran. Die Franzosen sind Freunde der Muselmänner."

Napoleon marschiert auf die Pyramiden zu. Er ruft seinen Soldaten zu: „Bedenket, daß von diesen Denkmälern vierzig Jahrhunderte auf Euch herabblicken." Er zieht in Kairo ein; seine Flotte fliegt bei Abukir in die Luft; die Armee des Orients ist von Europa abgeschnitten. Julien de la Drôme, ein Zeuge der Katastrophe, beschreibt sie Minute für Minute:

„Es ist sieben Uhr; die Nacht bricht herein und das Feuer wird noch einmal so stark. Um neun Uhr und einige Minuten ist das Schiff in die Luft geflogen. Es ist zehn Uhr, das Feuer wird weniger heftig, der Mond geht ein wenig rechts von der Stelle auf, an der das Schiff explodiert ist."

In Kairo erklärt Bonaparte dem Statthalter, er wolle der Wiederhersteller der Moscheen werden; sein Name dringt nach Arabien, nach Äthiopien, nach Indien. Kairo erhebt sich, er bombardiert es während eines Gewitters. Der Erleuchtete sagt zu den Gläubigen: „Ich könnte von jedem von Euch Rechenschaft für die geheimsten Gefühle seines Herzens fordern, denn ich weiß alles, auch das, was Ihr keinem Menschen gesagt habt." Der oberste Scherif von Mekka nennt ihn in einem Brief den Beschützer von Kaaba; der Papst nennt ihn in einem Sendschreiben „mein sehr lieber Sohn".

Durch eine Schwäche seiner Natur ließ Bonaparte häufig der kleineren Seite seines Wesens den Vorrang vor der größeren. Das Spiel, das er mit einem einzigen Zug gewinnen konnte, machte ihm kein Vergnügen. Die Hand, welche die Welt zermalmte, fand Gefallen an Taschenspielerkunststücken; war er sich doch bewußt, daß er alle seine Verluste wieder gut machen konnte, wenn er seine Fähigkeiten einsetzte. Sein Genie glich die Mängel seines Charakters aus. Warum trat er in Ägypten nicht gleich als Erbe der französischen Ritter auf? Durch sein Doppelspiel war er in den Augen des muselmannischen Volkes nichts anderes, als ein falscher Christ und ein falscher Mohammedaner. Eine schlaue Taktik bewundern und das Niedrige daran nicht erkennen, heißt sich bös täuschen: es ist zum Weinen, wenn man sieht, wie der Riese sich zum Grimassenschneider erniedrigt. Die Ungläubigen boten dem gefangenen Ludwig dem Heiligen die Krone Ägyptens an, weil er, wie die arabischen Historiker sagen, der stolzeste Christ geblieben war, den man je gesehen hatte.

Welch merkwürdige Szene wäre es, wenn man daran glauben könnte, daß Napoleon im Innern der großen Cheops-Pyramide auf dem Sarkophag eines Pharaonen, dessen Mumie verschwunden war, gesessen und sich mit den Muftis und Imans unterhalten hätte. Indessen erzählt der Moniteur vom 27. November 1798 folgendes: Am 25. Thermidor des Jahres IV, welcher dem 28. Tage des Monats Muharim im Jahre 1213 der

Hegira entspricht, begab sich der Obergeneral in Begleitung mehrerer Offiziere des Generalstabes und mehrerer Mitglieder des Nationalinstitutes nach der großen Pyramide, die die Cheops-Pyramide heißt, in deren Innern einige Muftis und Imans ihn erwarteten, um ihm den inneren Bau zu zeigen.

„Das letzte Gemach, in welches der Obergeneral gelangte, war ein flaches Gewölbe, zweiunddreißig Fuß lang, sechzehn breit und neunzehn hoch. Er fand nichts darin, als einen Granitsarg, der ungefähr achtzehn Fuß lang und vier Fuß breit war und die Mumie eines Pharaonen enthielt. Er setzte sich auf einen Granitblock, gebot den Muftis und Imans Suleiman, Ibrahim und Muhamed, sich neben ihn zu setzen und führte mit ihnen in Gegenwart seines Gefolges folgendes Gespräch:

Bonaparte: Gott ist groß und seine Werke sind wunderbar. Dies ist ein großes Werk von Menschenhand. Welchen Zweck verfolgte derjenige, der diese Pyramide erbauen ließ?

Suleiman: Das war ein großer König von Ägypten, dessen Name, wie man glaubt, Cheops gewesen ist. Er wollte verhindern, daß die Ruhe seiner Asche durch Entweihung gestört werde.

Bonaparte: Der große Cyrus ließ sich im Freien begraben, damit sein Körper wieder zu den Elementen zurückkehren sollte: glaubst du nicht, daß er richtiger gehandelt hat?

Suleiman, sich verneigend: Ruhm sei Gott, dem jeder Ruhm gebührt.

Bonaparte: Ruhm sei Allah! Es gibt keinen anderen Gott als Gott; Mohammed ist sein Prophet und ich gehöre zu seinen Anhängern.

Ibrahim: Mögen die Engel des Sieges den Staub von deinen Wegen fegen und dich mit ihren Flügeln bedecken! Der Mameluck hat den Tod verdient.

Bonaparte: Er ist den schwarzen Engeln Moukir und Quarbeir überliefert worden.

Suleiman: Er streckt die Hände des Raubes über die Länder, die Ernten, die Pferde von Ägypten.

Bonaparte: Ihr werdet Anteil haben an den Schätzen, der Industrie und der Freundschaft der Franken, bis Ihr in den siebenten Himmel eingeht und Euch an der Seite von schwarzäugigen Huris, die immer jung und immer jungfräulich bleiben, im Schatten des Lababaumes ausruhen könnt, dessen Zweige den wahren Muselmännern von selbst alles darbieten, was sie sich nur wünschen."

Solche Paraden können dem Ernst der Pyramiden nichts anhaben:

> Zwanzig Jahrhunderte, in ewige Nacht hinabgesunken,
> Ruhen hier, regungslos, ohne Licht und Lärm.

Bonaparte hätte die Größe der jahrtausendealten Totengruft nur vermehrt, wenn er die Stelle des Cheops darin eingenommen hätte; aber er hat diese Stätte des Todes niemals betreten.

Aus den Proklamationen, den Tagesbefehlen, den Reden Bonapartes geht deutlich hervor, daß es sein Wunsch war, nach dem Vorbild Alexanders für einen Abgesandten des Himmels gehalten zu werden. Callisthenos, dem später, zweifellos als Strafe für seine Schmeicheleien, eine so rauhe Behandlung zuteil wurde, wurde beauftragt, zu beweisen, daß Philipp der Sohn Jupiters war; dies geht aus einem von Strabo aufbewahrten Fragment des Callisthenos hervor. „Le pourparler d'Alexandre" von Pasquila ist ein Dialog zwischen Alexander, dem großen Eroberer, und Rabelais, dem großen Spötter.

„Geh mir aus den Augen," sagt Alexander zu Rabelais, „auf der ganzen Erde, die du hier unten liegen siehst, wirst du nicht einen Menschen von Bedeutung finden, der, um seinen Gedanken größeres Gewicht zu verleihen, nicht glauben machen wollte, er stamme von den Göttern ab." Rabelais antwortet: „Alexander, um dir die Wahrheit zu sagen, so habe ich mich niemals damit beschäftigt, deine kleinen Eigenheiten ernst zu nehmen, als rührten sie vom Weine her. Aber welchen Nutzen hast du jetzt von deiner Größe? vermag sie dich von mir zu unterscheiden? Die Trauer um ihren Verlust muß dich so bedrücken, daß es besser wäre, du hättest mit deinem Körper auch dein Gedächtnis verloren."

Aber Bonaparte irrte sich sowohl über sich selbst, als auch über seine Zeit und über die Religion, wenn er Alexander im Auge hatte: heute kann man sich nicht mehr für einen Gott ausgeben. Und was die Heldentaten Napoleons im Orient betrifft, so reihten sie sich noch nicht an die Eroberung von Europa; ihre Resultate waren noch nicht bedeutend genug, um der Masse der muselmännischen Bevölkerung zu imponieren, obwohl man ihn den Feuersultan nannte. „Alexander", so sagt Montaigne, „hatte im Alter von dreiunddreißig Jahren die ganze Erde erobert und in einem halben Menschenleben alles erreicht, was der menschlichen Natur möglich ist. Mehr Könige und Fürsten haben über ihn geschrieben, als je von andern Historikern über andere Könige geschrieben wurde."

Von Kairo begab sich Napoleon nach Suez; er sah das Meer, welches sich vor Moses geteilt hatte und über Pharao zusammenschlug. Er fand die Spuren eines Kanals, den Sesostris angefangen hatte, den die Perser erweiterten, den der zweite Ptolemäus fortsetzte und den die Sudaner wieder aufnahmen, um die Waren durch das Rote Meer nach dem Mittelländischen Meer zu führen. Er plante, einen Arm des Nil in den Arabischen Meerbusen zu leiten, und an dessen Ufer ein neues Ophir zu erbauen, wo alljährlich eine Messe für die mit Spezereien, Seidenstoffen und allen Kostbarkeiten aus Maskate, China, Ceylon, Sumatra, den Philippinen und Indien handelnden Kaufleuten gehalten werden sollte. Die Zenobiten kamen vom Sinai herab und baten ihn, seinen Namen in das Buch ihrer Burgschaften einzutragen.

Nach Kairo zurückgekehrt, feiert Napoleon das Jahresfest der Gründung der Republik und richtet folgende Worte an seine Soldaten:

„Vor fünf Jahren war die Unabhängigkeit des französischen Volkes bedroht; aber Ihr nahmt Toulon: das war die Vorahnung des Verderbens Eurer Feinde. Ein Jahr später schlugt Ihr die Österreicher in Dego; im folgenden Jahre standet Ihr auf dem Gipfel der Alpen; Ihr kämpftet vor zwei Jahren gegen Mantua und trugt den berühmten Sieg von San Giorgio davon; im vorigen Jahr standet Ihr auf dem Rückweg aus Deutschland an den Quellen der Drau und des Isonzo. Wer hätte damals gedacht, daß Ihr heute an den Ufern des Nil, im Herzen des alten Kontinents sein würdet?"

Aber war Bonaparte inmitten der Arbeiten, die ihn beschäftigten, und der Pläne, die er gefaßt hatte, wirklich ganz von diesen Ideen ausgefüllt? Während es den Anschein hatte, als wollte er in Ägypten bleiben, machte ihn das Spiel seiner Phantasie

nicht blind für die Wirklichkeit, und er schrieb an seinen Bruder Joseph: „Ich denke in zwei Monaten wieder in Frankreich zu sein; richte es so ein, daß ich bei meiner Rückkehr ein Landhaus entweder in der Nähe von Paris oder in Burgund vorfinde: ich möchte dort den Winter verbringen." Bonaparte erwog nicht, daß sich seiner Rückkehr etwas entgegensetzen könnte: sein Wille war sein Schicksal und sein Glück. Diese Korrespondenz fiel in die Hände der Admiralität, und die Engländer wagten zu behaupten, daß Napoleon keine andere Mission gehabt hätte, als seine Armee zugrunde zu richten. Einer der Briefe Napoleons enthält Klagen über die Koketterie seiner Frau.

Die Franzosen waren in Ägypten umso heldenmütiger, je lebhafter sie ihre Leiden spürten. Ein Wachtmeister schreibt an einen Freund: „Sage Ledoux, er solle niemals so schwach sein, sich nach diesem verfluchten Land einzuschiffen." Avrieury: „Alle, die aus dem Innern des Landes kommen, sagen, daß Alexandrien die schönste Stadt sei. Ach! Wie muß dann das Übrige sein? Stellen Sie sich einen wirren Haufen schlecht gebauter, einstöckiger Häuser vor; die schönen darunter haben Terrassen, eine kleine

Holztür, keine Fenster, sondern ein Holzgitter, das so dicht ist, daß man unmöglich jemanden hindurch sehen kann. Schmale Straßen, mit Ausnahme der Quartiere der Franzosen und des Viertels der Reichen. Die Armen, welche die größte Anzahl bilden, gehen nackt, bis auf ein blaues, halblanges Hemd, einen Gürtel und einen Turban. Ich habe dieses schöne Land über und über satt. Ich bin wütend, daß ich hier bin. Das verfluchte Ägypten! Überall Sand! Wie viele sind angeführt, lieber Freund! All diese Leute, die ihr Glück machen wollten, oder besser gesagt, all diese Diebe, lassen die Nase hängen; sie möchten zurück, woher sie gekommen sind; ich glaube es gern!"

Der Kapitän Rozis: „Wir sind sehr reduziert; dabei herrscht eine allgemeine Unzufriedenheit in der Armee; niemals war der Despotismus so ausgeprägt wie heute, es gibt Soldaten, die sich vor den Augen des Obergenerals das Leben nahmen und sagten: das ist dein Werk." Der Name Talliens soll die Reihe dieser heute fast verschollenen Namen abschließen.

Tallien an Frau Tallien:

„Ich bin, wie Du weißt, sehr gegen meinen Willen hier; meine Lage wird täglich unangenehmer, da ich, fern von meiner Heimat und von allem, was mir teuer ist, nicht absehen kann, wann es mir wieder vergönnt sein wird, zurückzukehren.

Ich gestehe Dir offen, daß ich tausendmal lieber mit Dir und Deiner Tochter in irgendeinem entlegenen Winkel der Erde leben wollte, weit von allen Leidenschaften und Intrigen, und ich versichere Dir, daß ich mein Vaterland nie mehr verlassen will, sollte ich jemals noch das Glück erleben, seinen Boden wieder zu betreten. Unter den vierzigtausend Franzosen, die hier sind, gibt es nicht vier, die anders denken.

Nichts ist trauriger als das Leben, das wir hier führen. Es mangelt uns an allem. Seit fünf Tagen habe ich kein Auge geschlossen; ich liege auf der bloßen Erde; Fliegen, Wanzen, Ameisen, Mücken, alle Insekten zehren uns auf, und zwanzigmal des Tages sehne ich mich nach unserer friedlichen Hütte zurück. Ich bitte Dich, Liebste, behalte sie.

Leb wohl, meine gute Theresia, Tränen benetzen mein Papier. Die süßesten Erinnerungen an Deine Güte und unsere Liebe, die Hoffnung, Dich lieb und treu wiederzufinden und meine liebe Tochter umarmen zu dürfen, diese allein halten mich Unglücklichen aufrecht."

Diese Einstimmigkeit von Klagen ist die natürliche Übertreibung von Menschen, die von der Höhe ihrer Illusionen herabgestürzt sind: zu allen Zeiten haben die Franzosen vom Orient geträumt; die Kreuzfahrer hatten ihnen den Weg gewiesen; und wenn sie auch nicht mehr den Glauben hatten, der sie zur Befreiung des heiligen Grabes trieb, so waren sie unermüdlich wie die Kreuzfahrer und glaubten an die Fabelreiche und Schönheiten, welche die Chronisten und Troubadours um Gottfried geschaffen hatten. Die siegreichen Soldaten von Italien hatten sich ein reiches Land vorgestellt, das sie erobern, Karawanen, die sie plündern, Pferde, Waffen und Serails, die sie erbeuten sollten. Die Romantiker hatten im Geist die Prinzessin von Antiochien erblickt,

und die Gelehrten fügten ihre Träume zu dem Enthusiasmus der Poeten. Nun würde man in das geheimnisvolle Ägypten eindringen, in die Katakomben hinabsteigen, die Pyramiden erforschen, vergessene Manuskripte auffinden, Hieroglyphen entziffern und die Thermosiris erwecken. Als sich nun statt dessen das Institut, das sich auf die Pyramiden stürzte, und die Soldaten, die nur nackte Fellahs und Hütten aus getrocknetem Lehm vorfanden, der Pest, den Beduinen und den Mamelucken gegenübersahen, war die Enttäuschung groß. Aber die Ungerechtigkeit der Leidenden machte sie blind für das Endresultat. Die Franzosen säten in Ägypten jene Keime der Zivilisation, die Mehemet kultiviert hat; der Ruhm Bonapartes nahm zu; ein Lichtstrahl stahl sich in das Dunkel des Islamismus, und der Barbarei wurde eine Bresche geschlagen.

Um den Feindseligkeiten einiger syrischer Fürsten zuvorzukommen und einige Mamelucken zu verfolgen, betrat Bonaparte am 22. Februar jenen Weltteil, an welchen ihn die Schlacht von Abukir gefesselt hatte. In Wahrheit strebte er nur danach, einen neuen Traum von Macht zu verwirklichen. Glücklicher als Cambyses durchzieht er die Wüste, ohne dem Südwind zu begegnen; er kampiert zwischen Gräbern, er erstürmt El Arisch und siegt bei Gaza. „Wir standen", schreibt er am 6., „in Kolonnen an der Grenze zwischen Afrika und Asien; wir legten uns abends in Asien zur Ruhe." Dieser ungeheure Mensch wollte die Welt erobern. Er besiegte Naturgewalten, die unbesiegbar waren.

Jaffa wird genommen. Nach dem Sturm ergibt sich ein Teil der Besatzung, von Bonaparte auf zwölfhundert, von anderen auf zwei- bis dreitausend Mann eingeschätzt, und es wird ihnen Gnade zugesichert: zwei Tage später gibt Napoleon den Befehl, sie niederzumachen,

Walter Scott und Sir Robert Wilson haben dieses Blutbad geschildert. Bonaparte scheute sich nicht, es auf Sankt Helena Lord Ebrington und dem Doktor O'Méara gegenüber zuzugeben. Aber er schob die Schuld auf die Lage, in der er sich damals befand: er konnte die Gefangenen nicht ernähren; er konnte sie nicht unter Bedeckung nach Ägypten schicken. Sie auf Ehrenwort in Freiheit zu setzen? Sie hätten ja diesen Begriff und diese europäischen Gebräuche nicht einmal verstanden. „Wellington", sagte er, „hätte an meiner Stelle genau so gehandelt."

„Napoleon", sagt Thiers, „entschloß sich zu einer furchtbaren Maßnahme, welche die einzige grausame Tat seines Lebens ist: er ließ die Gefangenen niedermachen. Die Armee vollzog gehorsam, aber mit einer Art von Grauen die Exekution, die ihr anbefohlen war."

Die einzige grausame Tat seines Lebens! Das heißt viel nach dem Blutbad von Toulon und den vielen Feldzügen, bei denen ein Menschenleben für Napoleon so gut wie nichts bedeutete. Es ist ruhmvoll für Frankreich und für unsere Soldaten, daß sie mit einer Art von Grauen gegen die Grausamkeit ihres Generals protestierten.

Aber waren denn die Massaker von Jaffa zur Rettung unserer Armee nötig? Sah Napoleon nicht, mit welcher Leichtigkeit eine Handvoll Franzosen die Streitkräfte des Pascha von Damaskus niederwerfen konnte. Vernichtete er nicht bei Abukir mit einigen Reitern 13000 Osmanlis? Überwand nicht Klèber später den Großwesir und seine

Myriaden Mohammedaner? Wenn von Recht die Rede war, welches Recht hatten die Franzosen, in Ägypten einzufallen? Warum ermordeten sie Menschen, die sich nur des Rechtes der Verteidigung bedienten? Und auf das Kriegsrecht konnte Napoleon sich schon gar nicht berufen, da die Gefangenen der Festung Jaffa die Waffen gestreckt hatten und ihre Unterwerfung angenommen worden war. Die Tat, für die er sich zu rechtfertigen sich bemühte, störte ihn. In den offiziellen Depeschen und den Berichten

der Anhänger Napoleons wird sie mit Stillschweigen übergangen oder nur flüchtig berührt.

„Ich will nicht von den furchtbaren Folgen reden," sagt Doktor Larrey, „welche die Erstürmung eines Ortes gewöhnlich nach sich zieht: ich war der traurige Zeuge der Eroberung von Jaffa."

Bourienne schreibt: „Diese furchtbare Szene läßt mich heute, wenn ich an sie denke, noch genau so erschauern, wie an dem Tage, da ich ihr beiwohnte, und ich wünschte, ich könnte sie lieber vergessen, als sie beschreiben zu müssen. Wie furchtbar man sich einen blutigen Tag auch ausmalt, hinter der Wirklichkeit bleibt alles weit zurück."

Bonaparte schreibt an das Direktorium: „Jaffa würde der Plünderung und allen Schrecken des Krieges ausgeliefert, der ihm niemals häßlicher erschienen war." Aber wer hatte den Befehl dazu gegeben?

Berthier, der Napoleon nach Ägypten begleitete, ließ am 5. Mai 1809 aus dem Hauptquartier in Ems in Deutschland eine zündende Depesche gegen eine angebliche Exekution in Tirol, wo Chasteller kommandierte, an den Generalmajor der österreichischen Armee abgehen:

„Er (Chasteller) habe 700 gefangene Franzosen und 1800 bis 1900 Bayern niedermachen lassen, ein unerhörtes Verbrechen in der Geschichte der Nationen, das zu fürchterlichen Repressalien hätte führen können, wenn seine Majestät die Gefangenen nicht ‚als unter seinen Schutz und unter seine Ehre gestellt' betrachtete."

Bonaparte spricht hier alles aus, was man gegen die Exekution der Gefangenen von Jaffa vorbringen kann. Was bedeuteten ihm solche Widersprüche? Er kannte die Wahrheit und spielte damit; er bediente sich ihrer ebenso wie der Lüge; er hatte nur das

Resultat im Auge, das Mittel war ihm gleichgültig; die Menge der Gefangenen setzte ihn in Verlegenheit, also ließ er sie töten.

Es hat immer zwei Bonaparte gegeben: einen großen und einen kleinen. Wenn man glaubt, sich ein sicheres Urteil über sein Leben gebildet zu haben, kehrt er plötzlich seine böse Seite hervor.

Miot schweigt in der ersten Ausgabe seiner Memoiren (1804) über diese Massaker; man findet sie erst in der zweiten Ausgabe von 1814. Diese Ausgabe ist fast ganz verschwunden; ich hatte Mühe, sie aufzufinden. Um eine so traurige Wahrheit zu bestätigen, brauchte ich den Bericht eines Augenzeugen. Es ist etwas anderes, eine Sache großen Umrissen nach oder in ihren Einzelheiten zu kennen: die moralische Wahrheit einer Handlung enthüllt sich nur in ihren Einzelheiten. Ich lasse sie hier nach Miot folgen:

„Am 20. Ventôse (10. März) setzten sich die Gefangenen von Jaffa in der Mitte eines großen Karrees, welches von den Truppen des Generals Bon gebildet wurde, in Bewegung. Ein unbestimmtes Gerücht über das Schicksal, das ihrer harrte, bestimmte mich, sowie viele andere Personen, auf mein Pferd zu steigen und dieser schweigenden Kolonne von Schlachtopfern zu folgen, um mich zu überzeugen, ob das, was man erzählt hatte, begründet sei. Die Türken, welche ohne Ordnung untereinander gingen, sahen ihr Geschick voraus; sie vergossen keine Tränen; sie schrien nicht; sie waren in ihr Schicksal ergeben. Einige Verwundete, die nicht rasch genug folgen konnten, wurden unterwegs mit Bajonetten niedergestoßen. Andere gingen in der Menge umher und schienen gute Ratschläge für die bevorstehende große Gefahr zu geben. Vielleicht dachten die Verwegensten, es würde ihnen vielleicht nicht unmöglich sein, die Truppen, die sie umgaben, zu überwältigen; vielleicht hofften sie, daß einige von ihnen dem Tode entkommen könnten, wenn sie sich in den Feldern zerstreuten. Aber es waren alle Maßnahmen dagegen getroffen und die Türken machten keinen Versuch zur Flucht.

Als sie endlich die Sanddünen im Südwesten von Jaffa erreicht hatten, ließ man sie bei einem gelblichen Wassertümpel haltmachen. Dann ließ der kommandierende Offizier die Menge in kleine Abteilungen teilen, und diese wurden an verschiedene Orte geführt und dort erschossen. Diese fürchterliche Arbeit erforderte viel Zeit, trotz der großen Anzahl von Sodaten, die zu diesem traurigen Geschäft verwendet wurden und die sich, was ich versichern muß, nur mit äußerstem Widerwillen zu der schändlichen Tat hergaben, die man von ihren siegreichen Armen forderte. Neben den Wassertümpeln stand eine Gruppe von Gefangenen, unter denen sich einige alte Anführer mit edlem, festem Blick befanden, und ein junger Mann, dessen Fassung sehr erschüttert war. In einem so zarten Alter mußte er sich für unschuldig halten, und diese Überzeugung führte ihn zu einer Handlung, die seine Gefährten zu mißbilligen schienen. Er warf sich zwischen die Beine des Pferdes, auf dem der Befehlshaber der französischen Truppen saß, umarmte die Knie dieses Offiziers und flehte um sein Leben. „Was habe ich ver-

brochen?" rief er, „was habe ich Böses getan?" Aber all seine Tränen, alle seine rührenden Klagen waren vergebens; sie konnten an dem verhängnisvollen Urteil, das über ihn gesprochen war, nichts ändern. Mit Ausnahme dieses jungen Mannes machten sämtliche andern Türken mit der größten Ruhe ihre Waschung in dem Wassertümpel, von dem ich gesprochen habe, dann reichten sie einander die Hände, nachdem sie sie vorher nach mohammedanischem Brauch an Herz und Mund geführt hatten, und gaben und empfingen so einen ewigen Abschied. Ihre mutigen Seelen schienen dem Tod zu trotzen. Man las in ihrer Ruhe das Vertrauen, das ihnen in diesen letzten Augenblicken ihre Religion und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft verlieh. Sie schienen sich zu sagen: Ich verlasse diese Welt, um an der Seite Mohammeds ein dauerndes Glück zu genießen. So hielt dieses Wohlergehen nach dem Tode, welches der Koran verspricht, den besiegten, aber im Unglück stolzen Muselmann aufrecht.

Ich sah einen ehrwürdigen Greis, dessen Ton und Benehmen einen höheren Stand verrieten, wie er kaltblütig vor sich eine Grube in den losen Sand graben ließ, die tief genug war, daß er sich lebend darin begraben konnte: zweifellos wollte er den Tod nur von den Händen der Seinen empfangen. Er legte sich auf den Rücken in dieses schützende, schmerzliche Grab, und seine Gefährten bedeckten ihn, indem sie flehende Gebete zu Gott sandten, mit Sand, und stampften die Erde, die ihm als Grabtuch diente, mit Füßen ein, wahrscheinlich in dem Glauben, seine Leiden dadurch zu verkürzen.

Diese Szene, die mein Herz erzittern läßt und die ich noch in zu schwachen Farben geschildert habe, trug sich während der Hinrichtung der in die Dünen abgeführten Abteilungen zu. Zum Schluß waren nur mehr diejenigen Gefangenen übrig, die neben dem Wassertümpel standen. Aber unsere Soldaten hatten ihre Patronen verschossen und man mußte sie mit Bajonetten und Gewehrkolben niedermachen. Ich konnte diesen schrecklichen Anblick nicht ertragen. Ich entfloh, bleich und einer Ohnmacht nahe. Einige Offiziere erzählten mir am Abend, daß diese Unglücklichen unter dem unwiderstehlichen Drang der Natur, mit welchem man dem Tod zu entgehen sucht, selbst wenn man nicht die geringste Hoffnung mehr dazu hat, übereinandergestürzt waren und die auf ihr Herz gerichteten Stöße, die ihr trauriges Leben im Augenblick vernichten sollten, in die Arme und Beine empfingen. Es bildete sich, man muß es aussprechen, eine fürchterliche Pyramide von Toten und Sterbenden, von der das Blut herunterfloß, und man mußte die toten Körper wegziehen, um den Unglücklichen, die von diesem grauenvollen Wall geschützt, noch nicht getroffen waren, den Todesstoß geben zu können. Dieses Bild ist treu und genau und bei der Erinnerung daran zittert mir noch die Hand, die nicht imstande ist, den ganzen Schrecken zu schildern."

Wenn man solche Seiten aus dem Leben Napoleons kennt, so versteht man den Abstand, mit dem man ihm gegenübersteht.

Der Himmel bestrafte diesen Bruch der Menschenrechte und sandte die Pest herab; sie richtete anfangs keine großen Verheerungen an. Bourienne berichtigt den Irrtum

der Geschichtschreiber, welche die Szene im Pesthospital zu Jaffa in die Zeit des ersten Durchzugs der Franzosen durch diese Stadt verlegen. Sie fand erst bei ihrer Rückkehr von Saint-Jean-d'Acre statt. Mehrere Leute der französischen Armee versichern, daß diese Szene nur eine Fabel sei. Bourienne bestätigt dies.

„Die Betten der Pestkranken", erzählt der Sekretär Napoleons, „standen rechts, wenn man in den ersten Saal eintrat. Ich ging neben dem General und habe nicht bemerkt, daß er einen der Pestkranken berührt hätte. Er ging schnell durch die Säle hindurch, wobei er sich mit der Reitgerte leicht auf seine gelben Stiefelstulpen schlug. Im Gehen sagte er: ‚Ich muß nach Ägypten zurückkehren, um es vor den Feinden zu schützen, die kommen werden.'"

In dem offiziellen Bericht des Generalstabes steht nicht ein Wort von den Pestkranken, dem Besuch im Hospital und der Berührung der Kranken.

Was wird aus dem schönen Bild von Gros? Es bleibt bestehen als ein Meisterwerk der Kunst.

Der heilige Ludwig, der von der Malerei weniger begünstigt wurde, war heroischer in seiner Handlungsweise: „Als der gute milde König dies sah, wurde sein Herz von tiefem Mitleid erfaßt, und er ließ alle anderen Arbeiten einstellen und in den Feldern außerhalb des Lagers einen Friedhof anlegen. Er half mit eigenen Händen die Toten begraben. Es fand sich kaum jemand, der mit Hand anlegen wollte. Der König kam an den fünf Tagen, die man zur Beerdigung der Toten brauchte, jeden Morgen nach seiner Messe an den Beerdigungsort und sagte zu seinen Leuten: „Laßt uns die Märtyrer begraben, die für unseren Herrn gelitten haben, und seid nicht unwillig, es zu tun, denn sie haben mehr gelitten als wir." Der Erzbischof von Tyrus und der Bischof von Damiette waren zugegen und sprachen die Totengebete. Aber sie hielten sich gegen den Gestank die Nase zu; niemand jedoch sah, daß der gute König Ludwig seine Nase zugehalten hätte, so inbrünstig und andächtig betete er mit." Bonaparte belagert Saint-Jean d'Arce. Es wird Blut vergossen bei Cana, wo Christus den Sohn des Hauptmanns heilte, bei Nazareth, wo der Erlöser seine friedliche Kindheit verbrachte, am Tabor, der die Verklärung sah und wo Petrus sagte: „Herr, laß uns auf diesem Berge bleiben und hier drei Zelte errichten." Vom Berge Tabor wurde der Tagesbefehl an die Truppen ausgegeben, die Sur, das alte Tyrus, Cäsaräa, die Katarakte des Nil, die Pelusischen Mündungen, Alexandrien und die Küsten des Roten Meeres mit den Ruinen von Kolsum und Arsinoë besetzt hielten. Bonaparte war entzückt von diesen Namen und gefiel sich darin, sie zu gebrauchen.

In diesem Lande der Wunder erneuerten Kleber und Murat die Waffentaten Tankreds und Renauds; sie zerstreuten die Völker von Syrien, bemächtigten sich des Lagers des Paschas von Damaskus, warfen einen Blick auf den Jordan, auf das Galiläische Meer und nahmen Besitz von Seafet, dem alten Bethulien. Bonaparte berichtet, daß die Einwohner den Ort zeigen, an dem Judith den Holefernes tötete.

Saint-Jean wurde von Djezzar, „dem Metzger", verteidigt. Bonaparte hatte ihm am 9. März 1799 aus Jaffa geschrieben: „Seit meiner Ankunft in Ägypten habe ich Euch mehrere Male zu erkennen gegeben, daß es nicht meine Absicht war, Krieg mit Euch zu führen, sondern daß ich nichts wollte, als die Mamelucken vertreiben... Ich werde in wenigen Tagen vor Saint-Jean-d'Acre stehen. Aber welchen Grund hätte ich, einem Greis, den ich nicht kenne, einige Jahre seines Lebens zu rauben? Was bedeuten mir einige Meilen mehr neben den Ländereien, die ich schon erobert habe?"

Aber Djezzar ließ sich durch diese Schmeicheleien nicht betören. Der alte Tiger traute den Klauen seines jüngeren Kollegen nicht. Er war umgeben von Dienern, die er mit eigener Hand verstümmelt hatte. Nach dem Bericht des Generals Sebastiani sagte Djezzar von sich selbst: „Ich bin ein grausamer Bosnier, ein Emporkömmling; mein Vater hat mir nichts hinterlassen, als seinen Mut. Ich habe mich selbst emporgearbeitet, aber das macht mich nicht stolz: denn alles endet, und heute oder morgen wird Djezzar enden, nicht weil er alt ist, wie seine Feinde sagen, sondern weil es Gott so befohlen hat. Der König von Frankreich, der mächtig war, ist dahingegangen. Nebukadnezar ist durch einen Mückenstich getötet worden, usw."

Nach einundsechzig Tagen war Napoleon gezwungen, die Belagerung von Saint-Jean-d'Acre aufzuheben. Unsere Soldaten mußten vor den Kugeln des Feindes, die von unseren Kanonen erwidert wurden, fliehen. Unsere Truppen, die sich gegen die Stadt und gegen die Schiffe der Engländer zu verteidigen hatten, führten neun Stürme aus und erklommen fünfmal die Wälle. Seit der Zeit der Kreuzzüge gab es in Saint-Jean-d'Acre nach dem Bericht Rigards einen Turm, welcher der „verfluchte" genannt wurde. Vielleicht war dieser Turm durch den mächtigen Turm ersetzt worden, an dem der Angriff Napoleons scheiterte. Unsere Soldaten sprangen in die Straßen hinab, wo während der Nacht Mann gegen Mann gekämpft wurde. Der General Lannes wurde am Kopf, Colbert am Schenkel verwundet; unter den Toten waren Beyer, Venoux und der General Bon, welcher die Hinrichtung der Gefangenen von Jaffa ausgeführt hatte; Kleber sagte von dieser Belagerung: „Die Türken verteidigten sich wie Christen, die Franzosen griffen an wie Türken." Das war die Kritik eines Soldaten, der Napoleon nicht liebte. Bonaparte zog ab, indem er bekannt machte, daß er den Palast Djezzars dem Erdboden gleich gemacht und die Stadt in einer Weise bombardiert habe, daß kein Stein auf dem anderen geblieben sei, daß Djezzar sich mit seinen Leuten in ein Küstenfort zurückgezogen habe, daß er schwer verwundet sei, und daß die Fregatten auf Napoleons Befehl dreißig mit syrischen Truppen beladene Schiffe weggenommen hätten. Sir Sidney Smith und Phelippeaux, ein ausgewanderter Artillerieoffizier, unterstützten Djezzar. Der eine war im Temple gefangen gewesen, der andere war ein ehemaliger Studiengenosse Napoleons.

In den letzten Tagen seines Lebens sprach Napoleon von dem, was er in Syrien im Sinn gehabt hatte, wenn er diese Pläne nach den vollbrachten Tatsachen nicht einfach

erdacht und sich aus der vergangenen Wirklichkeit die fabelhafte Zukunft aufgebaut hat, von der er wünschte, daß man sie glauben sollte.

„Als Herr von Ptolemäis", sagt er in seinen Enthüllungen aus Sankt Helena, „wollte er im Orient ein Reich begründen und Frankreich anderen Schicksalen überlassen. Er wollte nach Damaskus, nach Aleppo, nach dem Euphrat fliegen. Die Christen von Syrien und sogar die von Armenien hätten sich ihm angeschlossen. Die Völker würden schwankend geworden sein. Die Reste der Mamelucken, die Araber aus der Wüste von Ägypten, die Drusen vom Libanon, die Mutualis hätten sich der siegreichen Armee von Syrien angeschlossen, so daß sich die Erschütterung ganz Arabien mitgeteilt hätte. Die arabisch sprechenden Provinzen des ottomanischen Kaiserreiches sehnten eine große Veränderung herbei und warteten auf einen Mann mit glücklichen Chancen; er konnte mitten im Sommer mit hunderttausend Mann Hilfstruppen und einer Reserve von fünfundzwanzigtausend Franzosen, die er nach und nach aus Ägypten kommen ließ, am Euphrat sein. Er hätte Konstantinopel und Indien erreicht und der Welt eine neue Gestalt gegeben."

Bevor die Franzosen sich von Saint-Jean-d'Acre zurückzogen, berührten sie Tyrus. Von den Flotten Salomons und der Phalanx des Mazedoniers verlassen, hatte Tyrus nichts behalten, als die unendliche Einsamkeit des Isai, die so groß war, daß selbst die Hunde hier nicht bellten.

Die Belagerung von Saint-Jean-d'Acre wurde am 20. Mai 1799 aufgehoben. Am 27. in Jaffa angelangt, sah sich Napoleon gezwungen, seinen Rückzug fortzusetzen. Es gab ungefähr dreißig bis vierzig Pestkranke, eine Zahl, die Napoleon auf sieben herabsetzte, die man nicht transportieren konnte; da er sie nicht zurücklassen wollte, um sie, wie er sagte, nicht der Grausamkeit der Türken auszusetzen, schlug er Desgenettes vor, ihnen eine starke Dosis Opium zu geben. Desgenettes gab ihm hierauf die bekannte Antwort: „Mein Handwerk ist es, die Menschen zu heilen, nicht sie zu töten." „Man hat ihnen kein Opium gegeben", sagt Thiers, „obwohl dieser Vorfall dazu diente, eine unwürdige und jetzt schon von niemand mehr geglaubte Verleumdung zu verbreiten."

Ist es eine Verleumdung? Und wird sie von niemand mehr geglaubt? Ich möchte es nicht so bestimmt behaupten, wie der berühmte Historiker. Er denkt so: Bonaparte hat die Pestkranken nicht wirklich getötet, wenn er den Vorschlag machte, sie zu vergiften. Desgenettes, der aus einer verarmten normannischen Adelsfamilie stammt, wird noch heute von den Arabern von Syrien verehrt und Wilson sagt, daß sein Name in goldenen Lettern in das Buch der Geschichte eingegraben werden müßte.

Bourienne schreibt zehn Seiten über die Vergiftung, um diejenigen zu widerlegen, die sie leugnen: „Ich kann nicht behaupten, daß ich gesehen hätte, wie man den Kranken das Gift gab; da müßte ich lügen; aber ich weiß positiv, daß man den Entschluß faßte, es zu tun, und zwar nach langer Überlegung, daß der Befehl gegeben wurde,

und daß die Pestkranken starben. Und nun soll das, wovon am Tage nach dem Aufbruch von Jaffa das ganze Hauptquartier wie von einer Tatsache sprach, das, was wir alle als das furchtbarste Unglück ansahen, nichts als eine wahnwitzige Erfindung sein, erdacht, um den Ruhm eines Helden zu schmälern?"

Napoleon verliert keinen seiner Fehler aus den Augen. Wie ein zärtlicher Vater beschäftigt er sich am meisten mit demjenigen, der am verachtetsten ist. Die französische Armee war weniger nachsichtig als die von Bewunderung erfüllten Historiker; sie glaubte an die Vergiftung und war überzeugt, daß nicht nur einige Kranke, sondern mehrere hundert Leute von dem gleichen Los betroffen würden. Robert Wilson stellt in seiner „Geschichte des Feldzuges der Engländer nach Ägypten" zum erstenmal diese schwere Anklage auf; er behauptet, daß sie sich auf die Meinung der von den Engländern in Syrien gefangenen französischen Offiziere stütze. Bonaparte widerlegte Wilson, der darauf antwortete, er hätte nur die Wahrheit gesagt. Las Casas gibt zu, daß das Gerücht von der Ermordung in der Armee geglaubt worden sei. Und Bonaparte, der in der Gefangenschaft aufrichtiger wurde, äußerte sich Herrn Warneu und dem Doktor O'Meara gegenüber, daß er in der Lage, in der sich die Pestkranken befanden, für sich selbst im Opium Vergessen gesucht hätte und daß er seinem eigenen Sohn Opium gegeben hätte. Walter Scott teilt alles mit, was auf diesen Gegenstand Bezug hat; aber er verwirft die Behauptung, man habe eine große Anzahl von Kranken vergiftet, indem er versichert, daß die Vergiftung einer großen Menge nicht durchführbar sei; er fügt noch hinzu, Sir Sidney Smith hätte im Hospital zu Jaffa die sieben von Napoleon erwähnten Franzosen vorgefunden. Walter Scott ist im höchsten Grade unparteiisch; er verteidigt Napoleon, wie er Alexander gegen jeden falschen Vorwurf verteidigt hätte.

Der Rückzug unter der Sonne Syriens war von Szenen des Unglücks begleitet, die an die Leiden unserer Soldaten beim Rückzug aus Moskau in der strengen Winterkälte erinnerten. „In den Baracken am Meeresufer", sagt Miot, „gab es noch einige Unglückliche, die darauf warteten, daß man sie abtransportiere. Es befand sich unter ihnen ein Soldat, der von der Pest befallen war. In dem Delirium, das manchmal den Todeskampf begleitet, glaubte er, als er die unter Trommelklang abmarschierende Armee sah, man würde ihn zurücklassen; seine Phantasie ließ ihn das ganze Ausmaß seines Unglücks erkennen, wenn er in die Hände der Araber fiele. Wahrscheinlich war es diese Angst, die ihn in eine so große Aufregung versetzte, daß er den Gedanken faßte, den Truppen zu folgen. Er nahm den Hafersack, auf dem sein Kopf ruhte, über die Schultern und machte den Versuch, aufzustehen. Das Fieber der furchtbaren Seuche, die sein Blut vergiftete, nahm ihm die Kräfte und er fiel auf den Sand zurück, wobei er mit dem Kopf aufschlug. Dieser Fall vergrößerte seinen Schrecken, und nachdem er einige Augenblicke mit verstörten Augen den abziehenden Kolonnen nachgestarrt hatte, erhob er sich ein zweites Mal mit dem gleichen Erfolg; beim dritten Versuch brach

er zusammen und blieb in nächster Nähe des Meeres an dem Ort liegen, den ihm das Schicksal zum Grab ausersehen hatte. Der Anblick dieses Soldaten war entsetzlich; die Verworrenheit seiner sinnlosen Reden, sein schmerzdurchfurchtes Gesicht, seine offenen, starren Augen, seine zerfetzten Kleider — all dies bot ein Bild der schrecklichsten und häßlichsten Seiten des Todes.

Als unsere stumpf gewordenen Soldaten ihren unglücklichen Kameraden sahen, der ihnen folgte wie ein Trunkener, fiel, aufstand und wieder fiel, um nie mehr aufzustehen, sagten sie: „Er hat sein Quartier gefunden".

Eine Seite von Bourienne wird das Bild vollenden:

„Ein verzehrender Durst, der vollständige Mangel an Wasser, eine unerträgliche Hitze und der ermüdende Marsch in den glühenden Dünen, demoralisierten die Mannschaft und ließen an Stelle aller edleren Gefühle den grausamsten Egoismus und die stumpfste Gleichgültigkeit treten. Ich sah, wie man amputierte Offiziere, deren Transport anbefohlen worden war und die sogar noch Geld dafür bezahlt hatten, von den Wagen warf, und wie man Amputierte, Verwundete, Pestkranke oder solche, die nur im Verdacht standen, es zu sein, in den Getreidefeldern liegen ließ. Man marschierte beim Schein von Fackeln, mit denen man die kleinen Städte und Dörfer, sowie die reichen Ernten auf den Feldern in Brand steckte. Das ganze Land stand in Flammen. Diejenigen, welche den Befehl hatten, diese Verheerungen durchzuführen, schienen, indem sie überall Verderben bereiteten, ihre Unbillen rächen zu wollen und eine Erleichterung ihrer Leiden zu finden. Wir waren nur von Sterbenden, Plünderern und Mordbrennern umgeben. Sterbende, die am Rande des Weges lagen, sagten mit schwa-

cher Stimme: ‚Ich bin nicht pestkrank, ich bin nur verwundet', und zum Beweis öffneten sie nicht selten ihre Wunden oder brachten sich neue bei. Die Sonne in ihrer ganzen Pracht wurde von dem Rauch der immerwährenden Brände verdunkelt. Rechts vor uns lag das Meer, zu unserer Linken und hinter uns die Wüste, die wir schufen, und vor uns lagen die Leiden und Entbehrungen, die uns erwarteten."

„Er ist fortgezogen, er ist zurückgekehrt; er hat alle Wolken zerstreut; seine Rückkehr hat sie in die Wüste verbannt." So besang und lobte sich der zurückgeschlagene Sieger, als er wieder nach Kairo kam. In seinen Hymnen eroberte er die Welt.

Während seiner Abwesenheit hatte Desaix die Eroberung von Oberägypten vollendet. Napoleon machte es sich zur Aufgabe, die Ratschläge, die schon Bossuet Ludwig XIV. gegeben hatte, auszuführen und die Schönheiten, die Theben in seinen Trümmern verbirgt, ans Licht ziehen zu lassen: „Theben, diese verschollene Stadt, war", wie Denon, der die Expedition Desaix's begleitete, erzählt, „noch ein so gigantisches Phantom, daß die Armee bei ihrem Anblick von selbst Halt machte und in die Hände klatschte. Bei den Nilkatarakten machten sich unsere Soldaten, die sich beständig gegen die Beis verteidigen mußten und unglaubliche Strapazen ertragen hatten, den Spaß, in dem Dorf Syene Buden für Schneider, Goldschmiede und Barbiere, sowie Restaurationen zu festen Preisen zu errichten. Unter einer geraden Allee von Bäumen stellten sie eine militärische Wegsäule mit der Inschrift: ‚Straße nach Paris' auf. Längs des Nils wieder zurückziehend, stieß die Armee häufig auf feindliche Trupps. Die Verschanzungen der Araber wurden in Brand gesteckt. Diesen mangelte es an Wasser und sie löschten das Feuer mit Händen und Füßen und erstickten es mit ihren Körpern. Schwarz und nackt sah man sie durch die Flammen laufen; wie Teufel der Hölle. Ich konnte sie nicht ohne Schrecken und Bewunderung betrachten. Es gab Augenblicke der Stille, in welchen hie und da eine Stimme ertönte; man antwortete ihr mit heiligen Hymnen und Kriegsrufen."

Diese Araber sangen und tanzten wie die spanischen Soldaten und Mönche in dem brennenden Saragossa; die Russen steckten Moskau in Brand: Der erhabene Wahnsinn, der Bonaparte beseelte, teilte sich auch seinen Opfern mit.

Nachdem Napoleon nach Kairo zurückgekehrt war, schrieb er an den General Dugna: „Bürger General, lassen Sie Abdalla Aga, dem ehemaligen Gouverneur von Jaffa, den Kopf abschlagen. Nach den Erzählungen der Bewohner von Syrien ist er ein Ungeheuer, von dem man die Erde befreien muß... Lassen Sie erschießen die Mamelucken Hassan, Jossef, Ibrahim, Salleh, Mahamed, Bekir, Hadj-Saleh, Mustpha Mahemed." Derartige Befehle werden in der Folge noch häufig ausgegeben, „gegen Ägypter, die schlecht von den Franzosen gesprochen haben". So machte sich Napoleon seine eigenen Gesetze! Erlaubte es denn das Kriegsrecht, auf den einfachen Befehl eines Generals so viele Leben zu opfern? An den Sultan von Darfur schreibt er: „Ich wünsche, daß Ihr mir dreißig männliche Sklaven von über sechzehn Jahren sendet." Er liebte Sklaven.

Eine ottomanische Flotte von über hundert Segeln ankert bei Abukir und setzt eine Armee ans Land. Murat treibt sie, von General Lannes unterstützt, ins Meer. Bonaparte unterrichtet das Direktorium von diesem Erfolg: „Die Küste, von der im vorigen Jahr die Wellen die Leichname der Engländer und Franzosen hinwegspülten, ist heute mit denen unserer Feinde bedeckt." Man ermüdet ebenso zwischen diesen Trümmern der Siege, wie in dem glänzenden Sande der Wüste. Das folgende Billet ist ein trauriges Dokument:

„Bürger General, Ihre Operationen während des letzten Feldzuges haben mich wenig zufriedengestellt. Sie haben den Befehl erhalten, sich nach Kairo zu begeben und sind diesem nicht nachgekommen. Welche Ereignisse auch eintreten mögen, sie dürfen einen Soldaten niemals hindern, zu gehorchen. Das Kriegstalent besteht darin, alle Schwierigkeiten, die sich einer Operation entgegenstellen, zu überwinden und nicht, sie daran scheitern zu lassen. Ich sage Ihnen dies für die Zukunft."

Undankbar im Vorhinein, war diese rauhe Zurechtweisung Bonapartes an Desaix gerichtet, der an der Spitze seiner Tapfern in Oberägypten ebensoviele Beispiele der Menschlichkeit wie des Mutes lieferte, der, langsam vordringend, Ruinen hinter sich ließ, Frauen und Kinder rettete, von der Bevölkerung geliebt wurde und den Namen „der gerechte Sultan" erhielt, an jenen Desaix, der später bei Marengo getötet wurde, wo er die Aufgabe durchführte, die den ersten Konsul zum Herrn von Europa machte. Dieses Billet läßt den Charakter Napoleons deutlich erkennen: Herrschsucht und Eifersucht. Aber hätte Napoleon ohne diesen Herrschergeist alles um und vor sich unterwerfen können?

Im Begriff, den antiken Boden zu verlassen, wo die sterbenden Helden einstens sangen: „Ihr Mächte, die Ihr den Menschen das Leben schenkt, nehmt mich auf und gewährt mir eine Stätte unter den unsterblichen Göttern!" dachte Napoleon nur an seine irdische Zukunft. Er sendet Nachrichten durch das Rote Meer an den Gouverneur der Isle de France und der Insel Bourbon; er entbietet dem Sultan von Marokko und dem Bei von Tripolis seine Grüße; er versichert sie seines freundschaftlichen Schutzes der Karawanen und der nach Mekka gehenden Pilger; zugleich trachtet er, den Großwesir von dem Einfall, den die Pforte plant, abzuhalten, indem er versichert, er sei ebenso bereit, alles zu überwinden, wie in alle Unterhandlungen einzutreten.

Eines würde unserem Charakter wenig Ehre machen, wäre es nicht eher auf unsere Phantasie und Abenteurerlust, als auf eine allgemeine nationale Unlauterkeit zurückzuführen: die Franzosen begeistern sich für den ägyptischen Feldzug und sehen nicht ein, daß dieser einen Bruch aller Menschenrechte und aller politischen Gesetze bedeutete. Im vollsten Frieden mit unserem ältesten Verbündeten, greifen wir ihn an, rauben ihm seine fruchtbarste Nilprovinz ohne Kriegserklärung, geradeso als hätten die Algerier auf einem ihrer Raubzüge sich Marseilles und der Provence bemächtigt. Als die Pforte zu ihrer rechtmäßigen Verteidigung rüstet, fragen wir sie, was sie denn

habe und warum sie zürne; wir erklären, wir hätten nur zu den Waffen gegriffen, um Ordnung bei ihr zu schaffen und sie von diesen Räubern von Mamelucken zu befreien, die ihren Pascha gefangen hielten. Bonaparte schreibt an den Großwesir: „Sollte Eure Exellenz nicht fühlen, daß jeder getötete Franzose einen Beistand weniger für die Pforte bedeutet? Ich für meinen Teil werde den Tag für den schönsten meines Lebens halten, an dem ich dazu beitragen kann, diesen zugleich unpolitischen und grundlosen Krieg zu beenden." Bonaparte wollte fort, also war der Krieg unpolitisch und grundlos! Die alte Monarchie war übrigens ebenso schuldig wie die Republik: in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten finden sich einige Pläne zur Schaffung einer französischen Kolonie in Ägypten; Leibnitz selbst hatte Ludwig XIV. eine ägyptische Kolonie geraten. Die Engländer schätzten nur die positive, die Interessen-Politik. Das Einhalten von Verträgen und moralische Skrupel erscheinen ihnen kindisch.

Endlich hatte die Stunde geschlagen: An den Grenzen Asiens zurückgehalten, wird sich Bonaparte zuerst des Zepters von Europa bemächtigen, um dann von Norden her einen anderen Weg zu den Toren des Himalaja und den Herrlichkeiten von Kaschmir zu finden. Sein letzter Brief an Kleber, aus Alexandrien vom 22. August 1799 datiert, ist ausgezeichnet und vereinigt Geist, Erfahrung und Autorität. Der Schluß dieses Briefes steigert sich zu einem ernsten und eindringlichen Pathos. „Bürger General, beiliegend finden Sie die Ordre, den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen. Die Furcht, die englischen Kreuzer könnten jeden Augenblick wieder auftauchen, läßt mich meine Abreise um zwei oder drei Tage beschleunigen.

Ich nehme die Generale Berthier, Andréossi, Murat, Lannes und Marmont, und die Bürger Monge und Berthollet mit.

Beiliegend finden Sie die englischen und Frankfurter Papiere bis zum 10. Juni. Sie können daraus ersehen, daß wir Italien verloren haben, und daß Mantua, Turin und Tortone belagert sind. Ich habe Grund zu der Hoffnung, daß sich das erstere bis Ende November hält. Ich hoffe, wenn das Glück mir hold ist, vor Ende Oktober in Europa zu sein."

Es folgen genaue Instruktionen.

„Sie können so gut wie ich abschätzen, wie wichtig der Besitz von Ägypten für Frankreich ist: Das Türkische Reich, dem von allen Seiten Verderben droht, muß bald zusammenstürzen, und eine herrscherlose Zeit in Ägypten wäre ein um so größeres Unglück, als diese schöne Provinz dann schnell in andere Hände überginge.

Auch die Nachrichten von den Erfolgen oder Mißerfolgen der Republik müssen in ihre Berechnungen mächtig eingreifen...

Sie kennen meine Ansichten über die innere Politik von Ägypten: was wir auch tun, die Christen werden immer unsere Freunde bleiben. Man muß sie verhindern, zu anmaßend zu werden, damit die Türken nicht denselben Haß gegen uns fassen, wie gegen sie. Das würde sie uns zu unversöhnlichen Feinden machen...

Ich habe schon mehrere Male eine Schauspielertruppe bestellt und werde es mir besonders angelegen sein lassen, Ihnen eine zu schicken. Ich halte dies für sehr wichtig für die Armee und glaube, daß es helfen wird, die Sitten des Landes umzuwandeln.

Der wichtige Posten, den Sie als Befehlshaber bekleiden, wird Ihnen endlich Gelegenheit geben, Ihre Fähigkeiten zu entfalten. Es herrscht das lebhafteste Interesse für Ihre Unternehmungen, deren Ergebnisse für Handel und Zivilisation von unabsehbarer Bedeutung sind. Die größten Umwälzungen können daraus erfolgen.

Gewöhnt, die Belohnung aller Mühen und Arbeiten des Lebens in der Hoffnung auf die Anerkennung der Nachwelt zu finden, verlasse ich Ägypten mit dem größten Bedauern. Das Interesse des Vaterlandes, sein Ruhm, der Gehorsam und die außerordentlichen Ereignisse, die stattgefunden haben, dies allein kann mich bestimmen, zwischen den feindlichen Geschwadern hindurch nach Europa zurückzukehren. Im Geist und mit dem Herzen werde ich bei Ihnen sein. Ihre Erfolge werden mir ebenso wichtig sein wie meine eigenen, und ich werde jene Tage meines Lebens für verloren ansehen, an denen ich nicht etwas für die Armee getan habe, zu deren Befehlshaber ich Sie gemacht habe, und an denen ich nicht dazu beigetragen habe, das großartige Gebäude, dessen Grundlagen nun gelegt sind, fertigzustellen.

Die Armee, die ich Ihnen anvertraue, besteht aus meinen Kindern; zu allen Zeiten, selbst im größten Mißgeschick haben sie mir Beweise ihrer Anhänglichkeit geliefert. Erhalten Sie sich diese Gefühle. Sie sind es der Wertschätzung und der ganz besonderen Freundschaft, die ich Ihnen entgegenbringe, sowie meiner aufrichtigen Liebe für die Armee schuldig. Bonaparte."

Niemals wieder hat der Krieger ähnliche Worte gefunden; hier hört Napoleon auf; der Kaiser, der folgt, wird ohne Zweifel noch überraschender sein; aber auch viel verabscheuungswürdiger! Seine Stimme wird nicht mehr den Ton der jungen Jahre tragen: Zeit, Herrschsucht und der Rausch des Erfolges werden ihn trüben.

Napoleon übersendet sein ägyptisches Testament seinem tapferen Nachfolger, der bald ermordet werden soll, und stiehlt sich heimlich davon, wie sich Cäsar schwimmend in den Hafen von Alexandrien rettete. Ihn erwartete keine Cleopatra, er ging zu dem geheimen Stelldichein, das ihm das Schicksal, jene andere ungetreue Macht, gegeben hatte. Nach seinem Untertauchen im Orient, der Quelle des Märchenruhmes, kehrt er zurück, ohne jedoch bis Jerusalem gelangt zu sein, wie er auch niemals in Rom eindrang. Ganz erfüllt von den Wundern Judäas und den Erinnerungen an das Grab in den Pyramiden, überquert Bonaparte die Meere, unbekümmert um ihre Schiffe und ihre Abgründe; diesen Riesen hält nichts auf, weder die Ereignisse, noch die Fluten.

Napoleon fährt bei widrigem Wind längs der Küste gen Afrika hin, umschifft nach einundzwanzig Tagen das Kap Bon; er erreicht die Küste von Sardinien, ist gezwungen, in Ajaccio einzulaufen, läßt seine Blicke über die Stätten seiner Geburt schweifen, erhält vom Kardinal Fesch einiges Geld und schifft sich von neuem ein; er entdeckt

eine englische Flotte, die ihn nicht verfolgt. Am 8. Oktober kommt er auf der Reede von Frejus an, unweit des Golfes Juan, wo er noch einmal auf fürchterliche Art auftreten sollte. Er landet, reist weiter, kommt in Lyon an, fährt durch das Bourbonnais und ist am 16. Oktober in Paris. Alles scheint ihm entgegen zu sein: Barras, Sieyès, Bernadotte, Moreau; und alle seine Gegner werden ihm wie durch ein Wunder dienstbar. Eine Verschwörung wird angezettelt und die Regierung nach Saint-Cloud verlegt. Bonaparte will den Rat der Alten anreden, aber er verwickelt sich, stammelt nur einige Worte von Waffenbereitschaft, Vulkan, Sieg, Cäsar; man nennt ihn einen Cromwell, Tyrannen, Heuchler; er will anklagen, und man klagt ihn an; er sagt, er sei vom Kriegsgott und vom Gott des Glückes begleitet; er zieht sich endlich zurück, indem er aus-

ruft: „Wer mich liebt, folge mir!" Man verlangt, daß er in Anklagestand versetzt werde; Lucien, der Präsident des Rates der Fünfhundert, steigt von seinem Sitz herab, um nicht gegen Napoleon auftreten zu müssen. Er zieht seinen Degen und schwört, daß er seinem Bruder damit die Brust durchbohren wolle, wenn dieser jemals die Freiheit anzugreifen versuche. Man spricht davon, den Deserteur, den Übertreter der Sanitätsgesetze, der die Pest ins Land gebracht hat, erschießen zu lassen, und man krönt ihn. Murat zwingt die Repräsentanten, aus den Fenstern zu springen; es kommt zum 18. Brumaire, die Konsulatsregierung wird geboren und die Freiheit stirbt.

Nun vollzieht sich in der Welt eine vollständige Veränderung. Der Mann des vergangenen Jahrhunderts verschwindet von der Bildfläche, der Mann des neuen Jahrhunderts erscheint; Washington, der am Ende seiner Wundertaten angelangt ist, räumt das Feld Napoleon, damit er die seinen beginne. Am 9. November beschließt der Präsident der Vereinigten Staaten das Jahr 1799; der erste Konsul der französischen Republik eröffnet das Jahr 1800.

Während dieser ungeheuren Ereignisse habe ich jenen Teil meiner Memoiren geschrieben, der bisher erschienen ist. Die Jahre meiner Kämpfe und Dunkelheiten in London fielen in die Zeit des Aufstieges und des Glanzes Napoleons; seine dröhnenden

Schritte begleiteten mich auf meinen einsamen Spaziergängen. Sein Name verfolgte mich bis in die bescheidenen Räume, wo sich die Dürftigkeit meiner Unglücksgefährten und die heitere Not begegneten. Napoleon war in meinem Alter; wir waren beide aus dem Schoß der Armee hervorgegangen, aber er hatte hundert Schlachten gewonnen, während ich noch im Schatten der Emigration schmachtete, die der Grundstein seines Glückes wurde. Konnte ich ihn jemals erreichen, da ich so weit hinter ihm zurückgeblieben war? Und dennoch: während er den Monarchen seine Bedingungen diktierte, während er sie mit seinen Armeen zermalmte und ihr Blut zu seinen Füßen aufspritzen

ließ, während er, die Fahne in der Hand, über die Brücken von Arcole und Lodi hinstürmte, hätte ich für alle diese Siege eine einzige jener vergessenen Stunden gegeben, die ich damals in England in einer kleinen unbekannten Stadt verlebte? Oh! Zauber der Jugend!

Ich verließ England einige Monate, nachdem Napoleon Ägypten verlassen hatte; wir kamen fast gleichzeitig nach Frankreich zurück, er aus Memphis, ich aus London: er hatte Städte und Königreiche erobert, ich besaß nichts als die Gebilde meiner Phantasie.

Was war während Napoleons Abwesenheit in Europa geschehen?

Der Krieg in Italien, im Königreich Neapel und in den sardinischen Staaten hat wieder begonnen, Rom und Neapel sind auf kurze Zeit besetzt worden; Pius VI. ist

gefangen nach Frankreich geführt worden, um hier zu sterben; ein Allianztraktat ist zwischen Petersburg und London geschlossen wurden.

Zweite Kontinentalkoalition gegen Frankreich. Am 8. April 1799 wird der Kongreß von Radstadt aufgelöst und die französischen Bevollmächtigten werden ermordet. Suwaroff kommt nach Italien und schlägt die Franzosen bei Cassano. Die Zitadelle von Mailand ergibt sich dem russischen General. Eine unserer Armeen, die gezwungen wird, Neapel zu verlassen, hält sich mit Mühe unter dem General Macdonald. Masséna verteidigt die Schweiz.

Mantua fällt nach einer Blockade von zweiundsiebzig und einer Belagerung von zwanzig Tagen. Am 15. Oktober 1799 wird der General Joubert bei Novi getötet und läßt

Bonaparte das Feld frei. Zwanzigtausend Engländer, die bei Helder gelandet sind, bleiben dort müßig; ihre Flotte wird zum Teil vom Eise blockiert; unsere Kavallerie greift Seeschiffe an und nimmt sie. Die durch Kämpfe und Strapazen auf 18000 Mann reduzierte Armee Suwaroffs, die am 24. September den Sankt Gotthard überschritten hat, wird im Tal der Reuß in Kämpfe verwickelt. Masséna rettet Frankreich in der Schlacht von Zürich. Suwaroff, der Deutschland erreicht hat, klagt die Österreicher an und zieht sich nach Polen zurück. Dies war die Lage Frankreichs, als Napoleon wieder erschien, das Direktorium stürzte und das Konsulat einsetzte.

Bevor ich meine Arbeit fortsetze, muß ich einen Umstand hervorheben, der dem Leser wohl schon aufgefallen ist. Ich versuche nicht, Bonapartes Leben bis in alle Einzelheiten zu schildern; ich gebe eine kurze Zusammenfassung seiner Taten; ich zähle seine Schlachten auf; ich schildere sie nicht. Man findet sie überall beschrieben, von Pomereul angefangen, der die „Campagnes d'Italie" schrieb, bis zu unseren Generälen, Kritikern und militärischen Schriftstellern und den ausländischen, englischen russischen, deutschen, italienischen und spanischen Taktikern. Die öffentlichen Bulletins Napoleons und seine geheimen Depeschen bilden die höchst unsicheren Grund-

lagen dieser Berichte. Die Arbeiten des Generalleutnants Jomini liefern die beste Quelle: der Autor ist um so glaubwürdiger, als er in seinem „Traité de la grande tactique" und in seinem „Traité des grandes opérations militaires" eine Probe militärischer Gelehrtheit geliefert hat. Er bewunderte Napoleon bis zur Ungerechtigkeit und war dem Hauptquartier des Marschalls Ney zugeteilt. Von ihm stammt eine kritische und militärische Geschichte der Feldzüge der Revolution. Er hat in eigener Person den Krieg in Deutschland, Preußen, Polen und Rußland bis zur Einnahme von Smolensk mitgemacht; er war im Jahre 1813 bei den Kämpfen in Sachsen zugegen; von da ging er zu den Alliierten über. Ein Kriegsrat Bonapartes verurteilte ihn zum Tode und zu gleicher Zeit wurde er von Kaiser Alexander zum Feldmarschall ernannt. Von General Sarrazin in seiner „Histoire de la guerre de Russie et d'Allemagne" angegriffen, antwortete ihm Jomini. Jomini hatte das im Kriegsministerium und in anderen Archiven des Königreiches liegende Material zu seiner Verfügung; er betrachtete von der Gegenseite aus den Rückzug unserer Armee, nachdem er ihr auf ihrem Vormarsch gedient hatte. Sein Bericht ist klug und enthält einige feine und verständnisvolle Reflexionen. Man hat häufig ganze Seiten von ihm genommen, ohne es zu erwähnen; aber ich fühle mich nicht zum Kopisten geboren und habe auch nicht den Ehrgeiz, für einen verkannten Cäsar gehalten zu werden. Hätte ich dem Gedächtnis der Veteranen zu Hilfe kommen wollen, indem ich auf Karten manövrierte, jetzt mit friedlichen Ernten bedeckte Schlachtfelder besuchte, so und so viele Dokumente abschriebe, Beschreibungen auf Beschreibungen häufte, so hätte ich ganze Bände gefüllt und mir einen Ruf als Sachverständiger erworben, unter der Gefahr, mich, meinen Leser und meinen Helden hinter meinen Arbeiten zu verschütten. Aber ich bin nur ein kleiner Soldat und stehe voll Demut vor den Wissenschaften des Mars; ich schreibe nicht für pensionierte Offiziere. Der geringste Korporal versteht mehr als ich.

Um sich auf dem einmal eingenommenen Platz zu halten, mußte Napoleon sich selbst in Wundertaten übertreffen.

Am 25. und 30. April 1800 überschreiten die Franzosen den Rhein, Moreau an ihrer Spitze. Die österreichische Armee, die in acht Tagen vier Niederlagen erlitten hat, zieht sich einerseits nach Vorarlberg, andererseits nach Ulm zurück. Bonaparte überschreitet am 16. Mai den großen, am 20. den kleinen Sankt Bernhard; der Simplon, der Sankt Gotthard, der Mont Cenis, der Mont Genèvre werden erklommen und erobert. Wir dringen auf drei für uneinnehmbar gehaltenen Punkten, Bärenhöhlen und Adlerfelsen, in Italien ein. Die Armee bemächtigt sich am 2. Juni Mailands, und die cisalpinische Republik wird reorganisiert; aber Genua wird gezwungen, sich nach einer denkwürdigen, von Masséna ausgehaltenen Belagerung zu ergeben.

Die Besetzung von Pavia und die glückliche Schlacht von Montebello gehen dem Sieg von Marengo voraus.

Eine Niederlage ist der Beginn dieses Sieges. Die erschöpften Korps von Lannes und

Victor hören auf zu kämpfen und verlassen den Kriegsschauplatz; die Schlacht wird mit viertausend Mann Infanterie unter Führung Desaix' und der Artilleriebrigade Kellermanns wieder aufgenommen. Desaix wird getötet. Ein Angriff Kellermanns entscheidet den Erfolg des Tages, den die Dummheit des Generals Mélas vervollständigt.

Desaix, ein Edelmann aus der Auvergne, Unterleutnant im Regiment de Bretagne, Adjutant des Generals Victor de Broglie, kommandierte im Jahre 1796 eine Division der Armee Moreaus und zog mit Bonaparte nach dem Orient. Sein Charakter war selbstlos, naiv und einfach. Nachdem ihm der Friede von El-Arisch die Freiheit gegeben hatte, wird er von Lord Keith im Lazarett von Livorno zurückgehalten. „Als die Lichter

ausgelöscht waren," sagt Miot, „ließ uns unser General Diebs- und Gespenstergeschichten erzählen; er teilte unsere Freuden und legte unsere Streitigkeiten bei; er liebte die Frauen sehr und wünschte ihre Liebe nur durch seinen Ruhm zu erringen." Bei seiner Landung in Europa bekam er einen Brief des ersten Konsuls, der ihn zu sich berief; dieser rührte ihn und er sagte: „Dieser arme Bonaparte ist von Ruhm bedeckt und doch nicht glücklich." Als er in der Zeitung von dem Vormarsch der Reservearmee las, rief er aus: „Er läßt uns nichts zu tun übrig." Aber er ließ ihn siegen und sterben.

Desaix wurde auf dem Gipfel der Alpen beim Hospiz des Sankt Bernhard begraben, Napoleon auf dem Felsen von Sankt Helena.

Klèber fand in Ägypten seinen Tod von Mörderhand, wie Desaix ihn in Italien fand. Nach der Abreise des Oberbefehlshabers vernichtet Klèber hunderttausend Türken unter

Anführung des Großwesirs bei Heliopolis, eine Tat, der Napoleon nichts an die Seite zu setzen vermag.

Am 16. Juni Konvention von Alexandrien. Die Österreicher ziehen sich auf das linke Ufer des unteren Po zurück. Durch diesen Feldzug, der der dreißigtägige genannt wird, wird das Schicksal Italiens entschieden.

Der Sieg von Hochstedt, der von Moreau erfochten wird, versöhnt den Schatten Ludwigs XIV. Indessen wird der zwischen Deutschland und Italien nach der Schlacht von Marengo geschlossene Waffenstillstand am 20. Oktober 1800 aufgekündigt.

Der 3. Dezember brachte den Sieg von Hohenlinden inmitten eines Schneesturmes; dieser Sieg war wieder von Moreau erfochten worden, diesem großen General, der von einem anderen großen Genie beherrscht wurde. Er marschierte nun auf Wien zu und schloß fünfundzwanzig Meilen von dieser Stadt entfernt den Waffenstillstand von Steyer mit dem Erzherzog Karl. Nach der Schlacht von Pozzolo, dem Übergang über den Mincio, die Etsch und die Brenta, kam es am 9. Februar 1801 zum Frieden von Lunéville.

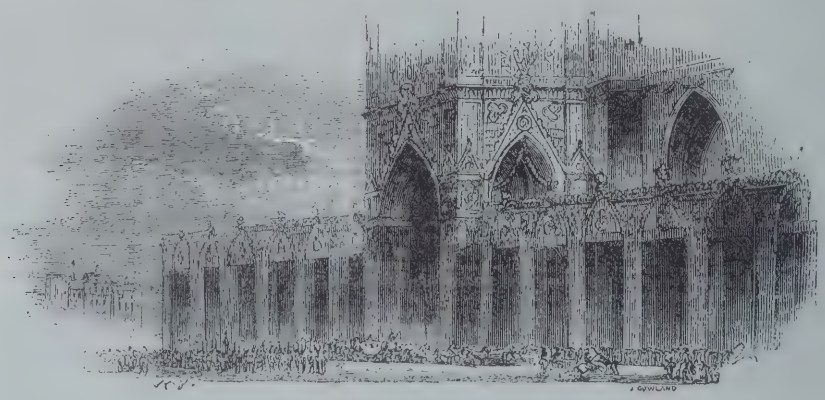
Und es war keine neun Monate her, daß Napoleon an den Ufern des Nil geweilt hatte! Neun Monate hatten ihm genügt, um die Revolution in Frankreich zu unterdrücken und die absoluten Monarchien Europas zu stürzen!

Nach Art des heiligen Ludwigsordens wird die Ehrenlegion gegründet; durch diese Institution dringt ein Strahl der alten Monarchie, und es entsteht ein Hindernis für die neue Gleichheit. Die Übertragung der Asche Turennes zu den Invaliden ehrte Napoleon, die Expedition des Kapitäns Baudin trug seinen Ruhm in die Welt. Alles, was dem ersten Konsul schaden kann, schlägt fehl; er befreit sich von dem Komplott des 18. Vendémiaire und entgeht am 3. Nivôse der Höllenmaschine; Pitt zieht sich zurück; Paul stirbt; Alexander folgt ihm; von Wellington ist noch nichts zu merken. Aber Indien erhebt sich, um uns die Eroberungen des Nil zu entreißen; Ägypten wird vom Roten Meer aus angegriffen, während der Kapitän Pascha im Mittelländischen Meer daselbst landet. Napoleon erschüttert die Reiche; die ganze Erde bekommt es mit ihm zu tun.

Die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England vom 1. Oktober 1801 in London werden in den Frieden von Amiens umgewandelt. Die Napoleonische Welt war noch nicht festgesetzt, ihre Grenzen schwankten mit der Ebbe und Flut unserer Siege.

Ungefähr damals war es, daß der erste Konsul Toussaint-Louverture zum lebenslänglichen Gouverneur von Sankt Domingo ernannte und die Insel Elba Frankreich einverleibte. Aber Toussaint sollte, verräterischerweise entführt, in einem festen Schlosse im Jura sterben, und Bonaparte schaffte sich ein Gefängnis in Porto-Ferrajo, um ein Unterkommen zu finden, falls er als Beherrscher der Welt keinen Platz mehr finden sollte.

Am 6. Mai 1802 wird Napoleon zum Konsul für sechs Jahre ernannt und bald darauf zum lebenslänglichen Konsul. In dem weiten Reich, das ihm der Friede mit England zugesprochen hat, fühlt er sich beengt; ohne sich um den Frieden von Amiens zu kümmern, ohne an die neuen Kriege zu denken, in die ihn sein Entschluß verwickeln könnte, vereinigt er unter dem Vorwand der nicht erfolgten Räumung Maltas die Provinzen von Piémont mit den französischen und besetzt die Schweiz auf Grund der dort ausgebrochenen Unruhen. England bricht mit uns: Dieser Bruch vollzieht sich zwischen dem 13. und 30. Mai 1803 und am 22. Mai erscheint das unmenschliche Dekret, daß alle in Frankreich Handel treibenden oder reisenden Engländer in Haft genommen werden sollten.



Bonaparte fällt am 3. Juni in das Kurfürstentum Hannover ein, während ich zu gleicher Zeit in Rom einer unbekannten Frau die Augen schloß.

Der 21. Mai bringt den Tod des Herzogs von Enghien. Am gleichen Tage wird der Code Napoléon dekretiert, um uns die Gesetze achten zu lehren.

Vierzig Tage nach dem Tode des Herzogs von Enghien, am 30. April 1804, macht ein Mitglied des Tribunals namens Curée den Vorschlag, Napoleon zur höchsten Würde zu erheben, wahrscheinlich, weil man die Freiheit beschworen hatte: noch nie ist ein gewaltigerer Herrscher aus dem Vorschlag eines unbedeutenderen Sklaven hervorgegangen.

Der Erhaltungssenat macht den Vorschlag des Tribunals zum Dekret. Bonaparte tut es weder Cäsar noch Cromwell nach und nimmt die Krone an. Am 18. Mai wird er zu Saint-Cloud zum Kaiser proklamiert, in den gleichen Sälen, aus denen er selbst das Volk vertrieb, an der Stätte, wo Heinrich III. ermordet, Henriette von England vergiftet, Marie Antoinette von einigen flüchtigen Freunden empfangen wurde, die sie zum Schaffot führten, und von wo aus Karl X. in sein letztes Exil ging.

Eine Überfülle von Gratulationen läuft ein. Mirabeau hatte im Jahre 1790 gesagt: „Wir liefern ein neues Beispiel jener blinden und geschäftigen Gedankenlosigkeit, die

zu allen Zeiten die Krisen verschuldete, die uns betroffen haben. Es scheint, daß es nicht möglich ist, uns die Augen zu öffnen und daß wir entschlossen sind, bis ans Ende der Tage Kinder zu bleiben, manchmal aufrührerische Kinder, aber immer Sklaven."

Das Plebiszit vom 1. Dezember wird Napoleon vorgelegt; er antwortet: „Meine Nachfolger werden sich diesen Thron lange erhalten." Wenn man sieht, welche Illusionen die Macht begleiten, so kann man sich über deren kurze Dauer trösten.

Am 2. Dezember 1804 fand die Salbung und die Krönung Napoleons in der Kirche Notre-Dame in Paris statt. Der Papst sprach folgendes Gebet: „Allmächtiger und ewiger Gott, der du Hazaël zum Beherrscher von Syrien und Jehu zum König von Israel gemacht hast und ihnen deinen Willen durch den Propheten Elias kund tatest,

der du die heilige Salbung der Könige auf die Häupter Sauls und Davids durch den Propheten Samuel ausgegossen hast, ergieße durch meine Hand die Schätze deiner Gnade und deines Segens auf deinen Diener Napoleon, den wir heute, ungeachtet unserer persönlichen Unwürdigkeit, in deinem Namen zum Kaiser salben."

Im Jahre 1797, als Pius VII. erst Erzbischof von Imola war, hatte er gesagt: „Ja, meine teueren Brüder, siate buoni cristiani et sarete offimi democratici. Die ersten Christen waren vom Geist der Demokratie beseelt: Gott schenkte den Werken Catos und der großen römischen Republikaner Gedeihen." Quo turbine fertur vita hominum?

Am 18. März 1805 erklärt der Kaiser im Senat, daß er die Eisenkrone annehme, die ihm die Wahlkollegien der cisalpinischen Republik angeboten hätten: er war zugleich der geheime Urheber und der öffentliche Gegenstand dieses Wunsches. Nach und nach unterwirft sich ganz Italien seinen Gesetzen; er fügt es in sein Diadem ein, wie im 16. Jahrhundert die Anführer im Kriege einen Diamanten als Knopf auf ihren Hut setzten.

Das verwundete Europa wollte seiner Wunde einen Verband auflegen: Österreich tritt dem zwischen Rußland und Großbritannien abgeschlossenen Traktat von Preß-

burg bei. Alexander und der König von Preußen haben eine Zusammenkunft in Potsdam, was für Napoleon zum Gegenstand kleinlicher Spöttereien wird. Die dritte Kontinentalkoalition bildet sich. Haß und Schrecken rufen diese Koalitionen immer neu hervor; Napoleon triumphiert in diesen Stürmen; er zieht seinen Nutzen daraus.

Von der Küste von Boulogne aus, von wo er Albion mit Schaluppen bedroht, stürzt er vorwärts. Eine von Davoust organisierte Armee wälzt sich wie eine Wolke nach dem Rheinufer. Am 1. Oktober 1805 redet der Kaiser seine hundertsechzigtausend Soldaten an: die Schnelligkeit seiner Bewegung bringt Österreich aus der Fassung. Schlacht am Lech, Schlacht bei Wertingen, Schlacht bei Günzburg. Am 17. Oktober erscheint Napoleon vor Ulm: er kommandiert Mack: „Streckt die Waffen!" Und Mack gehorcht mit seinen dreißigtausend Mann. München ergibt sich; der Inn wird überschritten, Salzburg genommen, der Übergang über die Traun erkämpft. Am 13. November dringt Napoleon in eine jener Hauptstädte ein, die er nun hintereinander erobern wird: er durchzieht Wien, und seine Triumphe führen ihn bis in das Herz Mährens den Russen entgegen. Zu seiner Linken erhebt sich Böhmen, rechts stehen die Ungarn auf; der Erzherzog Karl eilt aus Italien herbei. Preußen, das heimlich der Koalition beigetreten ist, sich aber noch nicht erklärt hat, entsendet den Minister Haugwitz mit einem Ultimatum.

Der 2. Dezember 1805 kommt heran, der Tag von Austerlitz. Die Alliierten erwarten ein drittes russisches Korps, das nur mehr acht Tagemärsche entfernt ist. Kutusoff rät ab, eine Schlacht zu wagen; Napoleon zwingt die Russen durch seine Manöver, den Kampf aufzunehmen: sie werden geschlagen. In weniger als zwei Monaten sind die Franzosen von der Nordsee herangekommen und haben jenseits der österreichischen Hauptstadt die Legionen Katharinas vernichtet. Der preußische Minister kommt in Napoleons Hauptquartier, um ihn zu beglückwünschen: „Dies ist ein Kompliment", antwortete ihm der Sieger, „dessen Adresse durch das Schicksal verändert wurde." Auch Franz II. findet sich im Lager des glücklichen Soldaten ein: „Ich empfange Sie", sagt Napoleon, „in dem einzigen Palast, den ich seit zwei Monaten bewohne." „Sie wissen dieser Behausung so viele gute Seiten abzugewinnen", antwortete ihm Franz II., „daß sie Ihnen gefallen muß." Lohnte es der Mühe, solche Souveräne zu stürzen? Ein Waffenstillstand wird bewilligt. Die Russen ziehen sich in drei Kolonnen, in Etappenmärschen, in einer von Napoleon vorgeschriebenen Ordnung zurück. Nach der Schlacht von Austerlitz macht Napoleon fast nur mehr Fehler.

Der Traktat von Preßburg wird am 26. Dezember 1805 unterzeichnet. Napoleon schafft zwei Könige, den Kurfürsten von Bayern und den Kurfürsten von Württemberg. Napoleon verschlang die Republiken, die er geschaffen hatte, um sie in Monarchien umzuwandeln, erklärte aber entgegengesetzt diesem System am 27. Dezember 1805 im Schlosse von Schönbrunn, „daß die Dynastie von Neapel aufgehört habe, zu regieren". Dies geschah jedoch nur, um sie durch die seinige zu ersetzen:

Auf seinen Befehl treten Könige ihr Amt an oder springen aus dem Fenster. Die Vorsehung jedoch sollte Napoleon nicht schonen: Gott will es anders. Bonaparte läßt nach seinem Sieg in Paris die Brücke von Austerlitz erbauen, und der Himmel will, daß Alexander darüber hinschreiten soll.

Der in Tirol begonnene Krieg war während der Kämpfe in Mähren fortgesetzt worden. Man atmet auf, da man inmitten der allgemeinen Knechtschaft einem aufrechten Mann begegnet. Der Tiroler Hofer kapituliert nicht, wie sein Herr; aber diese Größe rührte Napoleon nicht, er hält sie für Beschränktheit oder Wahnsinn. Der Kaiser von Österreich verließ Hofer. Als ich über den Gardasee fuhr, zeigte man mir die Stelle, wo er erschossen wurde.

Am 14. Januar 1806 vermählte sich der Prinz Eugen mit der Tochter des neuen Königs von Bayern: auf allen Seiten vereinigten sich die Throne mit der Familie eines korsischen Soldaten. Am 20. Februar ordnet der Kaiser die Restaurierung der Kirche von Saint-Denis an; er bestimmt die erneuerten Grabgewölbe zur Begräbnisstätte für die Fürsten seiner Familie. Aber Napoleon soll nicht darin begraben werden; der Mensch gräbt das Grab, der Himmel verfügt darüber.

Berg und Cleve werden Murat, die beiden Sizilien Joseph zugeteilt. Eine Erinnerung an Karl den Großen geht Napoleon durch den Kopf und die Universität wird errichtet.

Die batavische Republik, die gezwungen wird, die Fürsten zu lieben, läßt am 5. Juni 1806 Napoleon um die Gnade bitten, ihr seinen Bruder Ludwig zum König zu geben.

Die Idee, Batavien durch eine mehr oder weniger verhüllte Verbindung Frankreich einzuverleiben, entsprang lediglich einer ziel- und planlosen Habgier: bedeutete es doch, eine kleine Käseprovinz den Vorteilen einer Verbindung mit einem großen befreundeten Reiche vorzuziehen und dabei ohne Nutzen die Schrecken und Streitfragen Europas zu vermehren; es bedeutete, die Stellung der Engländer in Indien zu befestigen, indem man sie zwang, das Kap der guten Hoffnung und Ceylon, deren sie sich bei unserem ersten Einfall in Holland bemächtigt hatten, zu ihrer Sicherheit zu behalten. Die Szene der Verleihung der Niederlande an den Prinzen Ludwig war schon vorbereitet: man gab in den Tuilerien eine zweite Vorstellung Ludwig XIV., welcher seinen Enkel Philipp V. im Versailler Schloß erscheinen ließ. Am folgenden Tage fand ein großes Frühstück in Gala im Salon der Diana statt. Eines der Kinder der Königin Hortense tritt ein; Bonaparte sagt: „Sag uns doch die Fabel, Kleiner, die du gelernt hast." Und das Kind fängt an: „Die Frösche, die einen König wollten ..." Und Bonaparte fährt fort:

„Die Frösche, des demokratischen Staates müde,
Ließen so lang ihr Geschrei ertönen,
Bis Jupiter ihnen einen ganz friedlichen König sandte."

Familiär, wie er war, zwickte er die frühere Königin von Holland, die vor ihm saß, in die Ohren. Wenn er auch ein großer Herr war, so waren seine Manieren doch nicht immer die besten.

Am 12. Juli 1806 wurde der Traktat der Konföderation des Rheinbundes geschlossen; vierzehn deutsche Fürsten trennen sich vom Reiche und verbinden sich untereinander und mit Frankreich. Napoleon erhält den Titel des Protektors dieser Konföderation.

Nachdem am 20. Juli der Friede Frankreichs mit Rußland unterzeichnet worden, verzichtet Franz II. am 6. August infolge der Rheinkonföderation auf die Würde eines deutschen Wahlkreises und wird erblicher Kaiser von Österreich: Das heilige römische Reich stürzt zusammen. Dieses ungeheuere Ereignis wurde kaum bemerkt; nach der französischen Revolution war alles klein; nach dem Sturze von Chlodwigs Thron hörte man kaum den Fall des germanischen Thrones.

Zu Beginn unserer Revolution gab es in Deutschland eine Reihe von Souveränen. Zwei große Monarchien strebten danach, die Vorherrschaft zu erlangen; Österreich, das durch die Zeit, Preußen, das durch einen Mann geschaffen war. Zwei Religionen trennten das Reich und behaupteten sich wohl oder übel auf den Grundlagen des westfälischen Friedens. Deutschland erträumte die politische Einheit; aber um zur Freiheit zu gelangen, fehlte es Deutschland an der politischen Erziehung, wie es Italien an der militärischen Erziehung fehlt, um diese Freiheit zu erringen. Deutschland mit seinen alten Traditionen glich jenen Basiliken mit vielen Türmen, die gegen die Regeln der Kunst verstoßen, aber trotzdem die Majestät der Religion und die Macht der Jahrhunderte verkörpern.

Die Rheinkonföderation ist ein großes, nie vollendetes Werk, das viel Zeit und eine genaue Kenntnis der Rechte und Interessen der Völker verlangte; es artete plötzlich in den Geist seines Urhebers aus: aus einer tief begründeten Vereinigung wurde eine fiskalische und militärische Maschine. Nachdem Bonapartes erste, geniale Epoche vorbei war, sah er nichts mehr als Geld und Soldaten; der Steuereintreiber und Rekrutenausheber trat an die Stelle des großen Mannes.

Napoleon, der alles aufrührte, erdachte um diese Zeit den großen Sanhedrin; diese Versammlung verschaffte ihm nicht Jerusalem, bewirkte aber, daß die Finanzen der Welt nach und nach in die Krambuden der Juden fielen, und brachte dadurch einen verhängnisvollen Umsturz in die soziale Ökonomie.

Der Marquis von Lauderdale kam nach Paris, um Fox in den zwischen Frankreich und England schwebenden Verhandlungen zu ersetzen, deren Resultat durch den Ausspruch des englischen Gesandten über Talleyrand deutlich wird: „Er ist ein Dreck in einem seidenem Strumpf."

Im Laufe des Jahres 1806 entstand die vierte Koalition. Napoleon verläßt Saint-Cloud, kommt nach Mainz und nimmt in Saalfeld die Magazine des Feindes weg. In Saalfeld wird der Prinz Ferdinand von Preußen getötet. In der doppelten Schlacht

von Auerstedt und Jena am 14. Oktober verschwindet Preußen; ich fand es bei meiner Rückkehr aus Jerusalem nicht wieder.

Der preußische Tagesbericht sagt alles in einer einzigen Zeile: „Die Armee des Königs ist geschlagen worden. Der König und seine Brüder sind am Leben." Der Herzog von Braunschweig überlebte seine Verwundung nicht lange. Im Jahre 1792 hatte seine Proklamation den Aufstand Frankreichs hervorgerufen; er hatte mich auf der Straße gegrüßt, als ich, ein armer Soldat, die Brüder Ludwigs XVI. aufsuchte.

Der Prinz von Oranien und Moellendorf, die mit mehreren Generalen in Halle eingeschlossen waren, erhalten nach erfolgter Kapitulation dieser Festung die Erlaubnis, sich zurückzuziehen. Moellendorf, der über achtzig Jahre alt war, war der Waffengefährte Friedrichs gewesen. Er hatte unserer Niederlage bei Roßbach beigewohnt und war Zeuge unseres Triumphes bei Jena. Der Herzog von Braunschweig sah bei Klosterkamp d'Assas zugrunde gehen und bei Auerstedt Ferdinand von Preußen fallen, dessen einzige Schuld in der Empörung über die Ermordung des Herzogs von Enghien bestanden hatte. Die ohnmächtigen Schatten der Vergangenheit konnten den Lauf der Zukunft nicht aufhalten; im Rauch unserer alten Lagerfeuer und unserer neuen Biwaks tauchten sie auf und verschwanden wieder.

Erfurt kapituliert; Leipzig wird von Davoust eingenommen; die Übergänge über die Elbe werden erzwungen; Spandau ergibt sich; bei Lübeck ein neuerlicher Sieg; die Hauptstadt Wagriens wird im Sturm genommen; Blücher, der später zweimal in Paris eindringen sollte, fällt in unsere Hände. Das kommt der Geschichte Hollands und seiner sechundvierzig Städte gleich, die im Jahre 1726 von Ludwig XIV. auf einer Spazierreise erobert wurden.

Am 21. November erschien das Dekret von Berlin, über das Kontinentalsystem, ein gigantisches Dekret, das England in die Acht der Welt erklärte und nahe daran war, erfüllt zu werden; dieses Dekret erschien wahnsinnig, war aber gewaltig. Und dennoch, wenn die Kontinentalblockade auf einer Seite die Industrien Frankreichs, Deutschlands, der Schweiz und Italiens begründete, so dehnte sie auf der anderen Seite den Handel Englands über den ganzen übrigen Globus aus: indem sie den mit uns verbündeten Regierungen lästig wurde, rüttelte sie die industriellen Interessen auf, erzeugte Haß und trug zu dem Bruch zwischen dem Kabinett der Tuilerien und dem Kabinett von Sankt Petersburg bei. Die Blockade war also ein zweifelhafter Akt. Richelieu hätte ihn nicht unternommen.

Bald wird im Anschluß an die übrigen Staaten Friedrichs auch Schlesien überflutet. Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen hatte am 9. Oktober begonnen; in siebzehn Tagen sind unsere Soldaten wie ein Schwarm von Raubvögeln über die Hügel Frankens, über die Gewässer der Saale und der Elbe hingeflogen, und der 6. Dezember findet sie jenseits der Weichsel. Murat lag seit dem 29. November in Garnison in Warschau, das die Russen verlassen hatten, nachdem sie den Preußen zu spät zu Hilfe gekommen waren. Der Kurfürst von Sachsen, der von Napoleon zum König gemacht wird, tritt der Rheinföderation bei und verpflichtet sich, im Kriegsfall ein Kontingent von zwanzigtausend Mann zu stellen. Der Winter von 1807 unterbricht die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Rußland. Aber bald ist eine Veränderung in den Schicksalen dieser beiden Reiche zu bemerken. Indessen ist das Gestirn Napoleons trotz seiner Verirrungen noch immer im Steigen begriffen. Am 7. Februar 1807 behauptet er das Schlachtfeld in Eylau. Von diesem Ort existiert eines der schönsten Bilder von Gros, das mit dem idealisierten Kopf Napoleons geschmückt ist. Nach einundfünfzigtägiger Belagerung öffnet Danzig seine Tore dem Marschall Lefebvre, der während der Belagerung unaufhörlich zu seinen Artilleristen gesagt hatte: „Ich verstehe nichts davon, aber macht mir ein Loch, dann komme ich hinein." Der ehemalige Sergeant der französischen Garde wurde Herzog von Danzig.

Der 14. Juni 1807 kostete Friedland den Russen siebzehntausend Tote und Verwundete, ebensoviele Gefangene und siebzig Kanonen; wir bezahlten diesen Sieg zu teuer; wir standen jetzt einem anderen Feind gegenüber, denn von nun an erlangten wir keinen Vorteil mehr, ohne daß die Adern Frankreichs weit geöffnet werden mußten. Königsberg wird genommen; in Tilsit wird ein Waffenstillstand geschlossen. Napoleon

und Alexander haben eine Zusammenkunft auf einer Fähre. Alexander schleppt den König von Preußen, den man kaum bemerkt, hinter sich her; das Schicksal der Welt schwamm auf dem Niemen, wo es sich später erfüllen sollte. In Tilsit sprach man von einem geheimen Vertrag in zehn Artikeln. Durch diesen Vertrag sollte die europäische Türkei sowie die Eroberungen, die die moskowitische Armee in Asien machen konnte, Rußland zugesprochen werden. Bonaparte sollte dagegen Herr von Spanien und Portugal werden, Rom und die dazugehörigen Gebiete mit dem Königreich Italien verbinden, nach Afrika übersetzen, Tunis, Algier und Malta in Besitz nehmen, in Ägypten einfallen und das Mittelländische Meer den französischen, russischen, spanischen und italienischen Segeln öffnen: Pläne ohne Ende im Kopfe Napoleons. Ein Projekt eines

Einfalles in Indien zu Lande war schon im Jahre 1800 zwischen Napoleon und Paul I. besprochen worden.

Am 7. Juli wird der Friede geschlossen. Napoleon, der der Königin von Preußen von Anfang an verhaßt war, wollte sich durch ihre Fürsprache zu keinerlei Zustimmungen bewegen lassen. Sie bewohnte ein kleines, abseits liegendes Haus am Niemen und man erwies ihr die Ehre, sie zweimal zu den Zusammenkünften der Kaiser zu bitten. Schlesien, das einst ungerechterweise von Friedrich erobert worden war, wurde Preußen zurückgegeben: man respektierte das Recht der vergangenen Ungerechtigkeit; was die Gewalt vollbracht hatte, war geheiligt. Ein Teil des polnischen Gebietes kam unter die Souveränität Sachsens; Danzig erhielt seine Unabhängigkeit wieder; die Menschen, die in den Straßen und Schützengräben getötet worden waren, zählten nicht: Opfer der sinnlosen, unnötigen Mordlust des Krieges! Alexander erkannte den Rheinbund an und die drei Brüder Napoleons, Joseph, Ludwig und Jérôme als Könige von Neapel, Holland und Westfalen.

Das Unheil, mit dem Napoleon die Könige bedrohte, drohte ihm selbst; fast gleichzeitig greift er Rußland, Spanien und Rom an: drei Unternehmungen, die ihn ins Unglück stürzen. In meinem „Congrès de Vérone", das vor diesen Memoiren erschienen ist, habe ich den Einfall in Spanien geschildert. Der Traktat von Fontainebleau wurde am 29. Oktober 1807 unterzeichnet. Junot hatte bei seiner Ankunft in Portugal einem Dekret Bonapartes zufolge erklärt, daß das Haus von Braganza aufgehört habe, zu regieren; man war in Lissabon von dem, was in der Welt vorging, so gut unterrichtet, daß Johann II. erst durch eine zufällig in seine Hände geratene Nummer des „Moni-

teur" etwas von diesem Dekret erfuhr, zu einer Zeit, da die französische Armee nur mehr drei Tagesmärsche von der Hauptstadt entfernt war. Es blieb dem Hof nichts anderes übrig, als sich auf das Meer zu flüchten.

Zur gleichen Zeit, da Napoleon zu seinem Unglück im Norden Rußland erreicht hatte, ging im Süden der Vorhang in die Höhe. Man sah andere Regionen und andere Landschaften, die Sonne Andalusiens, die Palmen des Guadalquivir, die von unseren Grenadieren mit der Waffe in der Hand begrüßt wurden. In der Arena sah man Stierkämpfe, in den Bergen halbnackte Guerillas, in den Klöstern betende Mönche.

Durch den Einfall in Spanien kam ein neuer Geist in den Krieg; Napoleon trat mit England, seinem bösen Genius, in Berührung und lehrte es die Kriegführung: England zerstörte die Flotte Napoleons bei Abukir, widersetzte sich ihm bei Saint-Jean-d'Arce, nahm ihm seine letzten Schiffe bei Trafalgar, zwang ihn, Iberien zu räumen, be-

mächtigte sich des südlichen Frankreich bis zur Garonne und erwartete ihn bei Waterloo: es besitzt heute sein Grab auf Sankt Helena, wie es seine Wiege in Korsika besessen hatte.

Am 5. Mai 1808 werden durch den Vertrag von Bayonne alle Rechte Karls IV. an Napoleon abgetreten. Die Besetzung Spaniens verringert seine Kräfte gegen Rußland, dessen Freund und Verbündeter er nach außen noch ist, gegen das er aber einen geheimen Haß im Herzen trägt. In seiner Proklamation an die Spanier hatte Napoleon gesagt: „Eure Nation war dem Untergang nahe; ich habe Eure Leiden erkannt und will ihnen abhelfen; ich will, daß Eure späten Nachkommen mein Andenken bewahren und sagen: ‚Er war der Wiederhersteller unseres Vaterlandes.'" Ja, er war der Wiederhersteller Spaniens, aber in einem anderen Sinn, als er gedacht hatte. Die Spanier haben später einen Katechismus verfaßt, der den wahren Sinn dieser Prophezeiung ausdrückt:

„Sage mir, mein Kind, was bist du? Spanier durch Gottes Gnaden. — Wer ist der Feind unseres Glückes? Der Kaiser von Frankreich. — Wer ist das? — Ein böser Mensch. — Wie viele Naturen hat er? — Zwei, eine menschliche und eine teuflische. — Woher stammt Napoleon? — Von der Sünde. — Welche Strafe verdient der Spanier, der seine Pflichten vergißt? — Den Tod und die Schande des Verräters. — Was sind die Franzosen? — Frühere Christen, die Heiden geworden sind."

Bonaparte hat nach seinem Sturze sein Unternehmen in Spanien in unzweideutigen Worten getadelt: „Ich hatte die ganze Sache sehr schlecht eingeleitet. Ihre Unmoral zeigte sich zu deutlich, ihre Ungerechtigkeit zu unverhohlen, und das Ganze bleibt eine schlechte Tat, weil sie mißglückt ist. Denn das Attentat zeigt sich nur mehr in seiner schmählichen Nacktheit und ist alles Großen und Guten beraubt, das in meiner Absicht lag. Trotzdem hätte es die Nachwelt gefeiert, wenn ich Glück gehabt hätte, und vielleicht mit Recht wegen seiner großen und segensreichen Wirkungen. Dieses Unternehmen war mein Untergang. Es hat meinen Ruf in Europa erschüttert und war den englischen Soldaten eine gute Schule. Dieser unglückliche Feldzug in Spanien war ein großer Schlag und der Anfang alles Unglücks für Frankreich."

Dieses Geständnis war, um mit Napoleon zu sprechen, nur allzu unverhohlen; aber täuschen wir uns nicht: wenn Napoleon hier eine seiner Taten preisgibt, so geschah es nur, um allen anderen restlose Bewunderung zu sichern.

Nach dem verlorenen Treffen von Baylen wunderten sich die Kabinette Europas über Spaniens Erfolg und schämten sich ihres Kleinmuts. Napoleons Sonne sinkt und Wellington tritt auf den Plan; eine englische Armee landet am 31. Juli 1808 bei Lissabon und am 30. August räumen die französischen Truppen Lusitanien. Soult trug in seinem Portefeuille Proklamationen, in welchen er sich Nikolaus I., König von Portugal nannte. Napoleon rief den Großherzog von Berg von Madrid ab. Er vertauschte die Kronen seines Bruders Joseph und seines Schwagers Joachim, indem er Joseph zum König von Neapel machte; mit einem Handgriff drückte er die Reifen auf die Köpfe der

zwei neuen Könige, und jeder ging seiner Wege, wie zwei Rekruten, die den Tschako getauscht haben.

Am 22. September gab Bonaparte in Erfurt eine der letzten Vorstellungen seines Ruhmes; er glaubte, mit Alexander gespielt und ihn durch Schmeicheleien umgarnt zu haben. Ein General schrieb: „Wir haben dem Zar ein Glas Opium zu trinken gegeben, und während er schläft, werden wir uns mit anderen Dingen beschäftigen."

Ein Schuppen wurde in einen Theatersaal verwandelt; zwei Fauteuils wurden für die zwei Potentaten vor das Orchester gestellt. Links und rechts geschmückte Stühle für die Monarchen; hinten kleine Bänke für die Fürsten. Talma, der König der Bühne, spielte vor einem Parkett von Königen. Bei den Worten: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist ein Geschenk der Götter," drückte Alexander die Hand seines großen Freundes und sagte, zu ihm geneigt: „Nie habe ich es mehr gefühlt."

In den Augen Bonapartes war Alexander damals eine Null; er machte sich über ihn lustig; erst als er ihn für hinterlistig hielt, bewunderte er ihn: „Das ist ein Grieche des oströmischen Kaiserreichs, man muß sich vor ihm in acht nehmen." In Erfurt affektierte Napoleon die freche Falschheit eines siegreichen Soldaten; Alexander spielte den geschlagenen Fürsten: List kämpfte gegen Lüge, die Politik des Westens und die Politik des Ostens blieben ihrem Charakter treu. London wich den Friedensvorschlägen, die ihm gemacht wurden, aus, und das Wiener Kabinett entschloß sich insgeheim zum Krieg. Von neuem seiner Phantasie folgend, erklärte Bonaparte am 26. Oktober: „Der Kaiser von Rußland und ich haben uns in Erfurt gesehen: wir sind einig und unerschütterlich verbunden für Krieg und Frieden. Wenn ich jenseits der Pyrenäen erscheinen werde," setzte er hinzu, „so wird der erschöpfte Leopard den Ozean suchen, um der Schande der Niederlage oder dem Tod zu entgehen." Aber der Leopard erschien diesseits der Pyrenäen.

Napoleon, der immer das glaubt, was er wünscht, denkt, daß er Rußland überfallen könnte, wenn er in vier Monaten Spanien vollkommen unterworfen hat. Daher zieht er achtzigtausend alte Soldaten aus Sachsen, Polen und Preußen zurück; er selbst marschiert nach Spanien und sagt zu den Abgesandten: „Kein Hindernis kann die Ausführung meines Willens lange aufhalten. Die Bourbonen können nicht mehr in Europa regieren; auf dem Kontinent darf keine Macht bestehen bleiben, die unter dem Einfluß Englands steht."

Einunddreißig Jahre ist es her, daß dieses Orakel ausgesprochen wurde, und die Einnahme von Saragossa kündigte die Befreiung der Welt an.

Alle Tapferkeit der Franzosen war vergebens: Wälder bewaffneten sich, Sträucher wurden zu Feinden. Repressalien konnten nichts aufhalten, weil Repressalien in diesem Lande natürlich sind. Das Treffen von Baylen, die Verteidigung von Girona und von Ciudad-Rodrigo waren die Vorboten eines Volksaufstandes. La Romana führte seine Regimenter von der Ostsee nach Spanien, wie ehemals die Franken, dem Schwarzen

Meer entronnen, triumphierend an der Rheinmündung landeten. Als Besieger der besten Soldaten Europas vergossen wir das Blut der Mönche mit jener gottlosen Raserei, die durch die Spöttereien Voltaires und den atheistischen Wahnsinn der Schreckenszeit über Frankreich gekommen war. Und doch setzten gerade diese Milizen der Klöster unseren Erfolgen ein Ziel. Unsere alten Soldaten hatten nicht erwartet, diesen Kutten zu begegnen, die ritten wie die Teufelsdragoner und zwischen den brennenden Gebäuden von Saragossa, beim Klang der Mandolinen und dem Gesang der Boleros und des Totenrequiems ihre Gewehre luden: die Ruinen von Sagonte zollten ihnen Beifall.

Dennoch wurde das Geheimnis der maurischen Paläste, die in christliche Kirchen verwandelt worden waren, entweiht; die geplünderten Kirchen verloren die Meisterwerke eines Velazquez und eines Murillo; ein Teil der Gebeine Don Rodrigos wurde in Burgos geraubt; man war so siegestrunken, daß man sich nicht scheute, den Geist

des Cid gegen sich aufzurufen, wie man sich nicht gescheut hatte, den Schatten Condés aufzustören.

Bonaparte war in jene Phase eingetreten, welche von den Astrologen die des feindlichen Planeten genannt wird: die gleiche Politik, die ihn nach Spanien trieb, wurde in dem unterworfenen Italien angewandt. Was erwartete er sich von den Schikanen gegen die Geistlichkeit? Der Papst, die Bischöfe, die Geistlichkeit, ja, selbst der Katechismus, priesen sie nicht alle seine Macht? Waren ihm die schwachen römischen Staaten, die er um die Hälfte verkleinert hatte, ein Hindernis? Verfügte er über sie nicht nach seinem Gutdünken? War Rom nicht seiner Meisterwerke und Schätze beraubt? Blieben ihm doch nur seine Ruinen.

War es die moralische und religiöse Gewalt des heiligen Stuhles, die Napoleon fürchtete? Aber vergrößerte er nicht die Macht des Papsttumes, wenn er es verfolgte? Wurde ihm der unterworfene Nachkomme Petri nicht nützlicher, wenn er mit ihm im Einklang war, als wenn er sich gezwungen sah, sich gegen seinen Unterdrücker zu wehren? Was also trieb Bonaparte an? Die schlimme Seite seines Genius, sein Unvermögen, in Ruhe zu bleiben. Ein ewiger Spieler, der, wenn er nicht Königreiche auf eine Karte setzte, mit Phantasien spielte.

Es ist möglich, daß diesen Quälereien Herrschsucht zugrunde lag, oder irgendwelche historische Erinnerungen, die in seine Ideen eingedrungen waren und sich mit dem Jahrhundert nicht vereinbaren ließen. Jede Autorität (selbst die der Zeit und des Glaubens), die nicht mit seiner Person vereinigt war, erschien dem Kaiser wie eine Usurpation. Rußland und England steigerten sein Verlangen, alles zu überragen, das eine durch seine Autokratie, das andere durch seine geistige Führerschaft. Er erinnerte sich der Zeiten, da die Päpste in Avignon residierten, als Frankreich in seinen Grenzen den Mittelpunkt aller religiösen Macht beherbergte: ein von ihm bezahlter Papst wäre nach seinem Geschmack gewesen. Als er Pius VII. verfolgte und sich dadurch einer fruchtlosen Undankbarkeit schuldig machte, vergaß er vollständig, daß er dadurch in den

Augen der katholischen Bevölkerung den Vorzug verlor, als Wiederhersteller der Kirche zu gelten: sein Verrat trug ihm das letzte Gewand des Priesters ein, der ihn gekrönt hatte, und die Ehre, der Kerkermeister eines sterbenden Greises zu werden. Aber hauptsächlich brauchte Napoleon ein Tiber-Departement; es ist, als wäre keine Eroberung vollständig ohne die Einnahme der ewigen Stadt: Rom ist immer die große Beute der Welt gewesen.

Pius VII. hatte Napoleon gekrönt. Als er nach Rom zurückkehren wollte, gab man ihm zu verstehen, daß man ihn in Paris zurückhalten könnte: „Alle Maßnahmen sind getroffen," antwortete der Papst; „bevor ich Italien verließ, habe ich eine vollgültige Abdankung unterzeichnet. Sie befindet sich in den Händen des Kardinals Pignatelli in Palermo, außer dem Machtbereich der Franzosen. An Stelle des Papstes bliebe Euch nur ein Mönch namens Barnabas Chiaramonti." Der erste Vorwand zu einem Streite für den Streitsucher war die Erlaubnis des Papstes, daß die Engländer, mit denen er

in Frieden lebte, wie andere Fremde nach Rom kommen durften. Dann hatte Jerôme Bonaparte in den Vereinigten Staaten Fräulein Paterson geheiratet und Napoleon mißbilligte diese Verbindung. Madame Bonaparte, die ihrer Niederkunft entgegensah, durfte in Frankreich nicht landen und war gezwungen, nach England zu gehen. Napoleon will die Heirat in Rom für ungültig erklären lassen; Pius VII. verweigert dies, indem er sagt, er könne keinen Ungültigkeitsgrund finden, obwohl die Ehe zwischen einem Katholiken und einer Protestantin geschlossen worden ist. „Ich finde also in meinem Jahrhundert einen Priester, der mächtiger ist als ich?" rief Napoleon. „Er herrscht über die Geister, ich nur über die Materie: die Priester behalten den Geist und werfen mir den Leichnam zu."

Ein Brief aus Benevent in Spanien vom Schauplatz der Zerstörung mengte das Komische zum Tragischen: man glaubt einer Szene von Shakespeare beizuwohnen; der Gebieter der Welt läßt seinen Minister des Auswärtigen nach Rom schreiben und dem Papst erklären, daß er, Napoleon, die Lichtmeßkerzen nicht annehmen werde, daß der König von Spanien sie ebenfalls nicht wolle, und daß auch die Könige von Neapel und Holland, Joachim und Ludwig die Annahme dieser Kerzen verweigern. Der französische Konsul erhielt Befehl, dem Papste zu sagen, „daß weder der Purpur noch die Macht diesen Dingen einen Wert gäben (Der Purpur und die Macht eines gefangenen Greises!), daß Päpste und Pfarrer in die Hölle kommen könnten, und daß eine Kerze, die ein Pfarrer geweiht habe, ebenso heilig sein könne, wie eine vom Papst geweihte."

Jetzt nimmt Napoleon, der inzwischen schnell von Madrid nach Wien gereist ist, seine Zerstörerrolle wieder auf; durch ein Dekret vom 17. Mai 1809 vereinigt er den Kirchenstaat mit dem französischen Reich, erklärt Rom für eine freie kaiserliche Stadt und ernennt eine Konsulta, die es in Besitz nehmen soll.

Der entthronte Papst leistete noch im Quirinal Widerstand; er hatte noch einige ergebene Beamte und einige Schweizer seiner Garde, die ihm gehorchten, das war zuviel: es mußte ein Vorwand zu einer letzten Gewalttätigkeit gefunden werden: man fand ihn in einem lächerlichen Vorfall, der jedoch einen naiven Beweis von Liebe enthielt. Einige Fischer hatten im Tiber einen Stöhr gefangen; sie wollen ihn ihrem neuen Sankt Petrus in Banden bringen; sogleich rufen die französischen Agenten „Aufruhr!", und was von der geistlichen Regierung noch geblieben ist, wird vertrieben. Die Kanonen der Engelsburg verkünden den Fall der zeitlichen Herrschaft des Papstes und die herabgelassene päpstliche Fahne macht der Trikolore Platz, die in allen Teilen der Welt den Ruhm und das Verderben verkündet. Rom hat andere Stürme kommen und gehen sehen; sie konnten nur den Staub von seinem alten Haupte wegfegen.

Der Kardinal Pacca, einer von Consalvis Nachfolgern, der sich zurückgezogen hatte, eilte zum heiligen Vater. Sie riefen beide aus: Consumatum est! Der Neffe des Kardinals, Tiberius Pacca, bringt ein gedrucktes Exemplar des Napoleonischen Dekrets;

der Kardinal nimmt es, nähert sich einem Fenster, dessen geschlossene Vorhänge nur ungenügend Licht einfallen ließen, und will das Schriftstück lesen; nur mit Mühe gelingt es ihm, während einige Schritte von ihm entfernt sein unglücklicher Souverän steht und die Kanonenschüsse des kaiserlichen Triumphes herüberdröhnen. In der Finsternis eines römischen Palastes kämpften zwei Greise allein gegen eine Macht, die die Welt erdrückte. Ihr Alter verlieh ihnen Kraft; zum Tode bereit, ist man unüberwindlich.

Der Papst unterzeichnete zuerst einen feierlichen Protest; bevor er aber die seit langem vorbereitete Exkommunikationsbulle unterschrieb, fragte er den Kardinal Pacca: „Was würden Sie tun?" „Erheben Sie Ihre Augen zum Himmel," antwortete dieser, „und dann geben Sie Ihre Befehle: was aus Ihrem Munde kommt, wird der Wille des Himmels sein." Der Papst hob die Augen, unterzeichnete und sprach: „Lassen Sie die Bulle in Kraft treten."

Megacci machte die ersten Anschläge der Bulle an den Türen der drei Kirchen von Sankt Peter, Santa Maria Maggiore und Sankt Giovanni di Laterano. Das Plakat wurde heruntergerissen; General Miollis schickte es dem Kaiser.

Wenn irgendein Umstand der Exkommunikation etwas von ihrer alten Kraft verleihen konnte, so war es die Tugend Pius VII. Früher galt ein solcher Blitzstrahl als etwas Furchtbares. Aber die Bulle wirkte schwächlich: Napoleon war darin nicht ausdrücklich genannt, sondern nur unter die „Spoliatoren" der Kirche mit einbegriffen. Die Zeit war eine deutliche Sprache gewöhnt; die Ängstlichen konnten sich, da die Exkommunikation keine bestimmten Namen nannte, in ihr gutes Gewissen flüchten. Der Papst hätte mit Donnerschlägen kämpfen, Blitz mit Blitz erwidern müssen; da er sich nicht entschlossen hatte, sich zu verteidigen, hätte er allen Gottesdienst verbieten, die Türen der Kirchen schließen lassen und den Priestern befehlen müssen, niemandem mehr die Sakramente zu erteilen. Ob das Jahrhundert diesem Abenteuer gewachsen war oder nicht, er hätte es versuchen sollen. Gregor VII. hätte es bestimmt nicht unterlassen. War einerseits der Glaube nicht mehr stark genug, einer Exkommunikation Kraft zu verleihen, so war er andrerseits auch nicht mehr stark genug, Napoleon, wie einst Heinrich VIII., als Haupt einer getrennten Kirche anzuerkennen. Der Kaiser wäre durch eine vollständige Exkommunikation in unabsehbare Schwierigkeiten geraten: Gewalt kann die Kirchen wohl schließen, nicht aber sie öffnen. Man hätte weder das Volk zwingen können, zu beten, noch die Priester, Gottesdienst zu halten. Niemals hat man Napoleon gegenüber die Mittel angewandt, die man hätte anwenden können.

Ein Priester von einundsiebzig Jahren hielt ohne einen einzigen Soldaten das Reich in Schach. Murat schickte dem General Miollis siebenhundert Neapolitaner. Radet, der General der Grenadiere, der sich in Rom befand, wurde beauftragt, den Papst und den Kardinal Pacca gefangen zu nehmen und nach Paris zu bringen. Man traf die nötigen militärischen Anordnungen, und alles wurde mit dem größten Geheimnis betrieben.

Genau wie in der Bartholomäusnacht sollten die versammelten Truppen, sobald die Glocke auf dem Quirinal ein Uhr nach Mitternacht schlug, in aller Stille die Wohnung zweier schwacher Greise ersteigen.

Zur festgesetzten Stunde drang der General Radet durch den Haupteingang in den Hof des Quirinals; der Oberst Siry, der sich in den Palast eingeschlichen hatte, öffnete ihm von innen. Der General steigt die Treppen empor; in einem Vorsaal stößt er auf die vierzig Mann starke Schweizergarde; sie leistet keinen Widerstand, da sie den Befehl hat, sich ruhig zu verhalten; der Papst wollte nur Gott vor sich haben.

Die Fenster, welche auf die zur Porta Ria führende Straße gingen, waren mit Axtschlägen zertrümmert worden. Der Papst, der eilig das Bett verlassen hatte, befand sich mit dem Kardinal Pacca, dem Kardinal Despuig und einigen Prälaten und Beamten des Sekretariats in seinem gewöhnlichen Audienzsaal. Er saß an einem Tisch zwischen den beiden Kardinälen. Radet tritt ein; von beiden Seiten Schweigen. Endlich ergreift Radet bleich und verwirrt das Wort: er erklärt Pius VII., daß er auf seine Herrschaft in Rom verzichten müsse und daß er, Radet, den Auftrag habe, ihn, falls er Widerstand leiste, dem General Miollis auszuliefern.

Der Papst antwortete: wenn der Eid Radet verpflichte, den Anordnungen Napoleons zu folgen, so müsse er selbst noch viel eher die beim Empfang der Tiara geleisteten Schwüre halten; er dürfe die Domänen der Kirche, die ihm nicht gehörten, sondern die er nur zu verwalten habe, weder abtreten noch verlassen. Als der Papst fragte, ob er allein gehen müsse, erhielt er die Antwort: „Eure Heiligkeit können Ihren Minister mitnehmen." Pacca eilte in das Nebenzimmer, um seine Kardinalsgewänder anzulegen.

In einer Weihnachtsnacht wurde Gregor VII., der in Santa Maria Maggiore das Hochamt hielt, seines Ornates beraubt und auf Befehl des Präfekten Cencius in einen Turm abgeführt. Das Volk griff zu den Waffen; der erschrockene Cencius fiel seinem Gefangenen zu Füßen; Gregor beruhigte das Volk, wurde nach Santa Maria Maggiore zurückgeführt und beendete das Hochamt.

Am 8. September 1803 drangen Nogaret und Colonne in der Nacht in das Haus Bonifacius VIII. ein, der sie mit dem päpstlichen Mantel um die Schulter, der Tiara auf dem Kopf und den Schlüsseln und dem Kreuz in der Hand empfing. Colonne schlug ihm ins Gesicht: Bonifacius starb darüber aus Zorn und Schmerz.

Demütig und würdig zugleich, zeigte Pius VII. weder solche Kühnheit, noch solch weltlichen Stolz; er nahm seine Vorbilder aus der Nähe; sein Benehmen glich dem Pius' VI. Zwei Päpste gleichen Namens, welche einander folgten, sind Opfer unserer Revolutionen geworden; beide wurden nach Frankreich geschleppt; der eine starb, zweiundachtzig Jahre alt, in Valence, der andere mußte siebzigjährig das Gefängnis von Fontainebleau erdulden. Pius VII. glich einem Phantom Pius' VI., das auf den gleichen Wegen wandelte.

Als Pacca in seiner Kardinalskleidung zurückkehrte, fand er seinen erlauchten Herrn

schon in den Händen der Sbirren und Gendarmen, die ihn zwangen, über die Trümmer der eingeschlagenen Türen hinweg, die Treppen hinabzusteigen. Pius VI., welcher am 20. Februar 1800, drei Stunden vor Sonnenaufgang aus dem Vatikan entführt wurde, verließ Rom beim Rauschen der Fontänen des Sankt-Petersplatzes durch die Engelspforte. Pius VII., den man am 16. Juli bei Tagesanbruch aus dem Quirinal entführte, ging durch die Porta Ria; er fuhr längs der Mauern bis zur Porta del Popolo.

Als Pius VII. Rom verließ, hatte er nichts als einen Papetto von 22 Sous Wert in der Tasche, wie ein Soldat mit fünf Sous Löhnung: aber er sollte den Vatikan wiederbekommen. Bonaparte hatte zur Zeit der Aktionen des General Radet die Hände voll von Königreichen: was ist ihm davon geblieben? Radet ließ einen Bericht dieser Aktionen drucken; er ließ auch ein Bild davon malen, das er seiner Familie vererbte: So verschieden sind die Ansichten von Gerechtigkeit und Ehre in den Köpfen der Menschen.

Im Hofe des Quirinal hatte der Papst die Neapolitaner, seine Unterdrücker gefunden; er segnete sie, sowie die Stadt: dieser apostolische Segen in Glück und Unglück gibt den Ereignissen im Leben jener Kirchenkönige, die den andern Königen so wenig gleichen, einen besonderen Charakter.

Die Postpferde standen vor der Porta del Popolo bereit. Die Vorhänge des Wagens waren auf der Seite, auf der Pius VII. Platz nahm, festgenagelt; als er eingestiegen war, wurden die Türen doppelt versperrt und Radet steckte die Schlüssel in die Tasche; der General sollte den Papst bis zum Karthäuserkloster von Florenz begleiten.

In Monterossi standen an den Türschwellen Frauen, die weinten: der General bat Seine Heiligkeit, die Gardinen zuzuziehen, damit er nicht gesehen werde; die Hitze war unerträglich. Gegen Abend verlangte Pius VII. etwas zu trinken; der Wachtmeister Cardigny füllte eine Flasche mit schmutzigem Wasser aus einer Pfütze; Pius VII. trank mit Begierde. Auf dem Berge Radicofani stieg der Papst in einer armseligen Herberge ab; seine Kleider waren von Schweiß durchnäßt, und er konnte sie nicht wechseln; Pacca half der Magd, Seiner Heiligkeit das Bett zu machen. Am nächsten Tage begegnete der Papst einigen Bauern; er sagte: „Mut und Gebet!" Man fuhr durch Siena und kam nach Florenz, wo ein Rad des Wagens brach; das erschütterte Volk rief: „Heiliger Vater! Heiliger Vater!" Der Papst wurde durch ein Fenster aus dem umgeworfenen Wagen gezogen. Die einen warfen sich auf die Erde, die anderen berührten das Gewand Seiner Heiligkeit, wie das Volk von Jerusalem das Gewand Christi.

Endlich konnte der Papst den Weg nach dem Karthäuserkloster fortsetzen. Es gehörte zum Kreis von Vallambrosa; durch langgestreckte Fichtenwälder gelangte man zu dem Kloster der Kamaldulenser und von da von Fels zu Fels zu jenem Gipfel des Apennin, der die beiden Meere überschaut. Ein plötzlicher Befehl zwang Pius VII., nach Alessandria weiterzureisen; er hatte keine Zeit, den Prior um ein Gebetbuch zu bitten; Pacca wurde von ihm getrennt.

Auf dem Wege vom Kloster nach Allessandria eilte das Volk von allen Seiten herbei;

man warf dem Papst Blumen zu, gab ihm Wasser und bot ihm Früchte dar. Landleute erboten sich, ihn zu befreien. Ein frommer Landstreicher nahm ihm eine Nadel weg, eine Reliquie, die ihm die Pforten des Himmels öffnen sollte.

Drei Meilen von Genua entfernt, wurde der Papst in einer Sänfte an die Küste getragen. Eine Feluke brachte ihn auf die andere Seite der Stadt San Pedro d'Arena. Über Alessandria und Mondri erreichte Pius VII. das erste französische Dorf, wo er von Beweisen religiöser Liebe überschüttet wurde.

Die bei Saragossa gefangenen Spanier wurden in Grenoble in Haft gehalten. Des Nachts sangen sie und ließen im fremden Land die Lieder ihrer Heimat erklingen. Plötzlich erscheint der Papst, als ob er diese christlichen Stimmen vernommen hätte. Die Gefangenen fliegen ihrem neuen Leidensgenossen zu und sinken auf die Knie. Pius VII. beugt sich fast mit seinem ganzen Körper aus dem Wagen und streckt seine abgemagerten und zitternden Hände über diese Krieger aus, die die Freiheit Spaniens mit dem Schwert verteidigt hatten, wie er die Freiheit Italiens mit dem Glauben. Die beiden Schwerter kreuzten sich über den Häuptern der Helden.

Von Grenoble kam Pius VII. nach Valence. Hier war Pius VI. gestorben; hier hatte er, als man ihn dem Volke zeigte, ausgerufen: „Ecce Homo." Hier trennte sich Pius VI. von Pius VII. Der Tote ging hier in sein Grab ein; die doppelte Erscheinung verschwand, denn bis jetzt hatte man die beiden Päpste immer zusammen einherwandeln gesehen, wie der Schatten den Körper begleitet. Pius VII. trug den Ring, den Pius VI. am Finger trug, als er starb, als Zeichen, daß er das Unglück und das Schicksal seines Vorgängers übernommen hatte.

Zwei Meilen von Comana entfernt, ruhte der heilige Chrystostemus. Dieser Märtyrer erschien ihm in der Nacht und sprach: „Mut, mein Bruder Johannes! Morgen werden wir beisammen sein." Und Johannes antwortete: „Gott sei gelobt!" legte sich hin und starb.

In Valence betrat Bonaparte den Weg, der ihn nach Rom führte. Man ließ Pius VII. nicht die Zeit, das Grab Pius VI. aufzusuchen; man trieb ihn eiligst nach Avignon, dem kleinen Rom.

Auf seinem Wege kam er in die Seealpen, als er zur Var-Brücke kam, wollte er sie zu Fuß überschreiten. Er traf die Bevölkerung nach ihrem Gewerbe geordnet, die Geistlichen in ihren Meßgewändern und zehntausend Menschen in tiefem Schweigen auf den Knien. Die Königin von Etrurien lag ebenfalls mit ihren beiden Kindern auf den Knien und erwartete den Heiligen Vater am andern Ende der Brücke. In Nizza waren die Straßen mit Blumen bestreut. Der Kommandant, der den Papst nach Savona brachte, wählte in der Nacht einen einsamen Waldweg; zu seiner großen Überraschung geriet er mitten in eine Illumination; an jedem Baum hing ein Lampion. Die Meeresküste war ebenfalls erleuchtet. Schiffe, die vorüberfuhren, konnten von weitem jene Zeichen sehen, die Ehrfurcht, Liebe und Frömmigkeit dem Schiffbruch eines gefangenen Mönches

weihten. Kam Napoleon auch so aus Moskau zurück? Eilte ihm die Kunde von seinen guten Taten und der Segen des Volkes voran? Während dieser langen Reise des Papstes wurde die Schlacht von Wagram gewonnen, die Hochzeit Napoleons mit Marie-Louise festgesetzt. Dreizehn der nach Paris berufenen Kardinäle wurden verbannt und die von Frankreich gebildete römische Konsulta verkündete von neuem die Vereinigung des heiligen Stuhles mit dem Kaiserreich.

Der Papst, der in Savona festgehalten wurde, erließ, von den Kreaturen Napoleons belagert und gequält, ein Breve, dessen eigentlicher Urheber der Kardinal Roverella war und das gestattete, neuernannten Bischöfen Bestätigungsbullen zu schicken. Der Kaiser hatte auf so viel Entgegenkommen nicht gerechnet; er wies das Breve zurück, weil er sonst dem Papst die Freiheit hätte geben müssen. In einem Anfall von Zorn hatte er befohlen, daß die ihm feindlichen Kardinäle den Purpur ablegen müßten. Einige wurden in Vincennes eingesperrt.

Der Präfekt von Nizza schrieb an Pius VII., „daß es ihm bei Strafe verboten sei, mit irgendeiner Kirche des Reiches in Verbindung zu treten; er, Pius VII., habe aufgehört, das Oberhaupt der Kirche zu sein, weil er den Aufruhr predige und seine Seele voll Verrat stecke; da ihn nichts zur Vernunft bringen könne, werde er sehen, daß Seine Majestät stark genug sei, einen Papst abzusetzen."

War es der Sieger von Marengo, der einen derartigen Brief diktiert hatte?

Nach dreijähriger Gefangenschaft in Savona wurde der Papst endlich am 9. Juni 1812 nach Frankreich geschickt. Man gab ihm den Auftrag, seine Kleidung zu wechseln. Auf dem Wege über Turin kam er mitten in der Nacht in dem Hospiz auf dem Mont Cenis an. Hier war er so krank, daß man ihm die letzte Ölung gab. Aber er durfte sich nicht länger aufhalten, als bis er das Sakrament empfangen hatte. Er klagte nicht; er glich an Sanftmut der Märtyrerin von Vercelli. Als diese am Fuß des Berges angekommen war, wo sie geköpft werden sollte, sah sie, wie der Henker eine Agraffe verlor und sagte zu ihm: „Eine Goldagraffe ist dir von der Schulter gefallen; hebe sie auf, damit du nicht verlierst, was du mit soviel Arbeit erworben hast."

Während seiner Reise durch Frankreich erlaubte man Pius VII. nicht, den Wagen zu verlassen. Wenn er aß, wurde der Wagen in einer Remise des Posthauses eingeschlossen. Am Morgen des 20. Juni kam er in Fontainebleau an; drei Tage nachher überschritt Napoleon den Niemen. Der Aufseher des Schlosses weigerte sich, den Gefangenen aufzunehmen, da er noch keinen Befehl hatte. Als dieser aus Paris kam, wurde der Papst eingelassen, mit ihm die göttliche Gerechtigkeit: an demselben Tisch, auf den Pius VII. seinen zitternden Arm stützte, unterschrieb Napoleon seine Abdankung.

Wenn der ungerechte Einfall Napoleons in Spanien die politische Welt gegen ihn aufbrachte, so zog ihm die schnöde Besetzung Roms die Gegnerschaft der moralischen Welt zu: ohne die geringste Notwendigkeit und wie zum Vergnügen, entfremdete er sich Völker und Altäre, Menschen und Gott. Zwischen den beiden Abgründen, die er

an beiden Seiten seines Lebens gegraben hatte, ging er auf einer schmalen Straße dahin und suchte an der äußersten Grenze von Europa seinen Untergang.

Am 9. April 1809 wurde zwischen England, Österreich und Spanien die fünfte Koalition geschlossen, die in der Unzufriedenheit der übrigen Herrscher eine Stütze fand. Die Österreicher, die über den Bruch der Traktate aufgebracht sind, überschreiten bei Braunau den Inn. Man hatte ihnen Säumigkeit vorgeworfen, nun wollten sie Napoleons spielen; diese Allüre stand ihnen nicht. Glücklich, Spanien zu verlassen, eilt Bonaparte nach Bayern: er stellt sich an die Spitze der Bayern, ohne die Franzosen ab-

zuwarten: alle Soldaten galten ihm gleich. Bei Abensberg schlägt er Erzherzog Ludwig, bei Eckmühl Erzherzog Karl; er zerschneidet die österreichische Armee in zwei Teile und überschreitet die Salza.

Er zieht in Wien ein. Am 21. und 22. Mai findet die furchtbare Schlacht von Eßling statt. Nach dem Bericht des Erzherzogs Karl gaben am ersten Tag 288 österreichische Geschütze 51 000 Kanonenschüsse ab, waren am zweiten Tage auf beiden Seiten mehr als vierhundert Geschütze in Tätigkeit. General Lannes wurde tödlich verwundet. Bonaparte schenkte ihm einige Worte und vergaß ihn: die Liebe der Menschen erkaltet ebenso schnell wie die Kugel, die sie durchbohrt.

Die Schlacht von Wagram am 6. Juli 1809 bildete den Gipfel aller in Deutschland stattgefundenen Kämpfe. Hier entfaltete Napoleon sein ganzes Genie. Der Oberst César

de Laville, der den Auftrag hat, ihn von einer Schlappe am linken Flügel zu unterrichten, findet ihn am rechten Flügel, wo er den Angriff des Marschalls Davoust leitet. Napoleon eilt sofort nach links und stellt den Schaden, den Masséna angerichtet hat, wieder her. In diesem Augenblick, da man die Schlacht für verloren hielt, und er allein, durch die Manöver des Feindes vom Gegenteil überzeugt war, rief er aus: „Die Schlacht ist gewonnen!" Er setzte dem schwankenden Sieg seinen Willen entgegen; er reißt ihn im Feuer an sich, wie Cäsar seine erstaunten Veteranen am Barte in den Kampf gerissen hatte. Neunhundert Feuerschlünde donnern; die Ebene und die Erntefelder stehen in

Flammen; große Dörfer verschwinden; die Schlacht dauert elf Stunden. In einem einzigen Vorstoß stürmt Lauristen an der Spitze von hundert Kanonen dem Feinde entgegen. Vier Tage später fand man im Getreide noch sterbende Soldaten, deren Wunden in der brennenden Sonne an die Halme festgeklebt waren und von Würmern zerfressen wurden.

In meiner Jugend beschäftigte man sich mit der Lektüre der Kommentare von Folard, Guischardt, Tempelhof und Lloyd. Man studierte das große und kleine Reglement; als Unterleutnant trieb ich auf meinem Tisch Kriegsspiele mit kleinen Holzwürfeln. Mit der Revolution hat sich die Kriegswissenschaft wie alles andere verändert; Napoleon hat den Krieg großen Stils aufgebracht. Die Idee dazu gaben die Erfolge der Republik, die durch Massenaufwand erzielt wurden.

Er verachtete die festen Plätze und begnügte sich damit, diese vorzutäuschen, er wagte den Einfall in das Feindesland und gewann Schlachten mit einem Schlage. Um den

Rückzug kümmerte er sich überhaupt nicht; er marschierte geradeaus, wie jene Römerstraßen, die, ohne abzubiegen, über Abgründe und Gebirge führen. Er konzentrierte alle seine Streitkräfte auf einen Punkt und umfaßte dann im Halbkreis die zerstreuten Truppenteile, deren Linie er durchbrochen hatte. Dieses ihm eigentümliche Manöver wurde unterstützt durch die französische Kriegsbegeisterung; mit weniger verwegenen und weniger beweglichen Soldaten wäre es mißglückt. Gegen Ende seiner Laufbahn ließ er die Artillerie feuern und die Kavallerie stürmen. Er lehrte Europa marschieren, indem er Frankreich ins Feld führte. Es handelte sich nur mehr darum, größere Kriegsmittel aufzubringen; die Massen wurden gegeneinander ausgespielt. Statt hunderttausend Mann nahm man sechshunderttausend; statt hundert Kanonen sechshundert. Die Kriegswissenschaft wurde dadurch in keiner Weise gefördert. Nur die Basis vergrößerte sich. Turennes verstand davon ebensoviel wie Bonaparte, aber er war kein unumschränkter Herr und verfügte nicht über vierzig Millionen Menschen. Früher oder später wird man wieder zu dem althergebrachten Krieg zurückkehren müssen, wie ihn Moreau noch kannte, zu einem Krieg, der die Völker in Ruhe ließ, indes eine kleine Zahl Soldaten ihre Pflicht tat; man wird auf die Kunst des Rückzuges zurückkommen müssen, auf die Landesverteidigung durch Festungen, auf wohlausgedachte Manöver, die nur Stunden kosten, aber Menschen sparen. Diese ungeheuren Schlachten Napoleons haben nichts mehr mit Ruhm zu schaffen. Die Erfolge jener unübersehbaren Schlachtfelder konnten ihre Schrecken nicht aufwiegen. Europa hat auf lange Zeit die Lust zum Kampf verloren. Napoleon hat den Krieg getötet, indem er ihn übersteigerte. Unser Krieg in Afrika ist nichts als eine Exerzierschule für unsere Soldaten.

Inmitten der Toten des Schlachtfeldes von Wagram legte Napoleon die eiserne Ruhe an den Tag, die ihm eigen war und die er affektierte, um seine Überlegenheit über andere Menschen zu zeigen. Er sprach kaltblütig sein bei solchen Gelegenheiten übliches Wort: „Ein großer Verbrauch!“

Nach der Schlacht von Wagram wurde in Znaim ein Waffenstillstand geschlossen. Die Österreicher hatten sich, was unsere Bulletins auch sagen mögen, in voller Ordnung zurückgezogen und nicht ein einziges bespanntes Geschütz zurückgelassen. Bonaparte arbeitete in Schönbrunn den Frieden aus. „Am 13. Oktober“, erzählt der Herzog von Cadore, „war ich von Wien gekommen, um mit dem Kaiser zu arbeiten. Nach kurzer Unterhaltung sagte er zu mir: ‚Ich will meine Truppen besichtigen. Bleiben Sie in meinem Kabinett; Sie können inzwischen Ihre Note abfassen, und ich werde sie mir nach der Revue ansehen.‘ Ich blieb mit Herrn von Menneval, seinem Geheimsekretär, in seinem Kabinett; bald kam der Kaiser zurück. ‚Hat Ihnen der Prinz von Lichtenstein‘, sagt er, ‚nie erzählt, daß man ihn oft dazu veranlassen wollte, mich zu ermorden?‘ ‚Jawohl, Sire, er hat mir erzählt, mit welchem Abscheu er diese Zumutung zurückgewiesen habe.‘ ‚Nun, eben hat man es versucht. Folgen Sie mir.‘ Ich ging mit ihm in den Salon. Hier waren einige Menschen versammelt, die sehr erregt schienen und einen

jungen Menschen von achtzehn bis zwanzig Jahren umringten, mit angenehmem, sehr sanftem, offenen Gesicht, der allein vollkommene Ruhe zu bewahren schien. Das war der Mörder. Er wurde mit großer Freundlichkeit von Napoleon selbst verhört, wobei General Rapp den Dolmetscher spielte. Ich will nur einige seiner Antworten wiedergeben, die mir den größten Eindruck machten. ‚Warum wollten Sie mich ermorden?' ‚Weil es für Deutschland keinen Frieden gibt, solange Sie leben.' ‚Wer hat Sie zu dieser Tat veranlaßt?' ‚Die Liebe zu meinem Vaterlande.' ‚Haben Sie sie mit niemandem verabredet?' ‚Ich habe sie mit meinem Gewissen abgemacht.' ‚Wußten Sie nicht, welchen

Gefahren Sie sich aussetzten?' ‚Wohl wußte ich es, doch wollte ich gerne für mein Vaterland sterben.' ‚Sie haben religiöse Überzeugungen; glauben Sie, daß Gott den Mord billigt?' ‚Ich hoffe, daß Gott mir um meiner Motive willen verzeihen wird.' ‚Lehrt man in den Schulen, die Sie besucht haben, diese Grundsätze?' ‚Eine große Zahl der Leute, die sie mit mir besucht haben, sind von denselben Gefühlen beseelt und bereit, ihr Leben für das Heil des Vaterlandes zu opfern.' ‚Was würden Sie tun, wenn ich Ihnen die Freiheit schenkte?' ‚Ich würde Sie töten'.

Die furchtbare Naivität dieser Antworten, die Kälte und unerschütterliche Entschlossenheit, die sie verrieten, und dieser Fanatismus mußten auf Napoleon einen um so größeren Eindruck machen, eine je größere Kaltblütigkeit er an den Tag legte. Er ließ alle sich entfernen und ich blieb allein mit ihm. Nach einigen Bemerkungen über diesen ebenso verblendeten wie bedachten Fanatismus sagte er zu mir: ‚Wir müssen

Frieden schließen.'" Dieser Bericht des Herzogs von Cadore verdient vollständig wiedergegeben zu werden.

Die Völker begannen sich zu erheben. Sie bedeuteten für Napoleon mächtigere Feinde als die Könige; so wurde Österreich durch die Entschlossenheit eines einzigen Mannes aus dem Volke gerettet. Indessen wollte sich das Glück noch nicht von Napoleon wenden. Am 14. August 1809 schließt er im Schlosse des Kaisers von Österreich den Frieden; diesmal ist die Tochter des Cäsaren die errungene Beute; aber Josephine war ihm kirchlich angetraut. Marie-Louise nicht. Mit seiner ersten Gemahlin schien die Kraft der göttlichen Salbung den Triumphator zu verlassen.

Am 11. März wurde der Fürst von Neufchâtel in Wien als Stellvertreter mit der Erzherzogin Marie-Louise verbunden. Sie selbst reiste in Begleitung der Prinzessin Murat nach Frankreich. Sie kam am 22. März nach Straßburg, am 28. in das Schloß von Compiègne, wo Bonaparte sie erwartete. Die Ziviltrauung fand am 1. April zu Saint-Cloud statt; am 2. gab der Kardinal Fesch im Louvre den Vermählten den priesterlichen Segen.

Das einzige, was Bonaparte noch gefehlt hatte, war nun auch erreicht: wie Philipp August durch seine Verbindung mit Isabella von Hainaut, so vereinigte er das jüngste Herrschergeschlecht mit dem Stamm eines großen Königs.

Der Erzherzogin Marie-Louise wurde am 20. März 1811 ein Sohn geboren; aber von diesem Sohn sollte nichts übrig bleiben als ein trauriger Walzer, den er in Schönbrunn komponiert hatte und der in den Straßen von Paris vor dem Palaste seines Vaters auf den Drehorgeln gespielt wurde.

Bonaparte sah keine Feinde mehr; da er nicht wußte, wo er neue Reiche erobern sollte, wußte er nichts besseres, als seinem Bruder das Königreich Holland zu nehmen. Aber in der Tiefe seines Herzens lebte noch ein geheimer Haß gegen Alexander, der aus der Zeit der Erschießung des Herzogs von Enghien herrührte. Es begeisterte Napoleon, sich mit dieser Macht zu messen; er wußte, was Rußland vermochte und um welchen Preis er die Siege von Friedland und Eylau erkauft hatte. Die Zusammenkünfte von Tilsit und Erfurt, erzwungene Waffenstillstände, ein Friede, der für den Charakter Bonapartes unerträglich war, Freundschaftskundgebungen, Händedrücke und Umarmungen, phantastische Pläne von gemeinsamen Eroberungen: Das alles waren nur Komödien, hinter denen sein Haß lauerte. Auf dem Kontinent waren Land und Hauptstädte übriggeblieben, die Napoleon nicht betreten hatte; ein ungebeugtes Kaiserreich stand Frankreich gegenüber: die beiden Riesen mußten sich messen. Bei der Vergrößerung Frankreichs war Bonaparte den Russen begegnet wie Trajan den Goten beim Übergang über die Donau.

Ein ruhiges Wesen, verbunden mit einer aufrichtigen Frömmigkeit, machte Alexander dem Frieden geneigt: Er hätte ihn nie gebrochen, wenn man ihn nicht herausgefordert hätte. Das ganze Jahr 1811 verging mit Vorbereitungen. Rußland bot dem unterworfenen Österreich und dem atemlosen Preußen an, sich mit ihm zu verbünden, falls es angegriffen würde. England kam mit seinem Geldbeutel. Das Beispiel der Spanier hatte die Sympathie der Völker wachgerufen; schon begann sich der Tugendbund zu bilden, der nach und nach das ganze junge Deutschland in sich aufnahm. Bonaparte verhandelte; er machte Versprechungen: er machte dem preußischen König Hoffnung auf die deutsch-russischen Provinzen. Die Könige von Sachsen und Österreich hofften, ihre Länder durch die Überreste von Polen zu vergrößern; die Fürsten der Rheinkonföderation träumten von territorialen Veränderungen; selbst Frankreich gedachte Napoleon noch zu vergrößern, obwohl es schon über seine Grenzen hinausging; er wollte es namentlich durch Spanien erweitern. Der General Sebastiani sagte zu ihm: „Und Ihre Brüder?“ Napoleon antwortete: „Was liegt an meinen Brüdern? Ein Königreich wie Spanien verschenkt man nicht.“ Der Herrscher verfügte durch ein Wort über das Königreich, das Ludwig XIV. so viel Unglück und so viele Opfer gekostet hatte; aber er behielt es nicht lange. Niemals hat ein Mensch die Völker mehr ausgenutzt und sie mehr verachtet als Bonaparte. Er riß sie in Fetzen, um diese der Meute der Könige, die er, die Peitsche in der Hand, auf die Jagd führte, hinzuwerfen: „Attila“, sagte Jornandès, „führte eine ganze Schar tributpflichtiger Fürsten mit sich, die mit Zittern und Zagen auf jedes Zeichen ihres Gebieters warteten, um seine Befehle auszuführen!“

Bevor Napoleon mit seinem verbündeten Österreich, Preußen und den Königen und Fürsten der Rheinkonföderation gegen Rußland marschierte, wollte er seine beiden

Flanken an den äußersten Enden Europas sichern. Er bemühte sich, zwei Verträge zu schließen, einen im Süden mit Konstantinopel, einen im Norden mit Stockholm; diese Verträge kamen nicht zustande.

Napoleon hatte sich zur Zeit seines Konsulats mit der Pforte ins Einvernehmen gesetzt. Selim und Bonaparte hatten ihre Porträts ausgetauscht; sie unterhielten eine geheimnisvolle Korrespondenz. Napoleon schrieb am 3. April 1807 von Ostende aus an seinen Freund: „Du hast Dich als würdiger Nachfolger Selims und Solimans erwiesen. Vertraue mir alle Deine Wünsche an: ich bin mächtig genug und an Deinen Erfolgen sowohl aus freundschaftlichen, wie aus politischen Gründen genügend interessiert, um Dir nichts zu verweigern."

Nachdem Selim gestürzt ist, kommt Napoleon auf das russische System zurück und denkt daran, die Türkei mit Alexander zu teilen; von einer neuen Ideenflut heimgesucht, entschließt er sich jedoch zur Invasion des moskowitischen Reiches. Aber erst am 21. März 1812 fordert er Mahmud auf, sich mit ihm zu verbünden, und verlangt ohne weiteres von ihm, hunderttausend Türken an den Ufern der Donau aufzustellen. Für diese Armee bietet er der Pforte die Wallachei und die Moldau an. Aber die Russen sind ihm zuvorgekommen; sie stehen knapp vor dem Abschluß eines Vertrages, der am 28. Mai 1812 unterzeichnet wird.

Die Ereignisse im Norden sind Napoleon gleichfalls ungünstig. Wie die Türken in der Krim, so hätten die Schweden in Finnland einfallen können: In diese zwei Kriege verwickelt, hätte Rußland unmöglich seine Kräfte gegen Frankreich konzentrieren können. Aber Stockholm beschränkt sich auf eine nationale Politik und einigt sich mit Petersburg.

Nachdem Gustav IV. im Jahre 1807 Pommern an Frankreich und im Jahre 1808 Finnland an Rußland verloren hatte, war er abgesetzt worden, und sein Oheim trat an seine Stelle. Bernadotte, der an der Spitze französischer Armeen in Pommern gestanden war, hatte sich die Achtung der Schweden errungen, sie richteten ihr Augenmerk auf ihn und er wurde gewählt, die Lücke auszufüllen, die der kürzlich verstorbene Prinz von Holstein-Augustenburg, der Erbprinz von Schweden, hinterlassen hatte. Auf diese Wahl seines früheren Waffengefährten sah Napoleon mit Mißvergnügen.

Die Uneinigkeit zwischen Bonaparte und Bernadotte rührte aus früherer Zeit her: Bernadotte hatte sich dem 18. Brumaire widersetzt; später trug er durch aufreizende Reden und durch den Einfluß, den er auf die Gemüter ausübte, zu jenen Verwirrungen bei, die Moreau vor einen Gerichtshof brachten. Bonaparte rächte sich auf seine Art, indem er seinen Charakter herabzuwürdigen suchte. Nach der Verurteilung Moreaus schenkte er Bernadotte ein Haus in der Rue d'Anjou, das dem verurteilten General gehörte, und infolge einer damals nur allzu allgemeinen Schwäche wagte es der Schwager Joseph Bonapartes nicht, dieses wenig ehrenvolle Geschenk auszuschlagen. Das Gut Grosbois erhielt Berthier. Nachdem das Schicksal das Zepter Karls VII. in die

Hände eines Landsmannes Heinrichs IV. gespielt hatte, widersetzte sich Karl Johann dem Ehrgeiz Napoleons; er hielt es für sicherer, Alexander, seinen Nachbarn, als Napoleon, den entfernten Feind, zum Verbündeten zu haben; er erklärte sich neutral, riet zum Frieden und bot sich zum Vermittler zwischen Rußland und Frankreich an.

Wütend darüber ruft Bonaparte aus: „Wie, der Elende will mir Ratschläge geben! Will mir Vorschriften machen! Ein Mann, der alles meiner Güte verdankt! Welche Undankbarkeit! Ich werde ihn zu zwingen wissen, meinem mächtigen Impuls zu folgen!" Infolge dieser heftigen Ausfälle unterzeichnete Bernadotte am 24. März 1812 den Vertrag von St. Petersburg.

Wenn Bonaparte Bernadotte einen „Elenden" nannte, so vergaß er ganz, daß seine Herkunft, wie die Bernadottes, aus der gleichen Quelle kam: der Revolution und den Waffen. Diese beleidigende Sprache verriet weder ererbte Würde noch Seelengröße. Bernadotte war nicht undankbar, er verdankte nichts der Güte Bonapartes.

Der Kaiser hatte sich in einen Monarchen alten Stils verwandelt, der alles nur sich zuschreibt, der nur von sich spricht und der glaubt, Lob und Strafe zu erteilen, wenn er sagt, er sei zufrieden oder unzufrieden.

Das Schicksal führte aus den Vereinigten Staaten und aus dem Norden Europas zwei französische Generäle auf ein und dasselbe Schlachtfeld, um einen Mann zu bekämpfen, gegen den sie sich anfangs verbündet hatten und der sie getrennt hatte. Niemand, gleichviel ob Soldat oder König, dachte daran, daß es ein Verbrechen sei, den Unterdrücker der Freiheit stürzen zu wollen. Bernadotte triumphierte, Moreau unterlag.

Es geschah nicht aus Mangel an Warnungen, daß Bonaparte auf dem Krieg mit Rußland bestand; der Herzog von Friaul und der Graf von Ségur, der Herzog von Fizenza, die um Rat gefragt wurden, stellten dem Unternehmen eine Menge Einwürfe entgegen. „Indem man sich des Kontinentes und selbst der Staaten seiner Verbündeten bemächtigt," sagte letzterer mutig (Geschichte der Großen Armee), „darf man diese Verbündeten nicht beschuldigen, daß sie dem Kontinentalsystem untreu seien. Wenn die französischen Armeen Europa überfluten, wie kann man dann Rußland seine Armeen zum Vorwurf machen? Mußte man denn über all die deutschen Völker hinwegschreiten, deren von uns geschlagene Wunden noch nicht vernarbt waren? Die Franzosen fanden sich in einem Vaterland, das keine natürlichen Grenzen mehr hatte, kaum mehr zurecht. Wer sollte dann das wirkliche, das verlassene Frankreich verteidigen." — „Mein Ruf", erwiderte der Kaiser.

Napoleon sprach die Absicht aus, das ganze Reich in Trupps einzuteilen. Als man den Einwand machte, daß ja so viele getrennte Parteien existierten, antwortete er: „Die Royalisten fürchten meinen Verlust mehr als sie ihn wünschen. Das Nützlichste und Schwerste meiner Werke war, den Strom der Revolution einzudämmen. Dieser hätte alles verschlungen. Ihr fürchtet, daß man mir nach dem Leben trachten wird? Mich töten, ist unmöglich: habe ich doch den Willen des Schicksals erfüllt. Ich fühle mich

einem Ziele zugetrieben, das ich nicht kenne. Wenn ich es erreicht habe, wird ein Hauch genügen, um mich umzuwerfen." Das war wieder eine Kopie: die Vandalen in Afrika, Alarich in Italien, sie alle behaupteten, nur einem göttlichen Impuls zu folgen: divino jussu perurgeri.

Als der lächerliche und schmähliche Streit mit dem Papst Napoleons Stellung immer mehr gefährdete, beschwor ihn der Kardinal Fesch, sich nicht die Feindschaft des Himmels und der Erde zugleich zuzuziehen: Napoleon nahm seinen Onkel bei der Hand, führte ihn an ein Fenster (es war Nacht) und sagte: „Siehst du diesen Stern?" „Nein." „Sieh gut hin!" „Ich seh ihn nicht." „Nun! Ich seh ihn."

„Oft", erzählte Herr Ségur, „sah man Napoleon halb hingestreckt auf ein Sofa, in tiefe Gedanken versunken. Plötzlich erhebt er sich mit einem Ruck; er glaubt, man habe ihn gerufen, und fragt: „Wer ruft mich?" Dann erhebt er sich und geht erregt auf und ab. Als seine Katastrophe herannahte, stieg er auf die Terrasse des Schlosses von Blois, und unter einem Herbsthimmel, in der einsamen, weithingestreckten Landschaft, sah man ihn mit großen Schritten heftig gestikulierend auf und ab gehen. In einer Stunde des Nachdenkens sagte er wohl zuweilen: „Es ist in der Nähe noch nichts für einen so entfernten Krieg angeordnet; wir müsen ihn auf drei Jahre verschieben." Er erbot sich, dem Zar zu erklären, daß er weder direkt noch indirekt zu einer Wiederherstellung des Königreiches Polen beitragen werde. Das alte wie das neue Frankreich haben dieses treue, unglückliche Land verlassen.

Dieser Verstoß ist unter allen politischen Fehlern Napoleons einer der ernstesten. Er erklärte später, daß er nur deshalb zu keiner Wiederherstellung geschritten sei, weil er fürchtete, seinem Schwiegervater zu mißfallen. Aber Bonaparte war nicht der Mann, der sich durch Familienrücksichten bestimmen ließ. Die Entschuldigung ist so schwach, daß sie ihn nur dazu führt, seine Heirat mit Marie-Louise zu verwünschen. Weit entfernt, diese Heirat ebenso zu betrachten, hatte der russische Kaiser ausgerufen: „Nun bin ich in meine Wälder zurückgedrängt." Bonaparte war einfach verblendet durch seine Abneigung gegen die Freiheit der Völker.

Bei dem ersten Einfall der französischen Armee hatte der Fürst Poniatowski polnische Truppen organisiert; politische Korps hatten sich gebildet; Frankreich hielt nacheinander zwei Gesandte in Warschau, den Erzbischof von Mecheln und Herrn Bignon. Die Polen, die Franzosen des Nordens, tapfer und gewandt wie wir, sprachen unsere Sprache; sie liebten uns wie Brüder; sie ließen sich für uns mit einer Aufopferung totschießen, die ihre Abneigung gegen Rußland verriet; Frankreich hatte sie ehemals ins Verderben gestürzt; nun war es seine Pflicht, ihnen das Leben wiederzugeben. Verdankte man diesem Volke, das die Christenheit gerettet hatte, nichts? Ich habe es in Verona zu Alexander gesagt: „Wenn Eure Majestät Polen nicht wiederherstellt, dann wird sie es gänzlich vernichten müssen." Wenn man vorgibt, dieses Land sei durch seine geographische Lage zur Sklaverei verdammt, so mißt man Hügeln und Flüssen

eine zu große Bedeutung bei: zwanzig nur von ihrem Mut beschützte Völker haben ihre Unabhängigkeit bewahrt, und Italien unterlag trotz seines Alpenwalles jedem, der nur die Alpen überschreiten wollte.

Weit davon entfernt, Polen eine würdige Behandlung zuteil werden zu lassen, ordnete man an, daß seine Soldaten die Nationalkokarde tragen sollten; so arm es war, belastete man es damit, eine französische Armee von achtzigtausend Mann zu erhalten; das Großherzogtum Warschau war dem König von Sachsen versprochen. Wäre Polen wieder in ein Königreich umgewandelt worden, so hätte die slawische Rasse vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere ihre Unabhängigkeit wieder erlangt. So sehr Napoleon die Polen auch vernachlässigte, wobei er sie in jeder Weise ausnützte, so verlangten sie dennoch, an der Spitze kämpfen zu dürfen; sie rühmten sich, ohne uns in Moskau einziehn zu können.

Was man auch heute zum Lobe dieses großen Demokraten Bonaparte sagen mag, sein Haß gegen konstitutionelle Regierungen war unbezähmbar. Dieser verließ ihn selbst dann nicht, als er die drohenden Wüsten Rußlands betreten hatte. Der Senator Vibicki brachte ihm die Entschlüsse Warschaus bis nach Wilna entgegen: „Es ist an Ihnen," sagte er in sündhafter Übertreibung, „an Ihnen, der Sie dem Jahrhundert seine Geschichte diktieren und auf dem die Kraft des Schicksals ruht, daß Sie Bemühungen unterstützen, die Sie billigen müssen." Er verlangte von Napoleon dem Großen nichts anderes, als die Worte auszusprechen: „Das Königreich Polen bestehe!" und das Königreich Polen würde bestehen! „Die Polen würden sich den Befehlen des Gebieters unterwerfen, für den Jahrhunderte nur ein Augenblick sind, und der Raum nur ein Punkt."

Napoleon antwortete:

„Meine Herren, ich habe Ihre Worte mit Interesse angehört; Polen, ich hätte gedacht und gehandelt wie Ihr; ich hätte bei der Versammlung gestimmt wie Ihr. Liebe zum Vaterland ist die erste Pflicht des zivilisierten Menschen.

In meiner Situation habe ich viele Interessen zu vereinigen und viele Pflichten zu erfüllen. Hätte ich zur Zeit der ersten, zweiten oder dritten Teilung Polens regiert, so hätte ich meine Völker bewaffnet, um es zu verteidigen.

Ich liebe Eure Nation! Sechzehn Jahre lang habe ich Eure Soldaten auf den Schlachtfeldern Italiens und Spaniens mir zur Seite kämpfen gesehn. Mit Beifall begrüße ich Eure Entschlüsse; ich gebe zu allen Euren Entschlüssen meine Zustimmung; ich werde alles tun, was in meiner Macht liegt, um Eure Bemühungen zu unterstützen.

Seit meinem ersten Erscheinen in Polen habe ich in der gleichen Sprache zu Euch gesprochen. Aber ich muß hier betonen, daß ich dem Kaiser von Österreich die Integrität seiner Länder zugesichert habe, und keine Manöver und keine Bewegungen sanktionieren kann, die daraufhin zielen, den friedlichen Besitz jenes Teiles der polnischen Provinzen, der ihm noch geblieben ist, zu stören.

Ich werde die Ergebenheit Eures Landes, die Euch so interessant für mich macht

und Euch in meiner Wertschätzung so hoch steigen läßt, durch alles belohnen, was unter den herrschenden Umständen in meiner Macht steht."

Nachdem Polen zur Erlösung der Nationen in dieser Weise ans Kreuz geschlagen worden war, wurde es verlassen; man hat seine Ergebenheit empörend beleidigt; man hat ihr den mit Essig getränkten Schwamm gereicht, als sie auf dem Kreuze der Freiheit schmachtend rief: „Mich dürstet." „Wenn die Freiheit auf den Thronen sitzen wird," ruft Mickiewicz, „wird sie über die Nationen zu Gericht sitzen. Sie wird zu Frankreich sagen: ‚Ich habe dich gerufen, du hast mich nicht gehört. Hinweg mit dir in die Sklaverei.'"

„Müssen solche Opfer, solche Arbeit unfruchtbar bleiben," sagt der Abbé de Lamenais, „haben diese heiligen Märtyrer nur eine ewige Sklaverei in den Boden ihres Vaterlandes gepflanzt? Was hört man in diesen Wäldern? Das traurige Säuseln des Windes. Was sieht man in diesen Ebenen hinfliegen? Den Wandervogel, der einen Platz zum Ausruhen sucht."

Am 9. Mai 1812 reiste Napoleon zur Armee und begab sich nach Dresden. Hier versammelte er die zerstreuten Glieder des Rheinbundes und setzte zum ersten und letzten Male diese von ihm verfertigte Maschine in Bewegung.

Inmitten der verbannten Kunstwerke, die der Sonne Italiens nachtrauerten, findet eine Zusammenkunft Napoleons und der Kaiserin Marie-Louise mit dem Kaiser und der Kaiserin von Österreich und einem ganzen Schwarm großer und kleiner Herrscher statt. Diese Herrscher bemühen sich, aus ihren verschiedenen Höfen Vasallenhöfe des ersten aller Höfe zu machen: sie machen sich darin den Rang streitig. Der eine will Mundschenk des Kadetten von Brienne werden, der andere sein Brotmeister. Die Geschichte Karls des Großen wird durch die Gelehrsamkeit der deutschen Kanzler als Beispiel herangezogen; je höher man im Rang stand, desto kriecherischer war man: „Eine Dame von Montmorency", erzählt Bonaparte, „hätte sich auf den Boden geworfen, um die Schuhe der Kaiserin aufzubinden." Als Napoleon durch das Dresdner Palais ging, um sich zu einem Hoffeste zu begeben, ging er mit dem Hut auf dem Kopfe voraus; Franz II. folgte ihm entblößten Hauptes in Begleitung seiner Tochter, der Kaiserin Marie-Louise; der bunte Schwarm der Fürsten ging in ehrerbietigem Stillschweigen hinterdrein. Die Kaiserin von Österreich fehlte im Gefolge; sie schützte Krankheit vor und ging nur in der Sänfte aus, um Napoleon, den sie verabscheute, nicht den Arm reichen zu müssen. Was an edlen Gefühlen noch übrig war, hatte sich in das Herz von Frauen geflüchtet.

Nur den König von Preußen hielt sich Napoleon anfangs fern. „Was will dieser Fürst von mir," rief er unwillig aus. „Belästigt er mich nicht schon genug mit seinen Briefen? Warum will er mich noch mit seiner Gegenwart verfolgen? Ich brauche ihn nicht." Harte Worte gegen das Unglück, am Vorabend des eigenen Unglückes ausgesprochen. Das große Verbrechen Friedrich Wilhelms in den Augen des republi-

kanischen Bonaparte war, daß er der Sache der Könige untreu geworden war. Die Verhandlungen des Berliner Hofes mit dem Direktorium ließen die Politik dieses Fürsten als zaghaft, interessiert und jeder Noblesse bar erscheinen; kleinlichen Abmachungen brachte er seine Würde und die Sache der Throne zum Opfer. Als Napoleon auf einer Landkarte das neue Preußen betrachtete, rief er aus: „Ist es möglich, daß ich diesem Mann so viel Land gelassen habe!" Von den drei Kommissären der Verbündeten, die ihn nach Fréjus brachten, war der preußische Kommissär der einzige, den Bonaparte schlecht empfing und mit dem er nichts zu tun haben wollte. Man hat über die geheime Ursache dieser Abneigung des Kaisers gegen Wilhelm nachgedacht und hat sie in diesem und jenem Umstand suchen wollen. Ich glaube der Wahrheit am nächsten zu kommen, wenn ich sie mit dem Tode des Herzogs von Enghien in Zusammenhang bringe.

Bonaparte wartete in Dresden die Erfolge seiner Armee ab: Marlborough, der auch in dieser Stadt weilte, bemerkte bei einem Besuche bei Karl XII. auf einer Landkarte einen Strich, der sich gegen Moskau hinzog; er erriet, daß der Monarch diesen Weg einschlagen und sich um den Krieg im Orient nicht kümmern würde. Obgleich Bonaparte seinen Invasionsplan nicht offen eingestand, konnte er ihn doch nicht geheimhalten; bei den Diplomaten führte er drei Beschwerden an: den Ukas vom 31. Dezember 1810, der die Einfuhr gewisser Waren nach Rußland verbot und dadurch das Kontinentalsystem verletzte; den Protest Alexanders gegen die Einverleibung des Herzogtums Oldenburg; die Kriegsrüstungen Rußlands. Wäre man an solche Ausschreitungen nicht gewöhnt gewesen, so hätte man sich wundern können, daß die Zollgesetze eines unabhängigen Staates und der Vorstoß gegen ein System, das dieser Staat nicht angenommen hatte, als rechtmäßige Kriegsgründe angeführt wurden. Indessen wurde der General Lauriston nach Petersburg und der Graf von Narbonne in das Hauptquartier Alexanders geschickt: Boten verdächtiger Worte des Friedens und des guten Willens. Der Abbé de Pradt war nach Polen geschickt worden. Der Graf von Narbonne berichtete, daß Alexander ohne Furcht und ohne Prahlerei den Krieg einem schimpflichen Frieden vorziehe. Der Zar legte stets eine ungeheuchelte Bewunderung für Napoleon an den Tag; aber er sagte, die Sache der Russen sei gerecht und sein ehrgeiziger Freund habe unrecht. Diese in den moskowitischen Bulletins ausgesprochene Wahrheit nahm das Gepräge des Nationalgeistes an: Bonaparte wurde der Antichrist.

Napoleon verließ Dresden am 22. Mai 1812, begab sich nach Posen und Thorn und sah dort, wie seine übrigen Verbündeten die Polen brandschatzten. Dann fährt er die Weichsel herab und hält sich in Danzig, Königsberg und Gumbinnen auf.

Unterwegs läßt er seine verschiedenen Truppen Revue passieren: Mit den alten Soldaten spricht er von den Pyramiden, von Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, mit den jüngeren von ihren Bedürfnissen, ihrer Ausrüstung, ihrem Sold, ihren Führern. Er mimt den Gütigen.

Als Bonaparte den Niemen überschritt, erkannten $85\frac{1}{2}$ Millionen Seelen seine Herr-

schaft oder die seiner Familie an; die Hälfte der gesamten Christenheit gehorchte ihm; seine Befehle wurden auf einem Flächenraume vollzogen, der 19 Breitengrade und 13 Längengrade umfaßte. Nie hatte man einen riesenhafteren Feldzug erlebt, nie wird man ihn wiedererleben.

Am 22. Juni proklamierte Napoleon in seinem Hauptquartier Wilkowiski den Krieg. „Soldaten, der zweite polnische Krieg hat begonnen, der erste endete bei Tilsit. Rußland wird von seinem Verhängnis fortgerissen: seine Geschicke müssen sich erfüllen."

Moskau antwortete dieser noch jungen Stimme durch den Mund seines 110 Jahre alten Erzbischofs: „Die Stadt Moskau empfängt Alexander, ihren Christus, wie eine Mutter ihren geliebten Sohn und singt Hosianna! Gepriesen sei der, der kommt!"

Bonaparte wandte sich an das Schicksal, Alexander an die Vorsehung.

Am 23. Juni 1812 rekognoszierte Bonaparte in der Nacht den Niemen, er befahl, drei Brücken darüber zu schlagen. Am folgenden Tag, gegen Abend, fahren Sappeure in einem Kahn über den Fluß, sie finden niemanden am jenseitigen Ufer; ein Kosakenoffizier, der eine Patrouille kommandiert, kommt auf sie zu und fragt, wer sie sind. „Franzosen." „Warum kommt ihr nach Rußland?" „Um Krieg mit euch zu führen." Der Kosak verschwindet im Wald; drei Sappeure schießen in den Wald; ihre Schüsse werden nicht erwidert: alles bleibt still.

Bonaparte war einen ganzen Tag ohne Kraft und doch ohne Ruhe liegen geblieben; er fühlte, daß etwas von ihm wich. Die Kolonnen unserer Armee rückten durch den Wald von Pilwisky im Schutze der Dunkelheit vor, man sah den Niemen nicht; um ihn zu erkennen, mußte man seine Ufer erreichen.

Um die Mitte des Tages sah man anstatt der moskowitischen Bataillone oder der litauischen Völkerschaften, die ihren Befreiern entgegenziehn sollten, nichts als kahle Sandwüsten und verödete Wälder. Dreihundert Schritte vom Ufer entfernt, auf dem

höchsten Gipfel, sah man das Zelt des Kaisers. Alle Hügel, Abhänge und Täler umher waren mit Menschen und Pferden bedeckt.

Die Napoleon gehorchende Gesamtstreitmacht belief sich auf 690 300 Mann Infanterie und 166 800 Pferde. In dem Erbfolgekrieg hatte Ludwig XIV. 600 000 Mann unter den Waffen, alles Franzosen. Die aktive Infanterie unter den unmittelbaren Befehlen Bonapartes war in 10 Korps geteilt. Diese Korps bestanden aus 20 000 Italienern, 80 000 Mann des Rheinbundes, 30 000 Polen, 30 000 Österreichern, 20 000 Preußen und 270 000 Franzosen.

Die Armee geht über den Niemen; Bonaparte selbst überschreitet die verhängnisvolle Brücke und setzt den Fuß auf russischen Boden. Er bleibt stehen und sieht seine Truppen defilieren; dann sprengt er davon, aufs Geratewohl in einen Wald, als würde er zum Rate der Geister in den Nebel gerufen. Er kommt zurück; er horcht; die Armee horcht ebenfalls; man glaubt, in der Ferne Kanonendonner zu vernehmen; man ist voll Freude; aber es ist nur ein Gewitter; der Kampf weicht zurück; Bonaparte sucht Schutz in einem Kloster.

Man erzählt, Napoleons Pferd sei gestürzt und man habe murmeln hören: „Das ist ein böses Vorzeichen; ein Römer würde in diesem Falle zurücktreten." —

Drei Tage dauerte der Truppenübergang; dann bildeten sie ihre Reihen wieder und marschierten vorwärts, Napoleon beeilte sich, denn die Zeit rief ihm zu: „Eile! Eile!"

In Wilna empfing Bonaparte den Senator Wibicky vom Reichstage zu Warschau. Nach ihm findet sich ein russischer Parlamentär Balascheff ein. Er erklärt, daß man noch unterhandeln könne, daß Alexander nicht der Angreifende sei, daß sich die Franzosen ohne Kriegserklärung in Rußland befänden. Napoleon erklärt, Alexander sei nur ein Paradegeneral und habe nur drei Generäle: Kutusoff, den er, Bonaparte, nicht fürchte, weil er Russe sei; Beningsen, der schon vor sechs Jahren zu alt gewesen und jetzt wieder Kind geworden sei; Baroloy, den Rückzugsgeneral. Der Herzog von Vizenza, der sich bei dieser Unterhaltung von Napoleon für beleidigt hielt, unterbrach ihn in gereiztem Ton: „Ich bin ein guter Franzose; ich habe es bewiesen und werde es von neuem beweisen, indem ich wiederhole, daß dieser Krieg unpolitisch und gefährlich ist, daß er die Armee, Frankreich und den Kaiser ins Verderben stürzt."

Bonaparte hatte dem russischen Gesandten gesagt: „Glauben Sie, daß ich mich um Ihre Jakobiner von Polen kümmere?" Madame de Staël berichtet dies; ihre hohen Verbindungen verschafften ihr gute Informationen. Sie erzählt, daß ein von einem Minister Napoleons an Herrn von Romanzoff geschriebener Brief existiere, der vorschlägt, den Namen Polen aus der europäischen Geschichte zu streichen: ein genügender Beweis für die Abneigung Napoleons gegen seinen tapferen Bewunderer.

Bonaparte erkundigt sich bei Balascheff nach der Zahl der Moskauer Kirchen; auf seine Antwort hin rief er aus: „Wie! so viele Kirchen zu einer Zeit, da man nicht mehr

fromm ist?" „Verzeihung, Sire," antwortete der Moskauer, „die Russen und Spanier sind es noch."

Balascheff wurde mit unannehmbaren Vorschlägen zurückgeschickt, die letzte Friedenshoffnung schwand. In den Bulletins hieß es: „Das ist also das von der Ferne so schreckenerregende Rußland! Es ist eine Wüste. Alexander braucht länger, um seine Rekruten zusammenzuziehen, als Napoleon, Moskau zu erreichen." In Witepska angelangt, hatte Bonaparte einen Augenblick den Gedanken, haltzumachen. Nachdem er Barcley abermals hatte sich zurückziehen sehen, warf er nach der Rückkehr in sein Hauptquartier den Degen auf die Karten und rief: „Hier bleibe ich! Mein Feldzug von 1812 ist zu Ende; der von 1813 wird das übrige tun."

Welch ein Glück wäre es gewesen, wenn er bei diesem Entschlusse geblieben wäre, zu dem ihm alle seine Generale rieten. Er hatte sich geschmeichelt, daß man ihm mit neuen Friedensvorschlägen kommen werde, er ärgerte sich, als dies nicht geschah. Nur zwanzig Tagesmärsche war er von Moskau entfernt. „Moskau, die heilige Stadt!" sagte er immer wieder. Sein Blick begann zu brennen, sein Gesicht wurde wild: der Befehl zum Abmarsch wird gegeben. Man macht ihm Vorstellungen; er weist sie zurück. Daru antwortete auf Napoleons Frage: er könne weder den Zweck noch die Notwendigkeit eines solchen Krieges einsehen. Der Kaiser sagte darauf: „Hält man mich für wahnsinnig? Glaubt man, daß ich zum Vergnügen Krieg führe?" Hatte er nicht selbst gesagt, daß die beiden Kriege von Spanien und Rußland Krebse seien, die Frankreich erwürgten? Aber um Frieden zu schließen, waren zwei Personen nötig und Alexander ließ kein Wort mehr von sich hören.

Bonaparte hätte es für eine Erniedrigung gehalten, einen Fehler einzugestehen, den er erkannt hatte. Seine Soldaten beklagten sich, daß sie ihn nur im Augenblicke des Kampfes zu sehen bekämen, nur, wenn er sie in den Tod schickte, niemals, wenn sie leben durften: er bleibt taub für ihre Klagen. Die Nachricht von dem Frieden zwischen den Russen und den Türken trifft ihn hart, vermag ihn aber nicht zurückzuhalten: er marschiert auf Smolensk zu. Die Proklamationen der Russen sagten: „Er kommt, Verrat im Herzen und Freundschaft auf der Zunge, um uns mit seinen Legionen von Sklaven zu unterwerfen. Treten wir ihm mit Kreuz und Schwert entgegen. Reißen wir diesem Löwen die Zähne aus; stürzen wir diesen Tyrannen, der die Erde umgewälzt hat."

Auf den Höhen von Smolensk stößt Napoleon auf die zwanzigtausend Mann zählende russischee Armee; „Ich habe sie!" ruft er aus. Am 17. bei Tagesanbruch verfolgt Belliard eine Bande Kosaken und wirft sie in den Dnieper; nun sieht man die russische Armee auf Moskau zumarschieren; sie zieht sich zurück. Wieder wird Bonapartes Traum zunichte. Murat, der viel zu dem eitlen Unternehmen beigetragen hatte, wollte in seiner Verzweiflung sterben: er weigerte sich, eine durch das Feuer der noch nicht geräumten Zitadelle von Smolensk zerstörte Batterie zu verlassen. „Zieht euch zurück"; rief er aus, „laßt mich hier allein." Ein furchtbarer Kampf entbrannte um diese Zitadelle: von

den amphitheatralisch aufsteigenden Höhen aus sah unsere Armee dem Kampfe unten zu; als sie die Angreifer das Geschützfeuer durchbrechen sah, klatschte sie in die Hände, wie einst beim Anblick von Theben.

Während der Nacht wird ein Brand sichtbar. Ein Unteroffizier des Davoustschen Korps erklimmt die Mauern und gelangt mitten im Rauch in die Zitadelle; der Klang entfernter Stimmen klingt an sein Ohr; die Pistole in der Hand geht er in die Richtung, aus der sie kommen, und gerät zu seinem großen Erstaunen in eine französische Patrouille. Die Russen hatten die Stadt verlassen und die Polen unter Poniatowski hatten sie besetzt.

Murat erregte durch seine merkwürdige Kleidung und durch die Art seiner Tapferkeit, welche der ihren glich, die Begeisterung der Kosaken. Eines Tages, als er einen heftigen Angriff gegen sie führt, wendet er sich ihnen zu, hält ihnen eine Ansprache und gibt ihnen Befehle; die Kosaken verstehen nicht, erraten aber, machen kehrt und folgen den Befehlen des feindlichen Generals.

Bonaparte schrieb aus Smolensk nach Frankreich, daß er die russischen Salinen erobert habe und daß sein Finanzminister auf eine Mehreinnahme von achtzig Millionen rechnen dürfe.

Rußland floh dem Nordpol zu, die adligen Grundbesitzer verließen ihre hölzernen Schlösser und entfernten sich mit ihren Familien, ihren Leibeigenen und ihren Herden. Der Dnjepr oder der alte Borysthenes, dessen Wasser vor Zeiten von Wladimir für heilig erklärt worden war, war überschritten.

Von Smolensk konnte man ebensogut eine Armee nach Petersburg als nach Moskau führen. Smolensk hätte den Sieger zum Stillstand mahnen sollen; einen Augenblick hatte er Lust dazu: „Der Kaiser", sagt Fain, „sprach entmutigt von dem Plan, in Smolensk haltzumachen." In den Feldlazaretten begann es schon an allem zu fehlen. General Gourgand erzählt, daß General Lariboisière gezwungen war, das Werg seiner Kanonen zum Verbinden der Verwundeten herzugeben. Aber Bonaparte wurde unwiderstehlich fortgerissen.

Bei Kolodrina fand ein mörderisches Gefecht statt; man hatte in der Eile die Leichname der Franzosen begraben, so daß Napoleon die Größe seines Verlustes nicht abschätzen konnte. In Dorogobonj traf man auf einen Russen mit schneeweißem, auf die Brust herabwallendem Bart.: zu alt, um mit seiner Familie zu ziehen, war er allein am heimatlichen Herde zurückgeblieben. Er hatte die Wunder der letzten Regierungsjahre Peter des Großen erlebt und sah mit stillschweigender Entrüstung der Verwüstung seines Landes zu.

Eine Reihe angebotener und nicht angenommener Schlachten führte die Franzosen auf die Ebene der Moskva. In jedem Biwak unterhielt sich der Kaiser mit seinen Generalen und hörte ihren Auseinandersetzungen zu, während er auf Fichtenzweigen saß oder mit einer russischen Kugel spielte, die er mit dem Fuße hin und her rollte.

Barcley, der Hirt aus Livland, war der Urheber jenes Rückzugssystems, das dem Herbst Zeit ließ, heranzukommen: eine Hofintrige stürzte ihn. Der alte Kutusoff, der bei Austerlitz geschlagen worden war, weil man seinen Rat, den Kampf bis zur Ankunft des Prinzen Karl zu verschieben, nicht befolgt hatte, trat an Barcleys Stelle. Die Russen sahen in Kutusoff einen General ihrer Nation, den Schüler Suwaroffs, den Besieger des Großwesirs im Jahre 1811 und den Urheber des Rußlands so nötigen Friedens mit der Pforte. Inzwischen erschien ein moskowitischer Offizier bei den Vorposten von Davoust; er war nur mit unbestimmten Vorschlägen beauftragt; seine wirkliche Sendung schien der Spionage zu gelten: man zeigte ihm alles. Auf den Höhen von Borodino findet Napoleon endlich die russische Armee aufgestellt und stark verschanzt. Sie zählte 720 000 Mann und 600 Geschütze; die Franzosen hatten die gleiche Stärke. Marschall Davoust erkundet den linken Flügel der Reihen und macht Napoleon den Vorschlag, den Feind zu umgehen: „damit würde ich zu viel Zeit verlieren," antwortete der Kaiser. Davoust gibt nicht nach und verpflichtet sich das Manöver bis 6 Uhr früh ausgeführt zu haben; Napoleon unterbricht ihn barsch: „Ach! Sie wollen immer dem Feind ausweichen."

Man hatte eine große Bewegung im moskowitischen Lager bemerkt: die Truppen standen unter Waffen. Von Popen und Archimandriten umgeben, die Embleme der Religion und ein aus den Ruinen von Smolensk gerettetes Heiligenbild vor sich, sprach Kutusoff zu seinen Soldaten von Himmel und Vaterland; er nannte Napoleon den Universaldespoten.

Inmitten von Kriegsliedern und Triumphgesängen ist auch im französischen Lager eine christliche Stimme zu vernehmen; sie unterscheidet sich von allen anderen. Der Soldat, der die heilige Hymne singt, ist der Adjutant des Befehlshabers der Kavallerie. Dieser Adjutant machte alle Kämpfe des russischen Feldzuges mit; er spricht von Napoleon mit tiefster Bewunderung: aber er sieht auch seine Schwächen; er berichtigt verschiedene Unwahrheiten in den Bulletins und erklärt, daß die begangenen Fehler auf den Stolz Napoleons und auf die Gottlosigkeit seiner Generale zurückzuführen seien. „Im russischen Lager", sagt der Oberstleutnant von Baudus, „heiligte man den Anbruch eines Tages, der für so viele der letzte sein sollte... Der Anblick, den die Frömmigkeit des Feindes uns bot, sowie die Spöttereien, die dadurch bei vielen unserer Offiziere hervorgerufen wurden, erinnerten mich daran, daß auch unser größter König, Karl der Große, seine Unternehmungen mit religiösen Zeremonien begonnen hatte... Oh! Ich zweifle nicht, daß der feste Glaube dieser Christen ihre Gebete heiligte; denn wenn die Russen auch an der Moskwa geschlagen wurden, so beweist unsere vollständige Vernichtung, deren sie sich in keiner Weise rühmen können und die nur als ein Werk der Vorsehung aufgefaßt werden kann, dennoch, daß ihre Gebete erhört worden waren."

Aber wo blieb der Zar? Er hatte bescheiden zu der flüchtigen Frau von Staël gesagt, daß er bedauere, kein großer General zu sein. In diesem Augenblick erschien in unseren

Biwaks Herr de Beausset, ein Offizier des Palastes; er kam aus den friedlichen Wäldern von Saint-Cloud und traf, den furchtbaren Spuren unserer Armee folgend, am Vorabend der Leichenfeier an der Moskwa ein; er war beauftragt, dem Kaiser ein Porträt des Königs von Rom zu überbringen, das Marie-Louise ihm sandte. Die Herren Faint und Ségur schildern die Gefühle, von denen Bonaparte bei seinem Anblick ergriffen wurde; nach einer Erzählung des Generals Gourgaud rief er, nachdem er das Bild betrachtet hatte, aus: „Entfernen Sie es, es sieht zu früh ein Schlachtfeld."

Der Tag, der dem Gewitter voranging, war vollkommen ruhig.

Am Vorabend des 6. erließ Bonaparte folgende Proklamation, welche der Mehrzahl der Soldaten erst nach dem Siege bekannt wurde: „Soldaten! Wir stehen am Vorabend der Schlacht, die Ihr so sehr gewünscht habt. Der Sieg hängt jetzt nur von Euch ab; er ist uns nötig; er wird uns Überfluß verschaffen und uns eine baldige Heimkehr ins Vaterland ermöglichen. Schlagt Euch wie bei Austerlitz, Friedland, Witepsk und Smolensk, damit die Nachwelt Eure Haltung an diesem Tage rühme, und von Euch gesagt werde: er hat die große Schlacht unter den Mauern von Moskau mitgemacht."

Bonaparte verlebte die Nacht in einer fortwährenden Angst; bald glaubte er, der Feind ziehe sich zurück, bald fürchtete er, daß bei seiner Armee Mangel und bei seinen Offizieren Mutlosigkeit eintreten könnte. Er wußte, daß in seiner Umgebung gesagt wurde: „Zu welchem Zweck hat man uns 800 Meilen zurücklegen lassen, wenn wir nichts finden sollen, als sumpfiges Wasser, Hunger und Biwaks auf Aschenhaufen? Jedes Jahr wird der Krieg ernster; neue Eroberungen bringen neue Feinde. Bald wird ihm Europa nicht mehr genügen und er wird auch Asien haben wollen." Bonaparte hatte auch tatsächlich nicht mit Gleichgültigkeit auf jene Gewässer geblickt, die sich in die Wolga ergießen. Für Babylon geboren, hatte er schon einmal versucht, es auf einem anderen Weg zu erreichen. Bei Jaffa an der südlichen, bei Moskau an der östlichen Pforte Asiens aufgehalten, starb er in jenen Meeren, die den Weltteil umspülen, aus dem die Menschheit und die Sonne gekommen ist. —

Mitten in der Nacht ließ Napoleon einen seiner Adjutanten rufen: Dieser fand ihn, den Kopf in beide Hände gestützt: „Was ist der Krieg?" sagte er. Ein Barbarenhandwerk, bei dem alle Kunst darin besteht, in einem gewissen Punkte der Stärkere zu sein. Er klagt über die Unbeständigkeit des Glückes; er läßt die Stellung des Feindes erkunden: man meldet ihm, daß die Feuer in gleicher Stärke und in gleicher Zahl leuchten; er beruhigt sich. Um fünf Uhr morgens schickt Ney um den Befehl zum Angriff; Bonaparte tritt hervor und ruft aus: „Laßt uns die Tore von Moskau öffnen!" Der Tag bricht an; Napoleon weist nach dem ersten Frührot und ruft: „das ist die Sonne von Austerlitz!" Am 6., um 2 Uhr morgens, ging der Kaiser die feindlichen Vorposten ab: man hatte den Tag mit gegenseitigen Erkundungen verbracht. Der Feind hatte eine sehr zusammengedrängte Stellung.

Diese Stellung erschien schön und stark. Es war leicht, sich zu entwickeln und den Feind zur Räumung des Feldes zu zwingen; aber das hätte den Kampf nur aufgeschoben. Am 7., 6 Uhr morgens, eröffnete General Graf Sorbier, der die rechte Batterie durch Artillerie aus der Reserve der Garde verstärkt hatte, das Feuer.

Um $7^1/_2$ Uhr wird der General Compans verwundet. Um 7 Uhr wird der Fürst von Eckmühl auf seinem Pferd erschossen.

Um 7 Uhr rückt der Marschall Herzog von Elchingen vor und wirft sich unter dem Schutze von 60 Kanonen, die der General Foucher am Abend zuvor gegen das feindliche Zentrum aufgestellt hatte, gegen den Feind. Tausend Kanonen auf beiden Seiten speien Verderben.

Um 8 Uhr sind die feindlichen Stellungen erschüttert, ihre Verschanzungen genommen und unsere Artillerie bekränzt ihre Geschützstände.

Dem Feinde blieben noch seine Verschanzungen auf dem rechten Flügel, General Graf Morand rückt heran und nimmt diese; aber um 9 Uhr morgens kann er sich, von allen Seiten angegriffen, dort nicht halten. Durch diesen Erfolg ermutigt, läßt der Feind seine Reserve und seine letzten Truppen vorrücken, um das Geschick noch zu wenden. Die kaiserlich russische Garde nimmt daran teil. Der Feind greift unser Zentrum an, das von unserem rechten Flügel gedeckt wird.

Man befürchtet einen Augenblick, daß der Feind das brennende Dorf nimmt. Die Division Friant rückt dorthin: 80 französische Kanonen halten mit ihrem Feuer die feindlichen Reihen auf, um sie, nachdem sie sich zwei Stunden im Hagel der Geschosse gehalten haben und weder vorzudringen wagten noch zurückweichen wollten, völlig zu vernichten. Der König von Neapel entscheidet die Schlacht; er läßt das 4. Kavalleriekorps vorgehen, das in die Bresche eindringt, die unser Geschützfeuer in die gelichteten Reihen und in die Kürassiereskadrons der Russen geschlagen hatte; sie werden nach allen Seiten zersprengt.

Es ist 2 Uhr nachmittags, jede Hoffnung verläßt den Feind: die Schlacht ist zu Ende, die Kanonade dauert fort, der Feind kämpft noch um den Rückzug und um seine Rettung, nicht um den Sieg. Unsere Gesamtverluste mögen 10 000 Mann betragen haben, die des Feindes 40 oder 50 000. Nie hat man ein solches Schlachtfeld gesehen. Auf 6 Leichen kommen 1 Franzose und 5 Russen. 40 russische Generale sind gefallen, verwundet oder gefangen: General Bagration ist verwundet worden. Wir haben den Divisionsgeneral Graf Montbrun durch eine Kanonenkugel verloren; General Graf Caulaincourt, der fortgeschickt wurde, ihn zu bergen, fiel eine Stunde später einem gleichen Geschoß zum Opfer.

Die Brigadegenerale Compère, Plauronne, Marion, Huart fielen; 7 oder 8 Generale wurden, zumeist leicht, verwundet. Der Fürst von Eckmühl blieb unversehrt. Die französischen Truppen haben sich mit Ruhm bedeckt und ihre große Überlegenheit über die russischen Truppen gezeigt.

Dies ist eine knappe Schilderung der Schlacht an der Moskwa, die 2 Meilen hinter Mojaisk, 25 Meilen vor Moskau geschlagen wurde.

Der Kaiser begab sich keinen Augenblick in Gefahr; die Garde griff in den Kampf nicht ein und verlor keinen einzigen Mann. Der Sieg war nie ungewiß. Hätte der aus seinen Stellungen geworfene Feind diese nicht zurückerobern wollen, so wären unsere Verluste größer gewesen als die seinen; aber er hat seine Armee zu Grunde gerichtet, indem er sie von 8 bis 2 Uhr dem Feuer unserer Batterien aussetzte und hartnäckig bestrebt war, das Verlorene zurückzuerobern. Das ist die Ursache seiner ungeheueren Verluste.

Dieses nüchterne und unvollständige Bulletin ist weit davon entfernt, eine rechte Vorstellung von der Schlacht an der Moskwa zu geben und insbesondere von dem schrecklichen Blutbad bei der großen Redoute: 80 000 Mann wurden kampfunfähig, davon 30 000 Franzosen. August von Rochejaquelein wurde das Gesicht durch einen Säbelhieb gespalten und er geriet in moskowitische Gefangenschaft. Als Bonaparte das fast aufgeriebene 61. Regiment besichtigte, sagte er zum Oberst: „Oberst, was haben Sie mit Ihrem Bataillon gemacht?“ „Sire, es liegt in der Redoute,“ war die Antwort. Die Russen haben immer behauptet und behaupten noch, sie hätten die Schlacht gewonnen: sie wollen auf den Höhen von Borodino ein Sieges- und Trauerdenkmal errichten.

Der Bericht des Herrn von Ségur ist genauer und richtiger als der Bonapartes: „Der Kaiser ging über das Schlachtfeld hin. Es bot einen furchtbaren Anblick. Alles kam zusammen: ein trüber Himmel, kalter Regen, heftiger Wind, eingeäscherte Häuser, eine

aufgewühlte, von Ruinen und Trümmerhaufen bedeckte Ebene; am Horizont das traurige, düstere Grün des nördlichen Waldes; überall irrten Soldaten zwischen den Leichen umher und suchten nach Lebensmitteln sogar in den Taschen ihrer toten Kameraden; schreckliche Verwundungen, denn die russischen Geschosse sind größer als unsere; stille Biwaks, niemand singt, niemand spricht: ein düsteres Schweigen.

Um die Feldzeichen sah man den Rest der Offiziere und Unteroffiziere und einige Soldaten, kaum genug, um die Fahne zu schützen. Ihre Kleider waren zerrissen im Kampf, geschwärzt vom Pulverdampf, mit Blut befleckt; und trotzdem mitten in diesen Lumpen, diesem Elend und Unglück eine stolze Miene und beim Anblick des Kaisers sogar einige Siegesrufe, wenn auch selten und erregt. Der Kaiser konnte seinen Sieg nur an der Zahl der Toten messen. In den Stellungen lagen so viele tote Franzosen, daß der Sieg mehr ihnen als den am Leben gebliebenen anzugehören schien.

In dieser Menge von Leichen, über die man hinwegschreiten mußte, um Napoleon zu folgen, stieß der Huf seines Pferdes an einen Verwundeten und entlockte ihm ein letztes Lebens- oder Schmerzenszeichen. Der Kaiser, der bis dahin stumm gewesen war wie sein Sieg, brach hier in Worte des Unwillens aus und erleichterte sein Gemüt, indem er jenen Unglücklichen mit Sorgfalt überhäufen ließ. Dann zerstreute er die Offiziere, die ihm folgten, nach allen Richtungen, damit sie den nach Hilfe Schreienden beiständen.

Man fand ihrer besonders viele in den Schluchten, in welche die Unseren gedrängt worden waren und in die sich viele geschleppt hatten, um vor dem Feind und dem Orkan geschützter zu sein. Die einen stöhnten den Namen ihres Vaterlandes oder ihrer Mutter: das waren die jüngsten. Die älteren erwarteten den Tod stumpf oder voll Bitterkeit, ohne Flehen und Jammern; andere baten, man solle sie auf der Stelle töten: aber man ging schnell an diesen Unglücklichen vorüber, da man weder das nutzlose Mitleid, ihnen zu helfen, noch das grausame Mitleid, ihnen den Todesstoß zu geben, aufbrachte."

Dies ist der Bericht des Herrn von Ségur. Ein Beispiel jener Siege, die nicht zur Verteidigung des Vaterlandes erfochten worden sind und die nur der Eitelkeit eines Eroberers dienen!

Die aus 25 000 Mann bestehende Garde kam bei der Moskwa nicht ins Treffen: Bonaparte hielt sie unter mannigfachen Vorwänden zurück. Gegen seine Gewohnheit hielt er sich außer Feuerbereich und konnte daher die Manöver nicht mit eigenen Augen beobachten. Er saß oder ging bei einer am vorhergehenden Abend genommenen Redoute auf und ab; als man ihm den Tod einiger seiner Generale meldete, machte er eine Gebärde der Resignation. Man sah diese Gleichgültigkeit mit Erstaunen; Ney rief aus: „Was macht er denn hinter der Armee? dort ist er nur im Bereich der Niederlagen, nicht aber der Siege. Wenn er nicht mehr selbst Krieg führen will, nicht mehr General ist, überall den Kaiser spielt, so mag er doch in die Tuilerien zurückkehren und uns für ihn kommandieren lassen." Murat gestand, daß er an diesem denkwürdigen Tage das Genie Napoleons nicht mehr erkannt habe.

Blinde Bewunderer haben die Stumpfheit Napoleons den vielfachen Leiden und Beschwerden zugeschrieben, die ihn, wie sie versichern, zu jener Zeit zu Boden drückten; sie behaupten, er habe alle Augenblicke vom Pferde steigen müssen und habe oft unbeweglich dagestanden, den Kopf gegen eine Kanone gelehnt. Das ist möglich. Ein vorübergehendes Unwohlsein mag in jenem Augenblick zur Erschlaffung seiner Energie beigetragen haben; aber wenn man bedenkt, daß er diese Energie auf dem Feldzug in Sachsen und bei der berühmten Kampagne in Frankreich trotz aller körperlichen Leiden aufbrachte, so muß man einen anderen Grund für seine Untätigkeit bei Borodino suchen. Wie! Er, der in seinem Tagesbericht zugibt, daß es leicht gewesen wäre, zu manöverieren und den Feind zu zwingen, seine schöne Stellung zu räumen, daß dies aber den Kampf aufgeschoben hätte; er, der genügend Aktivität besaß, um Tausende von Soldaten zum Tode zu verurteilen, er sollte nicht genug Körperkraft aufgebracht haben, seiner Garde den Befehl zum Eingreifen zu geben? Dafür gibt es nur eine Erklärung: die Natur des Mannes selbst: das Unheil stellt sich ein und lähmt ihn. Die Größe Napoleons war nicht von der Art, die im Unglück standhält; nur das Glück ließ ihn im vollen Besitze seiner Fähigkeiten: für das Unglück war er nicht geschaffen.

Zwischen der Moskwa und Moskau lieferte Murat ein Treffen vor Mojaisk. Man drang in die Stadt ein, und fand dort 10 000 Tote und Sterbende vor; man warf die Toten aus den Fenstern, um die Lebenden unterzubringen. Die Russen zogen sich in guter Ordnung auf Moskau zurück.

Am Abend des 13. September hatte Kutusoff einen Kriegsrat zusammenberufen: Alle Generale erklärten, „daß Moskau nicht das Vaterland sei". Kutusoff schlug dem König von Neapel einen Waffenstillstand vor, der solange dauern sollte, bis die russischen Soldaten die ehemalige Hauptstadt des Zaren passiert hätten. Der Waffenstillstand wurde angenommen, da die Franzosen die Stadt schonen wollten; nur Murat bedrängte den Nachtrab des Feindes und unsere Grenadiere folgten den sich zurückziehenden russischen Grenadieren auf den Fersen. Aber Napoleon war weit vom Ziele entfernt, dem er so nahe zu sein glaubte. Kutusoff verbarg Rostopschin.

Der Graf Rostopschin war Gouverneur von Moskau; die Rache sollte vom Himmel herabkommen: ein ungeheurer, mit großen Kosten hergestellter Ballon sollte über der französischen Armee schweben, den Kaiser unter Tausenden heraussuchen und einen Regen von Eisen und Feuer auf ihn herabschütten. Bei dem Versuch brachen die Flügel des Ballons; man mußte auf den Bombenhagel verzichten; aber Rostopschin plante weiter.

Die Nachricht von der Niederlage bei Borodino war nach Moskau gelangt, während man einem Bericht Kutusoffs zufolge im übrigen Reiche noch an einen Sieg glaubte. Rostopschin hatte mehrere Proklamationen in rhythmischer Prosa verfaßt.

Er riet den Einwohnern, sich nur mit Heugabeln zu bewaffnen, da ein Franzose nicht mehr wiege, als ein Bund Stroh.

Es ist bekannt, daß Rostopschin jede Beteiligung an dem Brande von Moskau geleugnet hat; ebenso ist es bekannt, daß sich Alexander nie über diesen Punkt ausgesprochen hat. Wollte Rostopschin den Vorwürfen der Adeligen und der Kaufleute ausweichen, deren Vermögen daran zugrunde ging? Fürchtete Alexander, von dem Institut ein Barbar genannt zu werden?

Der Brand von Moskau bleibt stets eine heroische Tat, welche die Unabhängigkeit eines Volkes rettete und zur Befreiung viele anderer beitrug. Was liegt daran, daß Moskau eingeäschert wurde? War das nicht schon siebenmal geschehen? Steht es nicht schon jetzt wieder glänzend und verjüngt da, obwohl Napoleon in seinem einundzwanzigsten Bulletin vorausgesagt hatte, daß der Brand dieser Stadt Rußland um hundert Jahre zurückwerfen würde? „Die Katastrophe von Moskau", sagt Frau von Staël, „hat das Reich verjüngt; diese fromme Stadt ist zugrunde gegangen wie ein Märtyrer, dessen vergossenes Blut den ihn überlebenden Brüdern neue Kräfte verleiht."

Wo wären die Nationen, wenn Napoleon vom Kremlin aus die Welt mit seinem Despotismus bedeckt hätte wie mit einem Leichentuch? Die Menschenrechte gehen voran. Ich selbst würde nicht zögern, die Welt in Brand zu stecken, könnte ich dadurch mein Vaterland retten.

Die Räumung Moskaus hatte begonnen; die Straßen von Kazan waren mit Fußgängern, Fahrenden, einzelnen oder von Dienern begleiteten Flüchtlingen bedeckt. Ein gutes Vorzeichen hatte die Geister für einen Augenblick wieder aufgerichtet: ein Geier hatte sich in den Ketten verfangen, die das Kreuz der Hauptkirche festhielten; Rom hatte, wie Moskau, in diesem Anzeichen die Gefangennahme Napoleons erblickt.

Als jedoch die langen Züge russischer Verwundeter vor den Toren erschienen, schwand jede Hoffnung. Kutusoff hatte Rostopschin Hoffnung gemacht, die Stadt mit den 91 000 Ulanen, die ihm blieben, zu verteidigen: man hatte gesehen, daß der Kriegsrat ihn nötigte, sich zurückzuziehen. Rostopschin blieb allein.

Die Nacht sinkt herab: Emissäre klopfen geheimnisvoll an die Türen und verkünden, daß man die Stadt verlassen müsse und daß Ninive verurteilt sei. Brennbare Stoffe werden in die öffentlichen Gebäude und Bazars, in die Kaufläden und in die Privathäuser gebracht. Die Spritzen werden fortgeschafft. Nun befiehlt Rostopschin, die Gefängnisse zu öffnen: aus einer Gruppe von Verbrechern läßt man einen Russen und einen Franzosen hervortreten. Der Russe, der einer deutschen Illuminatensekte angehörte, ist angeklagt, er habe sein Vaterland verraten wollen, und die Proklamation der Franzosen übersetzt; sein Vater eilt herbei, der Gouverneur bewilligt ihm einen Augenblick, um seinen Sohn zu segnen: „Ich einen Verräter segnen!" ruft der alte Moskauer und verflucht ihn. Der Gefangene wird dem Pöbel überliefert und von diesem erschlagen.

„Du," sagt Rostopschin zu dem Franzosen, „du hast die Ankunft der Deinigen herbeigesehnt; sei frei. Sage deinen Landsleuten, daß Rußland nur einen einzigen Verräter beherbergte und daß dieser bestraft sei."

Die anderen Verbrecher erhalten mit ihrer Begnadigung zugleich die nötigen Instruktionen zur Anlegung der Feuersbrunst, sobald der geeignete Moment gekommen ist. Rostopschin verläßt als letzter Moskau, wie der Kapitän eines Schiffes sein Fahrzeug bei Schiffbruch als letzter verläßt.

Napoleon hatte zu Pferde seine Avantgarde eingeholt. Es war noch eine Anhöhe zu ersteigen; sie lag dicht vor Moskau, wie der Montmartre vor Paris. Sie hieß der Berg des Heils, weil die Russen hier beim Anblick der heiligen Stadt beteten, wie die Pilger vor Jerusalem. Moskau mit den vergoldeten Kuppeln, wie die slawischen Dichter sagen, erglänzte im Lichte des Morgens mit seinen 295 Kirchen, seinen 1500 Schlössern, seinen ziselierten, gelb, grün und rosa bemalten Häusern; es fehlten nur noch die Zypressen und der Bosporus. Inmitten dieser mit poliertem Eisen bedeckten oder bunt angestrichenen Masse stand der Kremel. Zwischen eleganten Villen aus Ziegeln und Marmor rollte die Moskwa durch Parks von Tannen, den Palmen dieses Himmelsstriches, dahin: Venedig, in den Tagen seines höchsten Glanzes, konnte nicht glänzender sein. Es war am 14. September um 2 Uhr nachmittags, als Bonaparte beim herrlichsten Sonnenschein seine neue Eroberung zu Gesicht bekam. „Moskau! Moskau!" rufen unsere Soldaten; wieder klatschen sie in die Hände. „Es war ein schöner Augenblick", sagt Oberstleutnant Baudus, „als sich das herrliche Panorama dieser großartigen Stadt plötzlich meinen Augen darbot. Nie werde ich die Erregung vergessen, die sich in den Reihen der polnischen Divisionen bemerkbar machte; sie berührte mich um so stärker, als sie in einer religiösen Handlung ihren Ausdruck fand. Als die Regimenter Moskau erblickten, warfen sie sich auf die Knie und dankten dem Gott der Heerscharen, daß er sie siegreich vor die Hauptstadt ihres erbitterten Feindes geführt hatte."

Die Rufe verstummen; man zieht schweigend nach der Stadt hinunter; keine Deputation erscheint, um in einem Silberbecken die Schlüssel zu überreichen. Die Bewegung des Lebens in der großen Stadt ist eingestellt; stumm steht Moskau vor den Fremden da. Drei Tage später ist es verschwunden.

Als die Stadt noch stand, rief Napoleon, während er sich ihr näherte: „Das ist also die berühmte Stadt!" und er betrachtete sie; das verlassene Moskau glich der beweinten Stadt in den Klageliedern Jeremiä. Schon haben Eugen und Poniatowski die Mauern überschritten, einige unserer Offiziere sind in die Stadt eingedrungen, sie kommen zurück und sagen zu Napoleon: „Die Stadt ist verlassen!" — „Moskau ist verlassen? Das kann ich nicht glauben, man führe die Bojaren zu mir." Es sind keine Bojaren zu finden, nur arme Leute, die sich verstecken. Verlassene Straßen, geschlossene Fenster: kein Rauch steigt aus den Schornsteinen, denen bald Feuerströme entsteigen werden. Nicht das leiseste Geräusch. Napoleon zuckt die Achseln.

Murat, der bis zum Kreml vorgedrungen ist, wird von dem Geheul der Verbrecher empfangen, die befreit worden sind, um ihr Vaterland zu befreien: man muß die Tore

mit Kanonenschüssen sprengen. Napoleon war durch das Tor von Dorogomilow in die Stadt eingeritten; er blieb in einem der ersten Häuser der Vorstadt, machte einen Ritt längs der Moskwa, begegnete keiner Menschenseele. Er kam in sein Logis zurück, ernannte den Marschall Mortier zum Gouverneur von Moskau, den General Durosnel zum Platzkommandanten und Herrn von Lesseps zum Verwaltungsintendanten. Die kaiserliche Garde und alle Truppen waren in Paradeuniform, um vor einem abwesenden Volke zu erscheinen. Bonaparte erfuhr bald mit Sicherheit, daß die Stadt von irgendeinem Ereignis bedroht sei. Um 2 Uhr morgens meldete man ihm, daß das Feuer ausgebrochen sei. Der Sieger verläßt die Vorstadt Dorogomilow und begibt sich in den Kreml, um sich zu schützen: das war am Morgen des 15. Es war ein Augenblick der Freude für ihn, als er in den Palast Peter des Großen einzog; sein befriedigter Stolz ließ ihn beim Schein des Bazars, der zu brennen anfing, einige Worte an Alexander schreiben.

In dem Bazar sah man lange Reihen fest verschlossener Kaufläden. Man bewältigt anfangs die Feuersbrunst; aber in der zweiten Nacht bricht sie auf allen Seiten aus; Kugeln, die durch Feuerwerke emporgeschleudert werden, fallen in feurigen Garben auf die Paläste und Kirchen herab. Ein heftiger Wind treibt die Funken und die Flammen nach dem Kreml: dieser enthält ein Pulvermagazin; vor den Fenstern Napoleons steht ein Artilleriepark. Unsere Soldaten werden von dem Feuerstrome des Vulkans von einem Stadtteil in den andern getrieben. Gorgonen und Medusen mit Fackeln in der Hand eilen durch die Straßen dieser Hölle; andere schüren das Feuer mit Lanzen und ausgeteertem Holz an. Bonaparte stürzt an das Fenster und ruft aus: „Welch unglückseliger Entschluß! Welche Menschen! Es sind Scythen!“

Das Gerücht verbreitet sich, der Kreml sei unterminiert, die verschiedenen Feuerschlünde verbreiten sich nach außen, nähern sich, vereinigen sich; der Turm des Arsenals brennt wie eine hohe Kerze inmitten eines in Brand gesteckten Heiligtums. Der Kreml ist nur mehr eine schwarze Insel, gegen die ein wogendes Feuermeer anprallt. Der Himmel, der die Feuersbrunst widerstrahlt, wird von jagendem Lichtschein erhellt.

Die dritte Nacht kam heran; man konnte in dem erstickenden Rauch kaum mehr atmen: zweimal war das Gebäude, in dem Napoleon wohnte, nahe daran gewesen, von den Flammen ergriffen zu werden. Wie entkommen? Die Flammen versperrten die Tore der Zitadelle. Nach langem Suchen entdeckt man ein kleines Ausfallstor, das auf die Moskwa ging. Durch diese Rettungspforte entflieht der Sieger mit seiner Garde. Um ihn hört man in der Stadt steinerne Gewölbe berstend krachen, Glockentürme, aus denen Ströme geschmolzenen Eisens hervorbrechen, neigen sich, schwanken und stürzen zusammen. Bretter, Balken, Dächer versinken krachend und prasselnd in einem Phlegeton, aus dem glühende Wogen und Millionen goldener Funken emporspritzen. Bonaparte flieht aus den ausgebrannten Kohlen eines schon in Asche verwandelten Stadtviertels; er erreicht Petrowski, die Villa des Zaren.

General Gourgaud behauptet, Herr von Ségur hätte sich geirrt; und nach Baudus, dem Adjutanten Bessières, der Napoleon als Führer diente, steht es fest, daß dieser nicht durch eine Ausfallstüre, sondern durch das Haupttor des Kremls entkam. In Sankt Helena dachte Napoleon an den Brand zurück: „Trotz aller Poesie reichen alle Berichte von dem Brande Trojas nicht an die Wirklichkeit des Brandes von Moskau heran."

Oder: „Meine böser Genius erschien mir und kündigte mir das Ende an, das ich auf der Insel Elba gefunden habe."

Kutusoff hatte sich zuerst nach Osten gewandt, dann aber schlug er eine südliche Richtung ein. Sein nächtlicher Marsch wurde zum Teil durch den Brand von Moskau erhellt, aus dem ein schauerliches Dröhnen klang.

Napoleon erreichte Voronoro, die Besitzung des Grafen Rostopschin; kaum hatte er die prächtige Behausung erblickt, als sie in Flammen aufging. An der eisernen Tür einer Kirche las man folgenden Zettel von der Hand des Besitzers:

„Ich habe dieses Landhaus acht Jahre lang verschönert und hier glücklich im Kreise meiner Familie gelebt; die Bewohner dieses Landgutes, 1720 an der Zahl, verlassen es bei Eurem Nahen und ich selbst lege Feuer an mein Haus, damit es durch Euere Gegenwart nicht befleckt werde. Franzosen! Ich habe Euch meine zwei Häuser in Moskau mit einer Einrichtung von einer halben Million Rubel zurückgelassen; hier sollt Ihr nur Asche finden.

Rostopschin.

Bonaparte hatte anfangs das Feuer und das System bewundert, wie ein seiner Phantasie zusagendes Schauspiel; aber der Schaden, den diese Katastrophe ihm verursachte, ernüchterte ihn bald und ließ ihn zu seinen beleidigenden Schmähungen zurückkehren. Als er den Zettel Rostopschins nach Frankreich schickte, fügte er hinzu: „Es scheint, daß Rostopschin den Verstand verloren hat; die Russen betrachten ihn als eine Art Murat."

Alexander vernahm sein Mißgeschick, ohne mutlos zu werden. „Sollen wir zurückweichen," schrieb er in seinen Zirkularinstruktionen, „wenn die Blicke von ganz Europa uns ermutigen? Dienen wir ihnen als Beispiel; segnen wir die Hand, die uns auserwählte, die erste unter den Nationen in der Sache der Tugend und Freiheit zu sein." Darauf wendet er sich zu Gott.

Napoleon hatte Moskau in der Nacht des 15. September verlassen und kehrte am 18. zurück. Unterwegs hatte er überall große Feuer angetroffen, die mit Mahagonimöbeln und vergoldetem Wandgetäfel unterhalten wurden. Um diese Feuer saßen rußgeschwärzte, beschmutzte, in Lumpen gehüllte Soldaten auf seidenen Kanapees oder samtenen Lehnstühlen, als Teppich unter ihren Füßen kostbare Kaschmirschals, Pelzwerk aus Sibirien, persische Goldstoffe, und aßen aus silbernen Schüsseln schwarzen Brei oder ein blutiges Stück gebratenen Pferdefleisches.

Ein wüstes Plündern hatte begonnen; nun fing man an, es zu organisieren. Nach und nach kam jedes Regiment an die Reihe. Aus ihren Hütten vertriebene Bauern, Kosaken, feindliche Deserteure streiften um die Franzosen herum und nährten sich von dem, was unsere Rotten übrig ließen. Man schleppte alles weg, was man tragen konnte. Bald aber warf man, übermüdet, die Beute wieder fort und erinnerte sich daran, daß man sechshundert Stunden von der Heimat entfernt war.

Die Maßnahmen, die man ergriff, um Nahrungsmittel herbeizuschaffen, gaben Anlaß zu traurigen Szenen; eine französische Schwadron führt eine Kuh weg; da kam eine Frau mit einem Mann heran, die ein wenige Monate altes Kind im Arm trug. Sie zeigte mit dem Finger auf die Kuh, die man ihnen wegnehmen wollte. Die Mutter zerriß die elenden Lumpen, die ihre Brust bedeckten, um zu zeigen, daß sie keine Milch mehr habe; der Vater macht eine Bewegung, als wollte er den Kopf des Kindes an einem Stein zerschlagen. Der Offizier ließ die Kuh zurückgeben und sagte: „Die Wirkung dieser Szene auf meine Soldaten war so groß, daß in ihren Reihen lange kein Wort zu hören war."

Bonaparte hatte seinen Plan geändert. Er erklärte, daß er nach Petersburg marschieren wollte; er zeichnete schon den Weg auf seinen Karten ein und setzte die Vortrefflichkeit seines neuen Planes auseinander, sowie die Gewißheit, in die zweite Hauptstadt des Reiches einzuziehen: „Was hatte er jetzt noch auf Trümmern zu tun? Genügte es seinem Ehrgeiz nicht, in den Kreml eingezogen zu sein?" Dies waren die neuen Schimären Napoleons; er war dem Wahnsinn nahe, aber seine Träume waren noch die eines ungeheueren Geistes.

„Wir sind nur vierzehn Märsche von Petersburg entfernt," sagte Fain, „Napoleon gedenkt nach dieser Hauptstadt zu marschieren." An Stelle von „vierzehn Märschen" muß man zur damaligen Zeit und unter den damaligen Umständen lesen: „zwei Monate". General Gourgaud fügt hinzu, daß alle Nachrichten, die aus St. Petersburg kamen, Angst vor dem Herannahen Napoleons ausdrückten. Es ist gewiß, daß man in St. Petersburg nicht an dem Erfolg des Kaisers zweifelte; aber man bereitet sich darauf vor, ihm wieder eine Ruine zu hinterlassen und der Rückzug auf Archangelsk war beschlossene Sache. Man kann eine Nation, deren letzte Festung der Nordpol ist, nicht so leicht unterwerfen. Außerdem hätte die englische Flotte, die im Frühjahr in das Baltische Meer eindrang, die Einnahme von Petersburg zum Verhängnis gemacht.

Aber während die zügellose Phantasie Bonapartes mit einer Reise nach St. Petersburg spielte, beschäftigte er sich ernstlich mit der entgegengesetzten Idee. Der Glaube an sein Glück war nicht so stark, daß er ihm jede Vernunft raubte. Sein Hauptziel war, einen in Moskau unterzeichneten Frieden mit nach Paris zu bringen. Dadurch hätte er sich den Gefahren des Rückzuges entzogen, hätte eine bewunderungswürdige Eroberung gemacht und wäre mit dem Ölzweig in der Hand in die Tuilerien zurückgekehrt. Nach dem ersten Billet, das er bei seiner Ankunft im Kreml Alexander geschrieben hatte, hatte er keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne seine Annäherungsversuche zu erneuern. In einer wohlwollenden Unterhaltung mit einem russischen General, Herrn de Toutelmine, dem Unterdirektor des Hospitals der in Moskau aufgefundenen Kinder, das wie durch ein Wunder von dem Brande verschont geblieben war, flocht er einige Worte ein, die seine Geneigtheit, ein friedliches Übereinkommen zu treffen, erkennen ließen. Durch Jakowleff, den Bruder des ehemaligen russischen Ministers in Stuttgart, schrieb er direkt an Alexander, und Jakowleff übernahm die Verpflichtung, dem Zaren diesen Brief zu überbringen. Endlich wurde der General Lauriston zu Kutusoff geschickt: dieser verspricht, sich für ein friedliches Übereinkommen einzusetzen; aber er verweigert dem General Lauriston ein freies Geleite nach St. Petersburg.

Napoleon war überzeugt, daß er über Alexander immer noch die gleiche Macht habe, wie bei Tilsit und Erfurt, indessen schrieb Alexander am 21. Oktober an den Fürsten Michael Larcanowitz: „Ich höre zu meinem größten Mißvergnügen, daß General Beningsen eine Zusammenkunft mit dem König von Neapel gehabt hat... Alle Bestimmungen in meinen an Sie gerichteten Instruktionen müssen Sie davon überzeugen, daß mein Entschluß unerschütterlich ist, und daß in diesem Augenblick kein Vorschlag des Feindes mich dazu bringen könnte, den Krieg zu beenden und dadurch der heiligen Pflicht auszuweichen, das Vaterland zu retten."

Die russischen Generale mißbrauchten die Eitelkeit und die Einfalt Murats, des Kommandanten der Avantgarde; entzückt über die Freundlichkeit der Kosaken, lieh er Juwelen von seinen Offizieren, um seine donischen Höflinge damit zu beschenken; allein die russischen Generale waren weit entfernt, den Frieden herbeizuwünschen, und

fürchteten ihn eher. Bei aller Entschlossenheit Alexanders kannten sie die Schwäche ihres Kaisers und fürchteten die Verführungskünste des unseren. Um sich zu rächen, kam es nur darauf an, einen Monat Zeit zu gewinnen und die ersten Fröste abzuwarten; die ganze moskowitische Christenheit flehte den Himmel an, mit seinen Stürmen einzusetzen.

Der General Wilson war als englischer Kommissär bei der russischen Armee angekommen: er war Bonaparte schon in Ägypten begegnet. Ebenso war Fabvier von der französischen Südarmee zurückgekehrt. Der Engländer trieb Kutusoff zum Angriff und man wußte, daß die von Fabvier überbrachten Nachrichten nicht gut waren. Von den beiden Enden Europas reichten sich die beiden einzigen Völker, die für ihre Freiheit kämpften, über dem Haupte des Siegers von Moskau die Hand. Die Antwort Alexanders ließ auf sich warten. Die Stafetten aus Frankreich blieben aus; Napoleons Unruhe steigerte sich; die Bauern verraten unseren Soldaten: „Ihr kennt unser Klima nicht," sagten sie; „in einem Monat fallen euch vor Kälte die Nägel von den Fingern."

Bonaparte, der fühlte, daß ein Zurückweichen seinen Ruf und den Schrecken seines Namens vernichten würde, konnte sich nicht entschließen, umzukehren. Trotz aller Warnung vor der nahenden Gefahr blieb er und erwartete von Minute zu Minute eine Antwort aus St. Petersburg; er, der so selbstherrlich befehligt hatte, schmachtete nun nach ein paar barmherzigen Worten des Besiegten. Er beschäftigt sich im Kreml mit einem Reglement für die Comédie française; er benützt drei Abende für die Vollendung dieses großartigen Werkes; er diskutiert mit seinen Offizieren über den Wert einiger, aus Paris angekommener neuer Gedichte; seine Umgebung bewundert die Kaltblütigkeit des großen Mannes, während Verwundete aus seiner letzten Schlacht unter fürchterlichen Schmerzen um ihn herum verscheiden, und er durch diese Verzögerung von einigen Tagen hunderttausend Ulanen dem Tode weiht.

Die servile Geistlosigkeit unseres Jahrhunderts läßt diese beklagenswerte Affektion für die Stärke eines unvergleichlichen Geistes gelten.

Bonaparte besichtigte den Kreml. Er stieg die Treppen hinauf und hinab, auf denen Peter der Große die Strelitze ermorden ließ; er ging durch den Saal, in dem jene Feste abgehalten worden waren, bei denen Peter Gefangene vor sich führen ließ und zwischen jedem Glase Wein einem den Kopf abschlug, während er den Fürsten und Gesandten, die mit ihm speisten, den Vorschlag machte, sich auf die nämliche Art zu zerstreuen.

Statt seiner Bestimmungen für das Theater hätte Bonaparte lieber einen Brief an den Senat schreiben sollen, wie ihn einst Peter von den Ufern des Pruth an den Senat von Moskau geschrieben hatte:

„Ich teile Euch mit, daß ich hier in meinem Lager, infolge falscher Ratschläge und ohne eigenes Verschulden, von einer viermal so starken Armee, als der meinen, eingeschlossen bin. Sollte es geschehen, daß ich gefangen würde, so habt Ihr mich nicht mehr als Euren Zaren und Herrn anzusehen, noch irgendeinen Befehl zu befolgen, der

käme, selbst wenn Ihr meine Schrift darin erkennen solltet. Sollte ich zugrunde gehen, so wählet den Würdigsten unter Euch zu meinem Nachfolger."

Ein an Cambacérès gerichtetes Billet Napoleons enthielt unverständliche Anordnungen; man überlegte, und obwohl die Unterschrift des Billets irgendein verlängerter antiker Name war, die Schrift aber als die Bonapartes erkannt wurde, entschied man, daß diese unverständlichen Anordnungen ausgeführt werden sollten.

Der Kreml enthielt einen doppelten Thron für zwei Brüder: Napoleon teilte den seinigen nicht. Halb in dem Wunsch, seine Umgebung zu täuschen, halb im Ernst kündigte er, wie in Ägypten, an, er habe Schauspieler aus Paris nach Moskau kommen lassen, und auch ein italienischer Sänger würde kommen. Er plünderte die Kirche des Kremls und belud seine Packwagen mit heiligen Geräten und Bildern, sowie mit den den Mohammedanern abgenommenen Halbmonden und Roßschweifen. Er ließ das ungeheuere Kreuz von dem Turme des großen Iwan abnehmen; seine Absicht war, es auf dem Invalidenturme aufzurichten: es wäre ein Pendant zu den Meisterwerken des Vatikan gewesen, mit denen er den Louvre geschmückt hatte.

Der verhängnisvolle Augenblick nahte: Daru erhob Einwände gegen die verschiedenen Pläne Bonapartes: „Was aber soll man tun?" rief der Kaiser. „Hier bleiben; Moskau in ein großes verschanztes Lager verwandeln; den Winter dort verbringen; unsere Pferde, die nicht erhalten werden können, einpökeln lassen; das Frühjahr abwarten: unsere Verstärkungen und die litauische Armee werden kommen, uns befreien und die Eroberung vollenden." „Das ist der Rat eines Löwen," antwortete Napoleon, „aber was würde Paris sagen? Frankreich würde sich an meine Abwesenheit nicht gewöhnen."

Er ist in ewiger Ungewißheit: soll er aufbrechen oder nicht? Er weiß es nicht. Mehrfache Beratungen folgen einander. Endlich läßt er sich durch ein bei Ninkowo am 18. Oktober stattgefundenes Treffen plötzlich bestimmen, die Trümmer Moskaus mit seiner Armee zu verlassen. An dem nämlichen Tage schlägt er ohne Gepränge, ohne Lärm und ohne sich noch einmal umzudrehen, die eine der beiden Straßen nach Kaluga ein, da er den direkten Weg über Smolensk vermeiden will.

130 Tage lang hatte er sich vergessen, gleich jenen furchtbaren Drachen Afrikas, die schlafen, nachdem sie sich gesättigt haben: wie es scheint, war dies die Zeit, die nötig war, um das Schicksal eines solchen Mannes zu ändern. Sein Gestirn fing zu sinken an. Endlich erwachte er und sah sich zwischen dem Winter und einer eingeäscherten Hauptstadt. Er schlich sich aus den Trümmern fort: es war zu spät; hunderttausend Ulanen waren dem Tode verfallen. Der Marschall Montier, der den Nachtrab befehligte, hatte Ordre, bei seinem Abzug den Kreml in die Luft zu sprengen.

Bonaparte, der sich selbst täuschte, während er andere zu täuschen wähnte, schrieb am 18. Oktober einen Brief an den Herzog von Bassano, der von Fain wiedergegeben wird: „In der ersten Novemberwoche werde ich meine Truppen in das Viereck zwischen

Smolensk, Mohilow, Minsk und Witepsk gebracht haben. Ich entschließe mich zu dieser Bewegung, weil Moskau keine militärische Position mehr ist; ich werde zu Beginn der nächsten Kampagne eine günstigere suchen. Die Operationen müssen sich dann gegen Petersburg und Kiew richten." Ein jämmerliches Hirngepinst, wenn es sich nicht einfach um eine Notlüge handelt; aber bei Napoleon kann jeder Eroberungsplan, selbst wenn er jeder Vernunft spottet, einer festen Überzeugung entspringen.

Man marschiert auf Malojaroslawetz: infolge des vielen Gepäckes und der schlechten Bespannung der Artilleriewagen war man am 3. Marschtage noch keine zehn Meilen von Moskau entfernt. Man hatte die Absicht, Kutusoff zu überholen, und in der Tat war ihm die Avantgarde des Prinzen Eugen bei Fominskoï zuvorgekommen. Zu Beginn

des Rückzuges waren noch 100 000 Mann Infanterie vorhanden. Die Kavallerie war fast auf Null reduziert mit Ausnahme von 3500 Pferden der Garde. Unsere Truppen, welche am 21. die neue Straße von Kaluga erreicht hatten, zogen am 22. in Borowsk ein, und am 23. besetzte die Division Delzons Malojaroslawetz. Napoleon war voll Freude; er hielt sich für gerettet.

Am 23. Oktober um $^1/_2$ 2 Uhr morgens erzitterte die Erde: 183 000 Pfund Pulver, die in den Gewölben des Kreml lagen, zerrissen den Palast des Zaren: Mortier, der den Kreml in die Luft sprengte, war für die Höllenmaschine Fieschies bestimmt. Was für Welten lagen zwischen diesen beiden Explosionen.

Nach diesem dumpfen Getöse wurde die Stille durch eine heftige Kanonade in der Richtung von Malojaroslawetz unterbrochen; so sehr sich Napoleon bei seiner Ankunft in Rußland danach gesehnt hatte, dieses Geräusch zu hören, so sehr fürchtete er es bei seinem Abzuge. Ein Adjutant des Vizekönigs meldet einen allgemeinen Angriff der Russen: während der Nacht kamen die Generale Compans und Gérard dem Prinzen

Eugen zu Hilfe. Viele Menschen fielen auf beiden Seiten; es gelang dem Feind, zu Pferde die Straße von Kaluga zu erreichen und den einzigen offenen Weg zu versperren, auf den man gehofft hatte. Es blieb kein anderer Ausweg, als die Straße nach Mojaisk einzuschlagen und auf unseren alten Unglückspfaden wieder nach Smolensk zurückzukehren; diese fand man leicht wieder, denn die Vögel des Himmels hatten unsere Spuren noch nicht aufgezehrt.

Napoleon wohnte diese Nacht in Ghorodnia, in einem ärmlichen Haus, in welchem die den verschiedenen Generalen zugeteilten Offiziere keine Unterkunft finden konnten. Sie versammelten sich vor dem Fenster Bonapartes; es hatte keinen Laden und keine Vorhänge: man sah das Licht hindurchscheinen, während die Offiziere, die draußen wachten, im Finstern blieben. Napoleon saß in seinem dürftigen Zimmer, den Kopf auf beide Hände gestützt; Murat, Berthier und Bessières standen schweigend und unbeweglich neben ihm. Er gab keinen Befehl und stieg am 25. zu Pferde, um die Stellung der russischen Armee in Augenschein zu nehmen.

Kaum war er ins Freie getreten, als ein Schwarm Kosaken auf ihn einstürmte. Die lebende Lawine hatte die Luja überschritten und sich ungesehen am Saume des Waldes nähergeschlichen. Alle zogen sofort den Degen, sogar Napoleon selbst. Hätten diese Marodeure mehr Kühnheit besessen, so wäre der Kaiser ihr Gefangener geworden. In dem niedergebrannten Malojaroslawetz waren die Straßen mit halb zerstückelten, beschmutzten und von den Rädern der über sie hinweggegangenen Artillerie verstümmelten Leichen angefüllt. Um den Rückzug nach Kaluga fortsetzen zu können, hätte man eine zweite Schlacht liefern müssen; aber die hielt der Kaiser nicht für angebracht. Es entwickelte sich diesbezüglich eine Diskussion zwischen den Anhängern Bonapartes und den Freunden der Marschälle. Wer hatte den Rat gegeben, den Weg, den die Franzosen das erstemal gegangen waren, wieder einzuschlagen? Offenbar Napoleon: ein großes Todesurteil auszusprechen, bedeutete ihm nichts; er war daran gewöhnt.

Am 26. kam man wieder nach Borowsk, und am Tage darauf brachte man bei Wercia den General Vitzingerode und seinen Adjutanten, den Grafen Narischkin, die sich hatten gefangennehmen lassen, da sie zu früh in Moskau eingezogen waren, vor Napoleon: Bonaparte geriet in Wut: „Man erschieße diesen General," rief er außer sich; „er ist ein Deserteur aus dem Königreich Württemberg; er gehört zur Rheinkonföderation." Dann ließ er sich in Schmähungen gegen den russischen Adel aus und schloß mit den Worten: „Ich werde nach Petersburg ziehen und werde diese Stadt in die Newa werfen," und plötzlich befahl er, ein Schloß niederzubrennen, das man auf einer Anhöhe erblickte.

Inmitten dieser tollen Zornesausbrüche und während er Mortier den Befehl gab, den Kreml zu zerstören, wurde er dennoch seiner zweiten Natur gerecht; voll Empfindsamkeit schreibt er an den Herzog von Treviso; da er annimmt, daß seine Anordnungen bekannt werden, trägt er ihm mit väterlicher Sorgfalt auf, die Spitäler zu retten: „Denn

so habe ich es auch in Saint-Jean-d'Arce gemacht." Aber in Palästina hatte er die türkischen Gefangenen erschießen lassen, und ohne die Opposition Desgenettes hätte er seine Kranken vergiftet! Berthier und Murat retteten den Fürsten Vitzingerode.

Indessen verfolgte uns Kutusoff ohne Nachdruck. Wenn Wilson den russischen General zum Handeln aufforderte, antwortete dieser: „Lassen Sie den Schnee kommen." Am 29. Oktober erreichte man die unglücklichen Hügel an der Moskwa: ein Schrei des Schmerzes und des Erstaunens entschlüpft unserer Armee. Man erblickt ein weißes Schneefeld, auf dem 40 000 Leichen in verschiedenen Stadien der Verwesung umherlagen. Reihen von Skeletten schienen noch die militärische Disziplin aufrecht zu erhalten. Überall sah man zerbrochene Waffen, eingeschlagene Trommeln, Stücke von Kürassen und Uniformen, zerrissene Fahnen, die zwischen den einige Fuß über dem Erdboden von Kanonenkugeln umgeschlagenen Baumstämmen zerstreut umherlagen; dies war die große Redoute an der Moskwa.

Die Soldaten, die von der Kälte, dem Hunger und dem Feind vorwärts getrieben wurden, beobachteten ein tiefes Schweigen; sie dachten daran, daß sie bald den Kameraden gleichen würden, deren Überreste sie erblickten. Man hörte nichts als das beschleunigte Atemholen und das unwillkürliche Zähneklappern der fliehenden Bataillone.

Etwas weiter fand man die Abtei Kotloskoï, die in ein Hospital verwandelt worden war, in dem es an allem fehlte: hier war noch genug Leben vorhanden, um den Tod zu fühlen. Als Bonaparte hinkam, wärmte er sich an einem Feuer aus dem Holze seiner unbrauchbar gewordenen Wagen. Als die Armee wieder aufbrach, rafften sich die Sterbenden auf, schleppten sich bis an die Schwelle ihres letzten Asyls und streckten den Kameraden, die sie verließen, ihre erstarrten Hände entgegen: sie schienen sie gleichzeitig zu beschwören und wegzutreiben; jeden Augenblick vernahm man die Explosionen der Pulverwagen, die man zurücklassen mußte. Die Marketender warfen die Kranken in die Gräben. Russische Gefangene wurden von ihren Eskorten, meist fremden Soldaten im Dienste Frankreichs, mit Schlägen auf den Kopf, so daß das Hirn herumspritzte, getötet. Bonaparte hatte Europa mit sich geführt; in seiner Armee wurden alle Sprachen gesprochen; man konnte dort alle Arten von Kokarden, alle Fahnen sehen. Man hat gesagt, daß Bonaparte nur durch ganz Europa besiegt wurde, und das ist wahr, aber man vergißt, daß Bonaparte auch nur mit Hilfe von Europa, das er sich, ob es wollte oder nicht, zum Verbündeten gemacht hatte, seine Siege erfocht.

Rußland allein widerstand dem von Napoleon geführten Europa; Frankreich fiel unter das übrige Europa; aber es muß gesagt werden, daß Rußland von seinem Klima verteidigt wurde und Europa seinem Gebieter nur widerwillig folgte. Frankreich hingegen wurde weder von seinem Klima noch von seiner dezimierten Bevölkerung beschützt; es blieb ihm nichts als sein Mut und die Erinnerung an seinen Ruhm.

Gleichgültig gegen die Leiden seiner Soldaten, kümmerte sich Napoleon nur um seine eigenen Interessen; in seinem Lager sprach er immer nur von den „von England be-

stochenen Ministern", die diesen Krieg angeregt hätten; er wollte sich nicht eingestehen, daß er allein der Schuldige sei. Der Herzog von Vicenza, der seine edle Haltung auch im Unglück nicht aufgab, lehnte sich gegen die Schmeichelei im Biwak auf: „Welch furchtbare Grausamkeiten!" ruft er, „ist das die Zivilisation, die wir nach Rußland bringen?" Als Antwort auf die unwahrscheinlichen Behauptungen Bonapartes machte er eine Bewegung des Zornes und der Ungläubigkeit und zog sich zurück. Der Mann, den der geringste Widerspruch in Zorn versetzte, duldete das unehrerbietige Betragen Caulaincourts, eingedenk des Briefes, den dieser einst in seinem Auftrag nach Ettenheim gebracht hatte. Zur Strafe für jede böse Tat hat der Himmel dem Menschen Zeugen auferlegt; vergebens ließen die Tyrannen des Altertums diese verschwinden; in der Unterwelt nahmen sie die Gestalt von Furien an und kehrten zur Erde zurück.

Nachdem Napoleon Gjatsk passiert hatte, drang er bis Wiasma vor. Er hielt sich hier nicht auf, da er den Feind nicht vorfand, wie er gefürchtet hatte. Am 3. November kam er nach Slawskowo: hier hörte er, daß hinter ihm bei Wiasma ein Gefecht stattgefunden habe; dieser Kampf gegen die Truppen Miloradowitschs war unglücklich für uns ausgefallen; unsere Soldaten und Offiziere hatten Wunder an Tapferkeit verrichtet.

Am 6. November fiel das Thermometer auf 18. Grad unter Null und alles verschwand unter einer weißen Schneedecke. Die Soldaten haben keine Fußbekleidung mehr und fühlen ihre Füße absterben; ihre blauen und steifen Finger lassen das Gewehr fallen, dessen Berührung sie verbrennt; ihre Haare sind starr vom Reif, ihr Bart und ihr Atem gefriert; ihre zerlumpten Uniformen verwandeln sich in eine Hülle von Eis. Sie sinken zu Boden, der Schnee bedeckt sie; sie bilden kleine Grabhügel. Man kann den Lauf der Flüsse nicht mehr erkennen und muß das Eis aufhacken, um sich zu orientieren. In der unermeßlichen Einöde zerstreut, zünden die verschiedenen Korps Bataillonsfeuer an, um sich zu erkennen und möglichst zusammenzuhalten; die in unbewegliche Kristalle verwandelten Tannen stehen als traurige Leichenfackeln da. Raben und Scharen von herrenlosen Hunden folgen in einiger Entfernung dem Zuge.

In den sechzehnstündigen Nächten vom Nordwind geschüttelt, wußte man nicht, wohin man sich setzen noch legen sollte; die Bäume in ihrem Alabasterschmuck wollten nicht brennen, kaum gelang es, ein wenig Schnee zu schmelzen, um einen Löffel Roggenmehl darin anzurühren. Kaum hatte man sich auf den nackten Boden hingestreckt, so ertönte das Geheul der Kosaken in den Wäldern und die fliegenden Batterien des Feindes donnerten dazwischen. Am Morgen hörte man das Trommeln eines in Reif gehüllten Tambours oder den heiseren Ton einer Trompete: es gab nichts Schauerlicheres als diese Leichenreveille, welche Krieger zu den Waffen rief, die sie nicht mehr erwecken konnte. Der wachsende Tag erleuchtete die steif und tot um die ausgebrannten Wachtfeuer liegenden Soldaten.

Die wenigen Überlebenden setzten ihren Marsch fort; sie zogen in unbekannte Gegenden, die vor ihnen zurückzuweichen schienen und jeden Augenblick unter Nebelschleiern

verschwanden. Unter einem matten, gleichsam von den Stürmen des vorhergehenden Tages ermüdeten Himmel durchzogen unsere gelichteten Reihen Steppen auf Steppen und Wälder auf Wälder.

Die großen russischen Armeen verfolgten die unsrige; diese war in mehrere Divisionen, und jede Division in Kolonnen abgeteilt; der Prinz Eugen kommandierte die Avantgarde, Napoleon das Zentrum, der Marschall Ney den Nachtrab. Da sie durch mannigfache Hindernisse und Kämpfe aufgehalten wurden, so konnten sie die fest-

gesetzten Abstände nicht immer einhalten: bald überholten sie einander, bald marschierten sie in einer horizontalen Linie, sehr oft, ohne sich zu sehen und ohne miteinander zu kommunizieren, da es keine Kavallerie gab. Taurier auf kleinen Pferden, deren Mähnen die Erde streiften, ließen unseren erschöpften Soldaten weder am Tage noch in der Nacht Ruhe. „In einer einzigen Nacht", sagt Bonaparte in seinen Papieren aus St. Helena, „verloren wir 30 000 Pferde; wir sahen uns genötigt, fast die ganze, damals aus fünfhundert Kanonen bestehende Artillerie zurückzulassen; wir konnten weder Munition noch Lebensmittel mitnehmen. Wir konnten aus Mangel an Pferden weder Erkundigungsritte unternehmen noch einen Vortrab zur Rekognoszierung des Terrains voraussenden. Die Soldaten verloren den Mut und den Verstand und gerieten in Verwirrung. Die geringste Sache brachte sie in Aufregung; vier oder fünf Mann genügten,

um einem ganzen Bataillon Schrecken einzujagen. Anstatt zusammen zu bleiben, irrten unsere Soldaten getrennt herum, um nach Holz zu suchen. Die, die man als Aufklärer aussandte, verließen ihren Posten und gingen in die Häuser, um sich zu wärmen. Sie zerstreuten sich nach allen Richtungen, entfernten sich von ihren Korps und fielen leicht dem Feinde zur Beute. Andere legten sich auf den Erdboden und schliefen ein; ein wenig Blut trat aus ihren Nasenlöchern und sie starben im Schlaf. Tausende von Soldaten gingen zugrunde. Die Polen retteten einige Pferde und etwas von der Artillerie; aber die Franzosen und Soldaten anderer Nationen waren nicht mehr die gleichen Menschen. Die Kavallerie litt am meisten. Ich glaube nicht, daß von vierzigtausend Mann dreitausend mit dem Leben davon kamen."

An dem nämlichen Tage (6. November), an dem das Thermometer so bedeutend fiel, kam, gleich einer verirrten Eule, die erste Stafette, die man seit langem gesehen hatte, aus Frankreich an: sie brachte die böse Nachricht von der Verschwörung Mallets. Was nach dem Berichte des Generals Gourgaud den tiefsten Eindruck auf den Kaiser machte, war der nur allzudeutliche Beweis, daß die monarchistischen Prinzipien in ihrer Anwendung auf seine Monarchie so wenig tiefe Wurzeln geschlagen hatten, daß hohe Beamte bei der Nachricht von dem Tode des Kaisers vergaßen, daß er einen Nachfolger hinterlassen hatte.

Bonaparte erzählte in Saint Helena, daß er, als er zu seinem Hofstaat in den Tuilerien von der Verschwörung Mallets sprach, gesagt hätte: „Nun, meine Herrn, Sie hielten Ihre Revolution für beendet; Sie dachten, ich sei tot: aber der König von Rom, Ihre Schwüre, Ihre Prinzipien, Ihre Doktrinen? Sie lassen mich für die Zukunft zittern!" Bonaparte dachte logisch; es handelte sich um seine Dynastie; hätte er ebenso logisch gedacht, wenn es sich um die Dynastie Ludwig des Heiligen gehandelt hätte?

Bonaparte erfuhr den Vorfall von Paris inmitten einer Wüste und der Trümmer einer fast vernichteten Armee, deren Blut vom Schnee aufgesogen wurde. Die Rechte Napoleons, die sich auf seine Kraft gestützt hatten, wurden in Rußland mit seiner Kraft zunichte; ein einziger Mann hatte genügt, sie in Paris in Frage zu ziehen: jenseits der Religion, der Gerechtigkeit und der Freiheit gibt es keine Rechte.

Fast gleichzeitig mit der Nachricht von den Vorgängen in Paris, bekam er einen Brief des Marschall Ney. Dieser enthielt die Mitteilung, „daß die besten Soldaten sich fragten, warum sie allein kämpfen sollten, um die Flucht der anderen zu decken; warum der Adler sie nicht mehr beschütze und den Feind niederwerfe; warum ganze Bataillone umkommen müßten, wenn es nichts mehr zu tun gab, als zu fliehen?"

Als der Adjutant Neys in unliebsame Erörterungen eingehen wollte, unterbrach ihn Bonaparte: „Ich habe Sie nicht nach diesen Einzelheiten gefragt, Oberst." Dieser Feldzug nach Rußland war eine Laune gewesen, die von allen zivilen und militärischen Autoritäten getadelt wurde: die Erinnerung an die Triumphe und Leiden, die auf dem Rückzug wachgerufen wurden, verbitterten oder entmutigten die Soldaten: auf diesem

Weg, den er erklommen und den er nun wieder herabsteigen mußte, traten Napoleon die beiden Seiten seines Lebens deutlich vor Augen.

Am 9. November hatte man endlich Smolensk erreicht. Ein Befehl Napoleons hatte verboten, irgend jemanden hineinzulassen, bis die Posten der kaiserlichen Garde übergeben worden seien. Von außen strömen die Soldaten unter den Mauern zusammen; aber die Soldaten im Inneren öffnen die Tore nicht. Die Luft widerhallt von Verwünschungen der Ausgeschlossenen, die mit schmutzigen Kosakenkitteln, zusammengeflickten Röcken, zerlumpten Mänteln und Uniformen, Bettüchern oder Pferdedecken bekleidet sind, während sie auf dem Kopfe Hauben, Taschentücher, eingedrückte Tschakos und verbogene oder zerbrochene Helme tragen; alles ist voll Blut und Schnee, von Kugeln durchlöchert oder von Säbelhieben gespalten. Mit bleichen, eingefallenen Gesichtern und finsteren, blitzenden Augen blicken sie zähneknirschend zu den Mauern empor. Die alte und die junge Garde kamen an und zogen in die bei unserem ersten Durchmarsch niedergebrannte Stadt ein. Lautes Geschrei erhebt sich gegen die bevorzugte Truppe: „Soll die Armee immer nur haben, was die Garde übrigläßt?" Die verhungerten Scharen stürzen im Tumult nach den Magazinen wie ein Heer von Gespenstern; man stößt sie zurück; man schlägt sich; die Toten bleiben in den Straßen liegen, die Weiber, Kinder und Sterbenden auf den Wagen. Die Luft ist von dem Verwesungsgeruch vieler alter Leichname verpestet; Soldaten werden von Blödsinn oder Raserei befallen und einige sinken mit gesträubten Haaren, fluchend oder mit gräßlichem Lachen, zu Boden. Bonaparte läßt seinen Zorn an einem unglücklichen Lieferanten aus, der keinen seiner Aufträge ausgeführt hat.

Der von hundert auf dreißigtausend Mann zusammengeschmolzenen Armee folgte ein Schwarm von 50 000 Nachzüglern: darunter befanden sich nur 1800 Mann berittene Kavallerie. Ihr Kommando übertrug Napoleon Herrn von Latour-Maubourg. Diesem Offizier, der die Angriffe der Kürassiere auf die große Redoute von Borodino angeführt hatte, war der Kopf durch einen Säbelhieb gespalten worden; später verlor er bei Dresden ein Bein. Als er sah, daß sein Diener weinte, sagte er: „Warum klagst du? Jetzt wirst du nur mehr einen Stiefel wichsen müssen." Dieser General, der auch im Unglück treu blieb, wurde der Erzieher Heinrichs V. in den ersten Jahren des Exils.

Man war gezwungen, bis zum 17. in Smolensk zu bleiben. Napoleon befahl dem Marschall Ney, sich mit Davoust zu verständigen und die Festungswerke durch Flatterminen zu zerstören; er selbst begab sich nach Krasnoi, wo er am 15. Quartier nahm, nachdem die Russen den Ort geplündert hatten. Die Moskowiter zogen ihren Kreis enger: die sogenannte große moldauische Armee war in der Nähe und traf Anstalten, uns gänzlich einzuschließen und in die Beresina zu werfen.

Der Rest unserer Bataillone verminderte sich von Tag zu Tag; Kutusoff, der von unserem Elend unterrichtet war, rührte sich kaum von der Stelle: „Verlassen Sie doch einen Augenblick Ihr Quartier, General," rief Wilson, „ersteigen Sie jene Anhöhen,

und Sie werden sehen, daß der letzte Augenblick Napoleons gekommen ist. Rußland fordert dieses Opfer: man muß nur zuschlagen; ein einziger Angriff wird genügen. In zwei Stunden wird das Antlitz Europas verändert sein."

Kutusoff antwortete: „Ich lasse meine Soldaten alle drei Tage ausruhen; ich würde mich schämen und sofort haltmachen, wenn ihnen das Brot auch nur einen Tag fehlte. Ich eskortire die französische Armee, meine Gefangene, und züchtige sie, sobald sie einmal haltmachen oder sich von der großen Straße entfernen will. Napoleons Untergang ist unwiderruflich festgesetzt: in den Sümpfen der Beresina wird der Meteor angesichts aller russischen Armeen versinken. Ich werde ihnen den geschwächten, entwaffneten, sterbenden Napoleon überliefert haben: das ist genug für meinen Ruhm."

Bonaparte hatte von dem „alten" Kutusoff gesprochen, mit jener Verachtung, mit der er so freigebig war. Der „alte" Kutusoff gab ihm diese Verachtung zurück.

Die Armee Kutusoffs war ungeduldiger als ihr Anführer. Die Kosaken riefen: „Wird man diese Skelette aus ihren Gräbern entkommen lassen?"

Indessen sah man das vierte Korps nicht ankommen, das Smolensk am 15. verlassen, und sich am 16. in Krasnoi mit Napoleon hätte vereinigen sollen; die Kommunikationen waren abgeschnitten und Prinz Eugen, der den Nachtrab befehligte, suchte vergebens sie wiederherzustellen: alles, was er tun konnte, war, die Russen zu umgehen und seine Vereinigung mit der Garde bei Krasnoi zu bewerkstelligen: aber die Marschälle Davoust und Ney erschienen immer noch nicht.

Jetzt fand Napoleon plötzlich sein Genie wieder; mit einem Stock in der Hand verläßt er am 17. Krasnoi an der Spitze seiner auf 13 000 zusammengeschmolzenen Garde, um unzähligen Feinden die Stirn zu bieten, die Straße von Smolensk zu säubern und zwei Marschällen einen Weg zu bahnen. Er setzt die Größe dieser Tat nur durch die Reminiszenz eines zu seiner Maske nicht ganz passenden Ausspruches herab: „Ich habe lange genug den Kaiser gespielt, nun ist es Zeit, daß ich wieder den General spiele." Heinrich IV. hatte, als er an die Belagerung von Amiens schritt, gesagt: „Ich habe lange genug den König von Frankreich gespielt, nun ist es Zeit, daß ich den König von Navarra spiele." Die umliegenden Höhenzüge, an deren Fuße Napoleon marschierte, waren mit Artillerie besetzt und konnten ihn jeden Augenblick vernichten; er blickt hinauf und sagt: „Eine Schwadron meiner Chasseurs soll sie nehmen!" Die Russen brauchten nur herabzukommen, ihre Masse allein hätte ihn erdrückt; aber beim Anblick dieses großen Mannes und der Trümmer seiner Garde, die in gedrängten Bataillonskarrees marschierte, standen sie unbeweglich, wie behext da: sein Blick bannte hunderttausend Mann auf den Hügeln fest.

Anläßlich dieser Affäre bei Krasnoi wurde Kutusoff in Petersburg mit dem Beinamen Smolenski geehrt: wahrscheinlich weil er unter dem Stocke Bonapartes noch nicht an dem Heil der Republik verzweifelte.

Nach dieser vergeblichen Anstrengung überschritt Napoleon am 19. den Dnjepr und

schlug in Orcha ein Lager auf: hier verbrannte er die Papiere, die er mitgebracht hatte, um in der Ereignislosigkeit des Winters sein Leben niederzuschreiben. Er hatte sich gezwungen gesehen, das ungeheure Kreuz des heiligen Johann in den See von Semlewo zu werfen, wo es später von Kosaken aufgefunden und wieder auf den Turm des großen Iwan gesetzt wurde.

In Orcha lebte er in großer Unruhe; trotz seines Versuches, den Marschall Ney aufzufinden, fehlte dieser immer noch. Endlich erhielt man in Baranni Nachricht von

ihm: es war Eugen gelungen, sich mit ihm zu vereinigen. Der General Gourgaud berichtet, welche Freude Napoleon darüber empfand, obwohl die Bulletins der Freunde des Kaisers weiterhin mit eifersüchtiger Reserve über alle Ereignisse hinweggehen, die nicht in direktem Zusammenhang mit ihm stehen. Die Freude der Armee wurde schnell erstickt; man schritt von Gefahr zu Gefahr: Als Bonaparte sich von Kokhanow nach Tolozcim begab, meldete ihm ein Adjutant den Verlust des Brückenkopfes von Borisow, den die Moldauarmee dem General Dombrowski abgenommen hatte. Die Moldauarmee, die ihrerseits von dem Herzog von Reggio in Borisow überrumpelt wurde, zog sich

hinter die Beresina zurück, nachdem sie die Brücke zerstört hatte. So sah sich Tschitschakoff am jenseitigen Ufer des Flusses uns gegenüber.

Der General Corbineau, der eine Brigade unserer leichten Kavallerie kommandierte, hatte mit Hilfe der Ratschläge eines Bauern unterhalb Borisows die Furt von Weselowo entdeckt. Auf diese Nachricht hin sandte Napoleon am Abend des 24. Bobre d'Eblé und Chasseloup mit ihren Pontonniers und Sappeurs ab und sie kamen bei Studianka an der Beresina zu der bezeichneten Furt.

Zwei Brücken werden geschlagen: eine Armee von 40 000 Russen kampiert am anderen Ufer. Wie groß war die Überraschung der Franzosen, als sie bei Tagesanbruch das Ufer verlassen und den Nachtrab der Division Tschaplitz im vollen Rückzug begriffen sehen! Sie trauten ihren Augen nicht. Eine einzige Kanonenkugel, das Feuer einer Kosakenpfeife hätten genügt, um die schwachen Brücken Eblés zu zerschmettern oder zu verbrennen. Bonaparte wird sogleich benachrichtigt; er erhebt sich eiligst, überzeugt sich von der Wahrheit der Mitteilung und ruft: „Ich habe den Admiral überlistet!" Der Ausruf war ganz natürlich; die Russen waren der Auflösung nahe und begingen einen Fehler, der den Krieg um drei Jahre verlängerte; aber ihr Anführer war deshalb nicht überlistet worden. Der Admiral Tschitschakoff hatte alles bemerkt; nur hatte er sich von seinem Charakter leiten lassen: denn obgleich er klug und mutig war, liebte er die Bequemlichkeit; er fürchtete die Kälte, blieb am warmen Ofen und dachte, daß es immer noch Zeit sei, den Franzosen den Garaus zu machen, wenn er sich gewärmt hatte: er gab seinem Temperament nach. In London, wohin sich Tschitschakoff zurückgezogen hat, nachdem er sein Vermögen und Rußland verlassen, veröffentlicht er in der Quarterly Review interessante Artikel über den Feldzug von 1811: er sucht sich zu entschuldigen, seine Landsleute antworten ihm; es erhebt sich eine Kontroverse. Ach Gott! Wenn Bonaparte durch seine beiden Brücken und durch den unverständlichen Rückzug der Division Tschaplitz gerettet war, so waren es die Franzosen noch lange nicht: zwei weitere russische Armeen sammelten sich an den Ufern des Flusses, den Napoleon nun verlassen wollte. Hier muß der, der nicht mit eigenen Augen gesehen, schweigen und die Zeugen reden lassen.

„Das Andenken an die Leistung der von d'Eblé geführten Pontonniers", sagt Chambray, „wird leben, solange man sich an den Übergang über die Beresina erinnert. Trotz der Leiden, die sie nun schon so lange ertragen hatten, trotz des Mangels an kräftiger Nahrung trotzten sie der Kälte, die sehr streng geworden war und wateten manchmal bis an die Brust im Wasser; das bedeutete fast den sicheren Tod; aber die Armee hielt die Blicke auf sie gerichtet; sie opferten sich zu ihrem Heil.

„Auflösung herrschte bei den Franzosen," sagt Herr von Ségur, „und es hatte an Material für die beiden Brücken gefehlt; in der Nacht vom 26. auf den 27. war die Brücke für die Wagen zweimal zusammengebrochen und der Übergang wurde um sieben Stunden verzögert; am 27. gegen 4 Uhr nachmittags brach sie ein drittes Mal

ein. Die in den Wäldern und umliegenden Dörfern zerstreuten Train-Soldaten hatten den Übergang in der ersten Nacht versäumt und als am 27. der Tag anbrach, fanden sich alle auf einmal ein, um die Brücke zu überschreiten.

Das geschah, als die Garde, nach der man sich richtete, sich in Bewegung setzte. Ihr Aufbruch war wie ein Signal: von allen Seiten kamen die Soldaten herbei und sammelten sich am Ufer. In einem Augenblick belagerte eine dichte, große und verworrene

Masse von Menschen, Pferden und Wagen den engen Brückeneingang. Die Ersten, welche von den Nachfolgenden nach vorne gedrängt und von den Wachen und Pontonniers zurückgestoßen oder durch den Fluß aufgehalten wurden, wurden zerquetscht, zusammengetreten oder in die Eismassen der Beresina gedrängt. Aus diesem ungeheueren und furchtbaren Gewirr erhob sich bald ein dumpfes Getöse, bald ein großes Jammern, in welches sich Schmerzensschreie und wüste Verwünschungen mengten... Die Unordnung war so groß, daß man, als gegen 2 Uhr der Kaiser erschien, Gewalt anwenden mußte, um ihm einen Weg zu bahnen. Eine Abteilung von Gardegrenadieren und Latour-Maubourg verzichteten aus Mitleid, sich durch diese Unglücklichen hindurch-

zuzwängen... Die wirre Masse aus Menschen, Pferden und Wagen, die sich am Ufer staute, bildete ein furchtbares Hindernis. Um die Mitte des Tages fielen die ersten feindlichen Kugeln in dieses Chaos; alles wurde von Verzweiflung erfaßt.

Viele von denjenigen, die sich aus dieser Menge von Verzweifelten befreit, aber die Brücke verfehlt hatten, wollten diese nun von der Seite erklimmen; aber die meisten wurden in den Fluß zurückgestoßen. Zwischen den Eisblöcken trieben Frauen mit ihren Kindern auf dem Arm dahin, und man sah, wie sie sie um so höher aufhoben, je tiefer sie selbst versanken; noch im Ertrinken hielten sie sie in ihren erstarrten Armen empor.

Inmitten dieser furchtbaren Verwirrung brach die Brücke für die Artillerie zusammen. Die Kolonne, die gerade auf dem Übergang begriffen war, versuchte vergebens, umzukehren. Die Masse von Menschen, die von hinten nachströmte und von dem Unglück nichts ahnte, hörte nicht das Schreien der Vorderen, drängte nach und warf sie in die Tiefe, die bald darauf auch sie verschlang.

Nun wandte sich alles der zweiten Brücke zu. Proviantwagen, schwere Lastwagen und Geschütze strömten von allen Seiten zusammen. In der Eile gerieten sie auf einen glattgefrorenen, holprigen Abhang, fuhren in die Menschenmassen hinein und zermalmten die Unglücklichen, die sie überrascht hatten; viele stießen zusammen, stürzten und rissen alles, was sie umgab, mit sich. Ganze Reihen von Menschen stauten sich an diesen Hindernissen, verwirrten sich und wurden von den nachdrängenden Massen anderer Unglücklicher über den Haufen gerannt und zermalmt.

So folgte eine Welle von Elenden der anderen; man hörte nichts als Schmerzensschreie und Ausrufe des Zornes. In diesem furchtbaren Wirrwarr kämpften die niedergetretenen, erstickenden Menschen unter den Füßen ihrer Gefährten, an die sie sich mit Nägeln und Zähnen klammerten, um ihr Leben. Aber sie werden ohne Mitleid, wie Feinde, zurückgestoßen. Der Lärm des Stromes, des Kanonendonners, der Explosionen, des Schreiens und Fluchens erstickt die Klagen der Opfer."

Was für Seufzer hat Bonaparte für eine derartige Katastrophe, für dieses Ereignis, das zu den schmerzlichsten der Weltgeschichte gehört, für dieses Unglück, welches das der Armee des Cambyses noch weit übertrifft? Welcher Schrei entringt sich seiner Seele? Nichts als die kurzen Worte seines Bulletins: „Am 26. und 27. überschritt die Armee den Fluß." Man hat gesehen, in welcher Weise dies geschehen war! Nicht einmal der Anblick jener Frauen, die ihre Kinder über die Fluten hielten, konnte Napoleon erschüttern. —

Der Herzog von Belluno war beauftragt, den Übergang zu beschützen. Er hatte den General Partouneaux zurückgelassen, der gezwungen war, zu kapitulieren. An Stelle des von neuem verwundeten Herzogs von Reggio trat der Marschall Ney. Man marschierte durch die Sümpfe der Gaina: die geringste Vorsicht der Russen hätte die Wege ungangbar machen können. In Molodeczno fand man am 3. Dezember alle seit drei Wochen ausgebliebenen Stafetten vor. Hier stieg in Napoleon der Gedanke auf, die Fahnen zu

verlassen. „Kann ich an der Spitze eines fliehenden Heeres bleiben?“ sagte er. In Smorgoni drangen der Prinz Eugen und der König von Neapel in ihn, nach Frankreich zurückzukehren. Der Herzog von Istrien führte das Wort; aber schon bei den ersten Worten geriet Napoleon in Zorn und rief: „Nur mein tödlichster Feind kann mir raten, die Armee in ihrer jetzigen Lage zu verlassen.“ Mit gezogenem Säbel machte er eine Bewegung, als wollte er sich auf den Marschall stürzen. Am Abend ließ er den Herzog von Istrien rufen und sprach: „Da ihr es alle wollt, so muß ich wohl abreisen.“

Die ganze Szene war arrangiert; die Abreise war schon fest beschlossen, als sie gespielt wurde. Fain versichert, daß der Kaiser in Wirklichkeit am 4. auf dem Marsch von Molodeczno nach Bielitza den Entschluß gefaßt habe, die Armee zu verlassen.

In Smorgoni schrieb der Kaiser sein 29. Bulletin. Am 5. Dezember bestieg er in Begleitung des Herrn von Caulaincourt einen Schlitten: es war 10 Uhr abends. Er reiste unter dem Namen seines Begleiters durch Deutschland. Nach seinem Verschwinden brach alles zusammen. Die Not, die ihr Äußerstes erreicht zu haben schien, wurde jetzt erst vollkommen: der Winter, bisher nur der Herbst jenes Himmelsstriches, brach herein. Die Russen brachten die Wut nicht mehr auf, in diesen Eisregionen auf die erstarrten Gespenster zu schießen, die Bonaparte, einem planlosen Umherirren preisgegeben, zurückgelassen hatte.

In Wilna fand man nur mehr Juden vor, die dem Feind die Kranken vor die Füße warfen, die sie zuvor aus Habsucht bei sich aufgenommen hatten. Eine letzte Niederlage auf der Höhe von Ponary rieb die Überbleibsel der Franzosen vollends auf. Endlich erreichte man den Njemen: von den drei Brücken, über die unsere Truppen gegangen waren, existierte keine mehr; eine vom Feinde geschlagene Brücke führte über den vereisten Fluß. Von den fünfhunderttausend Mann, den unzähligen Geschützen, die im August den Fluß überschritten hatten, sah man bei Kowno nur etwa tausend Ulanen regelmäßiger Truppen: einige Kanonen und dreißigtausend mit Wunden bedeckte Unglückliche zurückkehren. Man hörte keine Musik, keine Siegesgesänge mehr; mit violetten Gesichtern und Augen, die sich nur mit Mühe offen halten konnten, marschierte die elende Schar schweigend über den Fluß, oder kroch von Eisscholle zu Eisscholle bis an das polnische Ufer. Wenn sie in geheizte Behausungen kamen, starben die Unglücklichen dahin: ihr Leben schmolz mit dem Schnee, der sie einhüllte. Der General Gourgaud berichtet, daß 127000 den Njemen überschritten: dies würde einen Verlust von 313000 Ulanen bei einem Feldzug von vier Monaten bedeuten.

Als Murat bis Gumbinnen gelangt war, rief er seine Offiziere zusammen und sprach: „Es wäre sinnlos, weiter einem Wahnsinnigen zu dienen; auf seinen Taten ruht kein Segen mehr, es gibt keinen Fürsten in Europa, der seinen Worten oder Verträgen noch Glauben schenkte." Daraufhin begab er sich nach Posen, und am 16. Januar 1813 verschwand er. 23 Tage später verließ der Fürst Schwarzenberg die Armee und Prinz Eugen übernahm das Kommando. General York, der anfangs öffentlich von Friedrich Wilhelm getadelt wurde, bald aber seine Versöhnung wiederfand, zog sich zurück, indem er die Preußen mitnahm; der Abfall Europas begann.

In diesem Feldzug stand Bonaparte weit hinter seinen Generalen zurück. Besonders hinter dem Marschall Ney. Alle Entschuldigungen für seine Flucht sind unannehmbar: das ist bewiesen, denn seine Flucht, die alles retten sollte, rettete nichts. Anstatt dem Unheil Einhalt zu tun, vergrößerte sie es nur und beschleunigte die Auflösung der Rheinkonföderation.

Das 29. und letzte Bulletin der großen Armee vom 3. Dezember 1812 aus Molodeczno, welches am 18. nach Paris gelangte, kam Napoleon nur um zwei Tage zuvor: es erfüllte Frankreich mit Entsetzen, obwohl es von der Aufrichtigkeit, deren man es rühmte, weit entfernt war; es enthält auffallende Widersprüche, denen es dennoch nicht gelingt, die furchtbare Wahrheit zu verhüllen. In Sankt Helena sprach sich Bonaparte offen aus: dort bestand keine Gefahr mehr für seine Krone.

„Die Armee," sagte er in seinem Bulletin vom 3. Dezember 1812, „die noch am 6. so schön war, sah am 14. anders aus. Fast ohne Kavallerie, ohne Artillerie und ohne Transportmittel hatten wir keine Möglichkeit, unseren Weg auch nur auf eine Entfernung von einer viertel Meile erkunden zu lassen...

Die Soldaten, welche die Natur nicht stark genug ausgestattet hatte, um sie über

die Zufälligkeiten des Schicksals und des Glückes zu stellen, schienen in ihrem Glauben erschüttert, verloren ihre Heiterkeit, ihre gute Laune, und sahen nichts als Unglück und Katastrophen; diejenigen, die allem Unbill gewachsen waren, bewahrten ihre Heiterkeit, ihre gewohnten Sitten und sahen in den vielen Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, nur einen neuen Weg zum Ruhm.

Bei allen diesen Bewegungen befand sich der Kaiser stets inmitten seiner Garde, während die Kavallerie vom Herzog von Istrien, die Infanterie vom Herzog von Danzig kommandiert wurden. S.M. freute sich über den guten Geist, der bei seiner Garde herrschte. Er war jederzeit bereit, sich dorthin zu begeben, wo seine Anwesenheit erforderlich war; aber die Umstände waren so, daß seine bloße Gegenwart genügte, und er niemals in die Lage kam, einzugreifen.

Der Prinz von Neufchâtel, der Oberhofmeister, der Stallmeister und alle Adjutanten befanden sich stets im Gefolge des Kaisers.

Unsere Kavallerie befand sich in einem solchen Zustand der Zerrüttung, daß man die Offiziere, denen noch ein Pferd geblieben war, zu vier Kompanien von je 150 Mann vereinigen mußte. Generale übernahmen hier die Funktionen von Hauptleuten, Oberste die von Unteroffizieren. Diese heilige Schwadron, die von dem Generale Grouchy angeführt wurde und unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel stand, verlor den Kaiser niemals aus den Augen. Die Gesundheit seiner Majestät war niemals besser."

Das war das Ergebnis so vieler Siege! Bonaparte hatte einst zu den Direktoren gesagt: „Was habt ihr mit den hunderttausend Franzosen, lauter Gefährten meines Ruhmes, getan? Sie sind tot!" Frankreich hätte zu Bonaparte sprechen können: „Was hast du bei einem einzigen Streifzug mit den fünfhunderttausend Soldaten des Njemen getan, die alle meine Kinder oder meine Verbündeten waren? Sie sind tot!"

Nach dem Verluste dieser von Napoleon betreuten hunderttausend republikanischen

Soldaten war wenigstens das Vaterland gerettet: die letzten Ergebnisse des russischen Feldzuges haben zu der Invasion Frankreichs und zu dem Verluste all dessen geführt, was Mut und Opferfreudigkeit seit fünfundzwanzig Jahren angesammelt hatten.

Das Bulletin schließt, wie viele andere, mit den Worten: „Die Gesundheit Seiner Majestät war niemals besser."

Familien, trocknet eure Tränen! Napoleon befindet sich wohl.

Dieses Bulletin fand in den offiziellen Zeitungen folgendes Kommentar: „Es ist ein historisches Dokument ersten Ranges: so haben Xenophon und Cäsar geschrieben, der eine über den Rückzug der Zehntausend, der andere seine Kommentare." Wie unsinnig ist dieser akademische Vergleich! Doch abgesehen von der wohlwollenden literarischen Reklame konnte man zufrieden sein, weil die von Napoleon herbeigeführten, furchtbaren Kalamitäten ihm Gelegenheit gaben, seine schriftstellerische Begabung zu zeigen! Nero steckte Rom in Brand, um den Untergang von Troja besingen zu können; wir brachten es bis zu dem grausen Spott einer Schmeichelei, welche das Andenken Xenephons und Cäsars wachrief, um die ewige Treue Frankreichs zu verhöhnen.

Der Erhaltungssenat tritt zusammen: „Der Senat", sagt Lacépède, „beeilt sich, Eurer Majestät seine Huldigung und seine Glückwünsche zu der glücklichen Wiederkehr Eurer Majestät zu Füßen zu legen. Der Senat, der höchste kaiserliche Rat, dessen Autorität nur existiert, wenn der Monarch sie reklamiert und in Tätigkeit setzt, ist zur Aufrechterhaltung der Monarchie und der Erblichkeit ihres Thrones in unserer vierten Dynastie eingesetzt. Frankreich und die Nachwelt werden ihn jederzeit dieser heiligen Pflicht treu finden und alle seine Mitglieder werden stets bereit sein, ihr Leben für die Verteidigung dieses Paladiums der Sicherheit und des nationalen Wohlstandes hinzugeben." Die Mitglieder des Senats haben dies in wunderbarer Weise bewiesen, als sie die Absetzung Napoleons dekretierten!

Der Kaiser antwortete: „Senatoren, was ihr mir sagt, ist mir höchst angenehm. Der Ruhm und die Macht Frankreichs liegen mir am Herzen; aber unsere ersten Gedanken müssen darauf gerichtet sein, die innere Ruhe zu erhalten, den Thron, mit dem von nun an die Geschicke des Vaterlandes eng verknüpft sind. Ich habe mir vom Schicksal eine bestimmte Reihe von Jahren erbeten... Ich habe überdacht, was in den verschiedenen Epochen getan worden ist; ich werde auch fernerhin daran denken."

Auf Sankt Helena entschuldigte sich Bonaparte, indem er sagte: „Sind es die Russen, die mich vernichtet haben? Nein, es sind falsche Berichte, einfältige Intrigen, Verrat, Dummheit, kurz vielerlei, was man vielleicht eines Tages erkennen wird und das die beiden groben Fehler in Diplomatie und Kriegsführung, die man mir mit Recht vorwerfen kann, mildern oder rechtfertigen dürfte."

Fehler, die nur den Verlust einer Schlacht oder einer Provinz nach sich ziehen, lassen vielleicht Entschuldigungen in geheimnisvollen Worten, deren Erklärung man der Zukunft anheimstellt, zu; aber Fehler, welche die Gesellschaft umstürzen und die Un-

abhängigkeit eines Volkes unter das Joch bringen, können durch Ausflüchte des Stolzes nicht verwischt werden.

Nach so viel Unglück und so vielen Heldentaten ist es hart, wenn man bei den Worten des Senats nur noch zwischen Abscheu und Verachtung zu wählen hat.

Als Bonaparte kurz nach seinem Bulletin ankam, war die Bestürzung allgemein. „Es gab im ganzen Reich", sagt Herr von Ségur, „nur Männer, die durch die Zeit und durch den Krieg gealtert waren, und Kinder; fast keine rüstigen Männer mehr! Wo waren sie? Die Tränen der Frauen und Mütter sagen es deutlich genug! Über die Erde gebeugt, die ohne sie unbebaut bliebe, verfluchten sie den Krieg."

Nach der Rückkehr von der Beresina mußte trotzdem auf Befehl getanzt werden: dies erfährt man aus den „Souvenir pour servir à l'histoire" der Königin Hortense. Man wurde gezwungen, auf den Ball zu gehen, wenn man auch den Tod im Herzen trug und innerlich seine Verwandten und Freunde beweinte. Zu solcher Unehre hatte der Despotismus Frankreich verdammt: in den Salons, wie in den Straßen sah man das gleiche, Elende, die ihr Brot damit verdienten, daß sie ihr Unglück besangen, um die Vorübergehenden zu zerstreuen.

Seit drei Jahren hatte ich mich nach Aunay zurückgezogen. Von meinem Tannenhügel aus hatte ich im Jahre 1811 den Komet betrachtet, der in der Nacht am Horizont dahinwanderte; er war schön und traurig und schleifte wie eine Königin seine lange Schleppe mit. Wen sucht die in unser Weltall verirrte Fremde? Wem galten ihre Schritte in der Wüste des Himmels?

Am 23. Oktober 1812, bei einem kurzen Aufenthalt in Paris Rue de Saints-Pères im Hotel Lavalette, weckte mich meine Wirtin, die taube Madame Lavalette, mit einem langen Hörrohr bewaffnet: „Herr Vicomte! Herr Vicomte! Bonaparte ist tot! Der General Mallet hat Hulin ermordet. Alle Behörden sind durch andere ersetzt. Die Revolution ist da!"

Bonaparte war so beliebt, daß Paris einige Augenblicke voll Freude war, mit Ausnahme der erschrockenen Behörden. Ein Windhauch hatte beinahe das Kaiserreich gestürzt. Ein um Mitternacht aus dem Gefängnis entsprungener Soldat war bei Tagesanbruch Herr der Welt: ein Traum war nahe daran, eine furchtbare Wirklichkeit zu vernichten. Die Gemäßigtesten sagten: „Wenn Napoleon nicht tot ist, so wird er, geläutert durch seine Fehler und sein Unglück, zurückkehren; er wird mit Europa Frieden schließen und die Kinder, die uns noch geblieben sind, werden gerettet sein." Zwei Stunden nach seiner Gattin trat Herr Lavallette bei mir ein, um mir die Verhaftung Mallets mitzuteilen. Ich habe erzählt, wie Napoleon diese Nachricht auf einem Schlachtfeld bei Smolensk empfing.

Der Senatskonsult vom 12. Januar 1813 stellte dem zurückgekehrten Napoleon zweihundertfünfzigtausend Ulanen zur Verfügung; das unerschöpfliche Frankreich sah durch seine Wunden neue Soldaten aus seinem Blute hervorgehen. Nun vernahm man

eine, seit langer Zeit vergessene, Stimme; einige alte französische Ohren glaubten den Ton zu kennen: es war die Stimme Ludwigs XVIII., die sich im Exil erhob. Der Bruder Ludwigs XVI. verkündigte Prinzipien, die er einst in einer konstitutionellen Charte festsetzen wollte; es waren die ersten Freiheitshoffnungen, die uns von unseren ehemaligen Königen zukamen.

Alexander zieht in Warschau ein und erläßt eine Proklamation an Europa:

„Wenn der Norden das erhabene Beispiel der Spanier nachahmt, so ist der Trauer Europas eine Ende gesetzt. Europa, das in Gefahr steht, die Beute eines Ungeheuers zu werden, würde mit einem Schlag seine Unabhängigkeit und seine Ruhe wiedergewinnen. Möge von diesem blutigen Ungetüm, welches den Kontinent mit seiner verbrecherischen Begierde bedrohte, nichts übrig bleiben, als ein unauslöschliches Andenken voll Schrecken und Mitleid!"

Dieses „Ungeheuer", dieses „blutige Ungetüm" hatte sich von seinem Unglück so wenig belehren lassen, daß es sich, mit Mühe den Kosaken entronnen, auf einen Greis stürzte, den es gefangen hielt.

Wir haben die Entführung des Papstes von Rom gesehen, dann seinen Aufenthalt in Savona und seine Gefangenhaltung in Fontainebleau. In dem Heiligen Kollegium waren Uneinigkeiten ausgebrochen: einige Kardinäle wollten, daß der Heilige Vater in geistlichen Angelegenheiten nicht nachgeben sollte, und sie erhielten Befehl, nur schwarze Strümpfe zu tragen; andere wurden in die Provinzen verbannt; einige Oberhäupter des französischen Klerus wurden in Vincennes gefangen gehalten. Noch andere Kardinäle widersetzten sich der vollkommenen Unterwerfung des Papstes; sie behielten ihre roten Strümpfe.

Wenn der Papst in Fontainebleau vor den Quälereien der roten Kardinäle ein wenig Ruhe hatte, so ging er allein in den Galerien Franz I. umher: hier fand er Spuren der Künste, die ihn an die heilige Stadt erinnerten, und von seinen Fenstern sah er die Fichten, die Ludwig XVI. vor den düsteren Gemächern, in denen Monescalchi ermordet wurde, hatte pflanzen lassen. Aus dieser Wüste konnte er, wie Jesus, die Königreiche der Erde bemitleiden. Der schon halbtote Siebzigjährige, den Napoleon quälte, unterzeichnete mechanisch das Konkordat von 1813, gegen das er bald nach der Ankunft der Kardinäle Pacca und Consalvi protestierte.

Als Pacca zu dem Gefangenen kam, mit dem er von Rom abgereist war, dachte er vor dem Gefängnis eine große Menge von Leuten anzutreffen; aber er fand in den Gängen nur einige spärliche Diener und eine Schildwache, welche zu Pferde vor der eisernen Treppe Wache hielt. Die Fenster und Türen des Palastes waren geschlossen: in dem ersten Vorraum befand sich der Kardinal Doria, in den anderen Zimmern einige französische Bischöfe. Pacca wurde vor Seine Heiligkeit geführt: er stand unbeweglich, blaß, gebückt und abgemagert, mit tief eingesunkenen Augen am Fenster.

Der Kardinal sagte, er habe seine Reise beschleunigt, um sich ihm zu Füßen zu werfen; der Papst antwortete: „Diese Kardinäle haben uns zum Tisch gezogen und uns gezwungen, zu unterschreiben," Pacca zog sich in das für ihn vorbereitete Gemach zurück, betroffen von der Stille in den Wohnungen, dem niedergeschlagenen Ausdruck aller Gesichter und von dem tiefen Kummer, der aus den Zügen des Papstes sprach. Als er zu Seiner Heiligkeit zurückkehrte, fand er ihn in einem erbarmungswürdigen Zustand, der für sein Leben fürchten ließ. Eine untröstliche Gemütsstimmung drückte ihn nieder, als er von dem Vorgefallenen sprach; die quälenden Gedanken hinderten ihn am Schlafe und ließen ihn nur so viel Nahrung zu sich nehmen, als unbedingt nötig war, um sein Leben zu erhalten: „darüber werde ich wahnsinnig werden und sterben wie Clemens XIV.," sagte er.

In der Stille dieser unbewohnten Galerien, in denen die Stimmen des heiligen Ludwig, Franz I., Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. verhallt waren, beschäftigte sich der Papst mehrere Tage damit, das Original und die Kopie des Briefes niederzuschreiben, der dem Kaiser übergeben werden sollte. Der Kardinal Pacca verbarg das gefährliche Papier jedesmal unter seinem Gewande, wenn der Papst wieder einige Zeilen hinzugefügt hatte und nahm es mit sich. Als die Schrift beendigt war, übergab sie der Papst am 24. Mai 1813 dem Oberst Lagorce und beauftragte ihn, sie dem Kaiser zu überbringen, gleichzeitig ließ er die Kardinäle, die sich bei ihm befanden, eine Allokution lesen: er erklärte das Breve, das er in Savona erlassen, und das Konkordat vom 25. Januar für null und nichtig.

„Gepriesen sei der Herr," lautet die Allokution, „der seine Barmherzigkeit nicht von uns genommen hat! Er wollte uns durch eine heilsame Verwirrung demütigen. Unser sei die Demütigung zum Heil unserer Seelen; sein die Erhabenheit, die Ehre und der Ruhm durch alle Jahrhunderte.

Im Schloß Fontainebleau, am 27. März 1813."

Nie hatte eine schönere Sendung diesen Palast verlassen. Nun war das Gewissen des Papstes erleichtert und das Gesicht des Märtyrers wurde wieder heiterer; sein Lächeln und sein Mund fanden ihre Anmut wieder, seine Augen den Schlaf.

Napoleon drohte anfangs, „einige von den Priestern in Fontainebleau um einen Kopf kürzer machen zu lassen"; er dachte daran, sich zum Oberhaupte der Staatsreligion zu erklären; dann behielt sein Charakter wieder die Oberhand, und er tat, als wüßte er nichts von dem Briefe des Papstes. Aber sein Gestirn war im Sinken. Der Papst, der aus einem armen Mönchskloster hervorgegangen und durch sein Unglück wieder in den Schoß des Volkes zurückgekehrt war, schien die große Rolle des Volkstribuns übernommen und das Zeichen zur Absetzung des Unterdrückers der öffentlichen Freiheit gegeben zu haben.

Das Unglück ruft den Verrat hervor, aber es rechtfertigt ihn nicht; im März 1813 verbündete sich Preußen in Kalisch mit Rußland. Am 3. März schließt Schweden

einen Vertrag mit dem Petersburger Kabinett; es verpflichtet sich, dreißigtausend Mann zu stellen. Hamburg wird von den Franzosen gesäubert, Berlin von den Kosaken besetzt, Dresden von den Russen und Preußen eingenommen.

Der Abfall des Rheinbundes bereitet sich vor. Österreich schließt sich der Verbindung Rußlands und Preußens an. In Italien, wohin der Prinz Eugen sich begeben hatte, bricht der Krieg von neuem aus.

In Spanien schlägt die englische Armee Joseph bei Vittoria; die aus den Kirchen und Palästen geraubten Gemälde fallen in den Ebro; ich hatte sie in Madrid und im Eskurial gesehen; ich sah sie wieder, als sie in Paris restauriert wurden: die Fluten und Napoleon waren über diese Murillos und Raffaels hingestürzt, velut umbra. Wellington, der immer weiter vordringt, schlägt den Marschall Soult bei Ronceveaux: unsere großen Erinnerungen bildeten den Hintergrund für den Schauplatz unserer neuen Schicksale.

Am 14. Februar, bei Eröffnung des Corps législatif, erklärte Napoleon, daß er immer nur den Frieden gewollt habe und daß dieser der Welt nötig sei. Diese Welt war ihm nicht mehr gefügig. Übrigens kam aus seinem Munde kein Wort des Mitgefühls für die Schmerzen Frankreichs: Bonaparte bürdete uns Leiden auf, wie einen ihm schuldigen Tribut.

Am 3. April fügte der Erhaltungssenat den schon bewilligten Truppen noch hunderttachtzigtausend Mann hinzu. Am 10. April starb Lagrange, einige Tage später der Abbé Delille; Bonaparte hatte Paris am 15. April verlassen.

Die neuangeworbene Armee von 1812 machte in Sachsen halt. Napoleon trifft ein. Die Ehre des alten, verschwundenen Kriegsheeres liegt in den Händen von zweihunderttausend Rekruten, die sich schlagen, wie die Grenadiere von Marengo. Am 2. Mai wird die Schlacht von Lützen gewonnen: Bonaparte verwendet bei diesen neuen Kämpfen fast nur mehr Artillerie. Nach seinem Einzug in Dresden spricht er zu den Einwohnern: „Es ist mir nicht unbekannt, welche Begeisterung ihr zeigtet, als Kaiser Alexander und der König von Preußen in eure Mauern einzogen. Auf dem Pflaster liegt noch der Staub der Blumen, die eure jungen Mädchen den Monarchen gestreut haben."

Bei Bautzen ein neuer Sieg, bei dem jedoch der Ingenieurgeneral Kirchner und Duroc, der Großmarschall des Palastes, ihren Tod finden. „Es gibt ein anderes Leben," sagte der Kaiser zu Duroc, „wir sehen uns wieder." Ob sich wohl Duroc darnach sehnte, ihn wiederzusehen? Am 26. und 27. August treffen die beiden Armeen an der Elbe, auf den schon berühmten Schlachtfeldern zusammen. Dem aus Amerika zurückgekehrten Moreau, der in Stockholm Bernadotte und in Prag Alexander besucht hatte, werden bei Dresden an der Seite des Kaisers von Rußland beide Beine abgeschossen: die gewohnte Art des napoleonischen Schicksals. Man erfuhr den Tod des Siegers von Hohenlinden im französischen Lager durch einen verirrten Hund, an dessen Halsband der Name des

neuen Turenne eingraviert war: das harmlose Tier irrte unter den Toten herum: Te janitor orci!

Der Prinz von Schweden, der Generalissimus der nördlichen deutschen Armee, hatte am 15. August folgende Proklamation an seine Soldaten erlassen:

„Soldaten, das gleiche Gefühl, welches die Franzosen von 1712 leitete und sie antrieb, sich zu vereinigen und die auf ihrem heimatlichen Boden stehenden Armeen zu bekämpfen, möge heute Eure Tapferkeit gegen denjenigen wachrufen, der Euer Vaterland unterjochte und noch heute Eure Brüder, Frauen und Kinder in Ketten hält."

Der einstimmig verdammte Bonaparte lehnte sich gegen die Freiheit auf, die ihn von allen Seiten und unter allen Formen angriff. Ein Senatskonsult vom 28. August annuliert den Ausspruch einer Jury von Antwerpen: allerdings eine sehr unbedeutende Verletzung der bürgerlichen Rechte, nach den ungeheuren Willkürlichkeiten, die der Kaiser ausgeübt hatte; aber eine heilige Unantastbarkeit schützte die Gesetze und macht sich geltend: die Unterdrückung eines Geschworenen-Gerichts macht größeres Aufsehen als die verschiedenen Ausschreitungen, deren Opfer Frankreich war.

Endlich hatte der Feind im Süden unseren Boden betreten; die Engländer, der Alp Bonapartes und die Ursache fast aller seiner Fehler, überschritten am 7. Oktober die Bidassoa: Wellington, der Träger des Verhängnisses, setzte als Erster den Fuß auf französischen Boden.

Ungeachtet der Gefangennahme Vandammes in Böhmen und der Niederlage Neys bei Berlin durch Bernadotte, beharrte Napoleon darauf, in Sachsen zu bleiben, und kehrte

nach Dresden zurück. Nun erhebt sich der Landsturm; ein Nationalkrieg, wie der, der Spanien befreit hat, wird organisiert.

Man hat die Kämpfe von 1813 den Feldzug in Sachsen genannt: es wäre richtiger, ihn den Feldzug des jungen Deutschland oder der Dichter zu nennen. Wie tief hatte uns Bonaparte niedergedrückt, daß wir unser Blut fließen sahen und nicht einmal wagten, dieser hochherzigen Jugend, die im Namen der Freiheit zum Schwerte griff, ein Zeichen unseres Beifalls zu geben! Jeder dieser Kämpfe war ein feierlicher Protest gegen die Verletzung der Völkerrechte. —

In einer seiner Proklamationen, datiert aus Kalisch vom 25. März 1813, rief Alexander die Völker Deutschlands zu den Waffen und versprach ihnen im Namen

seiner Brüder, der Könige, freisinnige Institutionen. Auf dieses Zeichen erhob sich die schon im geheimen gebildete Burschenschaft. Die Universitäten Deutschlands öffneten sich; sie schoben den Schmerz beiseite, um nur noch an die Sühnung der Schmach zu denken: „Klagen und Tränen seien kurz, Schmerz und Trauer lang," sagten die Germanen von ehemals. „Den Frauen geziemt es, zu weinen. Den Männern, sich zu erinnern: Lamenta ac lacrymas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt. Feminis lugere honestum est, viris meminisse." Nun eilte das junge Deutschland zur Befreiung des Vaterlandes herbei; jene Germanen, die Verbündeten des Reiches, deren sich das alte Rom als Waffen und Wurfspeere bediente, drängten sich zum Kampf. Fichte hielt im Jahre 1813 in Berlin eine Vorlesung über die Pflicht; er sprach von den Nöten Deutschlands und schloß mit den Worten: „Der Lehrkurs wird also bis zur Beendigung des Feldzuges unterbrochen. Wir werden ihn in unserem frei gewordenen Vaterlande wieder aufnehmen oder für die Wiedereroberung der Freiheit den Tod gefunden haben." Die jugendlichen Zuhörer erhoben sich mit lautem Beifall. Fichte steigt von seinem

Katheder herab, drängt sich durch die Menge und setzt seinen Namen auf die Liste eines nach der Armee abgehenden Korps.

Alles, was Bonaparte verachtet und beleidigt hatte, wird ihm gefährlich: Die Intelligenz tritt gegen die rohe Gewalt in die Schranken; Moskau ist die Fackel, bei deren Scheine Germanien sein Schwert gürtet: „Zu den Waffen!" ruft die Muse. „Der Phönix Rußlands ist aus seinem brennenden Nest aufgeflogen!" Die Königin von Preußen, die so schwach, so schön war, und die Napoleon durch seine niedrigen Beleidigungen gekränkt hatte, verwandelt sich in einen flehenden und angebeteten Schatten. Körner hat nur eine Furcht, die, prosaisch zu sterben: „Poesie! Poesie!" ruft er aus, „gib mir den Tod beim Lichte des Tages!" Im Biwak dichtet er die Hymne: „Leyer und Schwert."

Glaubt man nicht, wenn man sie liest, einen Krieger des Nordens zu hören, einen jener Männer der Schlachten und der Einsamkeit, von denen Saxo Grammaticus sagt: „Er fiel, lachte und starb."

Das war nicht der kalte Enthusiasmus eines Skalden, der sich in Sicherheit befand: Körner hatte den Degen umgeschnallt; schön, blond und jung, ein Apollo zu Pferde, besang er die Nacht, wie ein Araber im Sattel. Sein Lied wurde vom Galopp seines Schlachtrosses begleitet. Bei Lützen verwundet, schleppte er sich in den Wald, wo er von Bauern aufgefunden wurde; auf der Ebene von Leipzig tauchte er wieder auf und starb, kaum fünfundzwanzig Jahre alt: er hatte sich aus den Armen einer geliebten Frau gerissen und ließ alles hinter sich, was das Leben an Glück bieten konnte.

Diese Schulkameraden, jetzt Waffengefährten, schrieben sich nicht in jene Listen ein, in denen die Septembriseurs ihre Schlachtopfer dem Dolche weihten: der Poesie ihrer Träumereien, den Traditionen der Geschichte und dem Kultus der Vergangenheit getreu, machten sie ein altes Schloß, einen alten Wald zu schützenden Asylen der Burschenschaft. Die Königin von Preußen war ihre Schutzheilige geworden, an Stelle der Königin der Nacht.

Vom Gipfel eines Hügels erblickten diese Studenten mit ihren Professoren als Anführer die Giebel ihrer geliebten Universitäten: erschüttert bei dem Gedanken an ihr ehrwürdiges Alter, gerührt beim Anblick dieser Heiligtümer der Gelehrsamkeit und ihrer jugendlichen Spiele, schworen sie, ihr Vaterland zu befreien, wie Melchthal, Fürst und Stauffacher im Angesicht der durch sie unsterblich und berühmt gewordenen Alpen. Der deutsche Genius hat etwas Geheimnisvolles; die Thekla Schillers, die mit Sehergabe begabt und aus einem göttlichen Element gebildet ist, ist die wahre Tochter Teutoniens. Für die Deutschen von heute ist die Freiheit etwas Unbestimmtes, Unbegrenztes, wie sie ehemals das Geheimnis der Wälder als ihren Gott ansahen: Deorum nominibus appelant secretem illud... Der Mann, dessen ganzes Leben ein Dithyrambus der Tat war, fiel erst, als die Dichter des jungen Deutschlands ihr Lied anstimmten und zum Schwerte griffen gegen ihren Rivalen Napoleon, den bewaffneten Dichter.

Alexander wäre der würdige Herold für die jungen Deutschen gewesen: er teilte ihre erhabenen Gefühle und besaß jene Machtstellung, die die Ausführung von Plänen ermöglichte; aber er ließ sich zu sehr von der Angst der Monarchen einschüchtern. Diese hielten ihre Versprechungen nicht; sie gaben ihren Völkern keine freien Institutionen. Die Kinder der Muse wurden zum Lohn für ihre Hingebung und ihre edle Gläubigkeit in den Kerker geworfen. Ach! Die Generation, welche den Teutonen ihre Unabhängigkeit gab, ist dahin; in Deutschland sind nur alte, untaugliche Kabinette übrig geblieben. Sie nennen Napoleon so laut sie können einen großen Mann, um aus ihrer gegenwärtigen Bewunderung eine Entschuldigung für ihre frühere Niedrigkeit zu ziehen. Kaum er-

innert man sich Körners in dem einfältigen Enthusiasmus für den Mann, der fortfährt, die Regierungen zu unterdrücken: „Arminius, der Befreier Germaniens," sagt Tacitus, „war bei den Griechen, die nur sich selbst bewundern, und auch bei den Römern, die er besiegt hatte, wenig bekannt; aber die barbarischen Völker besingen ihn noch heute, caniturque barbaras apud gentes."

Am 18. und 19. Oktober wurde bei Leipzig jene Schlacht geschlagen, welche die Deutschen die Völkerschlacht nennen. Gegen Ende des zweiten Tages gaben die aus dem Lager Napoleons zu den Fahnen Bernadottes übergehenden Sachsen und Württemberger den entscheidenden Ausschlag; der Sieg wurde mit Verrat befleckt. Der Kronprinz von Schweden, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zogen durch drei verschiedene Tore in Leipzig ein. Napoleon zog sich mit ungeheuren Verlusten zurück und ließ die Brücken hinter sich sprengen. Der Fürst Poniatowski, der zweimal ver-

wundet worden war, ertrank in der Elster: mit diesem seinem letzten Verteidiger ging Polen unter.

Napoleon machte nur in Erfurt halt: das Bulletin, das er von hier aus erließ, kündigte an, daß seine immer siegreiche Armee wie ein geschlagenes Heer ankomme. Erfurt hatte ihn noch vor kurzem auf dem Gipfel des Glückes gesehen.

Nun versuchen die Bayern, die es den anderen nachtun und den ins Unglück Geratenen verlassen, den Rest unserer Soldaten bei Hanau zu vernichten. Wrede wird von der Ehrengarde allein geworfen; einige Konskribierte überwältigen ihn; sie retten Bonaparte und nehmen jenseits des Rheins Stellung. Bonaparte kommt als Flüchtling nach Mainz und trifft am 19. November in Saint-Cloud ein. Der unermüdliche Lacépède sagt abermals: „Eure Majestät haben alles überwunden."

Holland erklärt seine Unabhängigkeit wieder und ruft den Prinzen von Oranien zurück. Am 1. Dezember erklären die alliierten Mächte, „daß sie nicht gegen Frankreich, sondern allein gegen den Kaiser Krieg führen, oder vielmehr gegen jene Oberherrschaft, die er über die Grenzen seines Reiches hinaus nur allzulange zum Unglück Europas und Frankreichs ausgeübt habe."

Wenn man den Augenblick herankommen sieht, da wir auf unser früheres Territorium beschränkt werden sollen, fragt man sich, wozu die Umwälzung von Europa und die Hinopferung so vieler Millionen von Menschen? Die Zeit verschlingt uns und geht ruhig ihren Lauf.

Durch den Traktat von Valencay vom 11. Dezember wurde der unglückliche Ferdinand VII. nach Madrid zurückgeschickt: so endete eilig und ohne Aufsehen das verbrecherische Unternehmen gegen Spanien, die erste Veranlassung zum Sturze Napoleons.

Der gesetzgebende Körper wird am 9. Dezember 1813 versammelt. Verblüffend auf dem Schlachtfeld, bedeutend in seinem Staatsrat, hat Bonaparte nicht mehr den nämlichen Wert in der Politik. Er kennt die Sprache der Freiheit nicht; wenn er Zuneigung oder väterliche Gefühle äußern will, so wird er zur Unzeit weich und findet keine passenden Worte: „Mein Herz", sagt er zu dem gesetzgebenden Körper, „bedarf der Anwesenheit und der Liebe meiner Untertanen. Das Glück hat mich nie verführt; das Unglück wird keine Macht über mich haben. Ich hatte für das Glück und das Gedeihen der Welt große Pläne gefaßt und ausgeführt. Als Monarch und Vater fühle ich, daß der Friede die Sicherheit der Throne und der Familien befestigt."

Ein offizieller Artikel im „Moniteur" hatte im Juli 1804 unter dem Kaiserreiche gesagt, daß Frankreich sein Gebiet niemals über den Rhein ausdehnen und seine Armee ihn nie wieder überschreiten würde.

Die Verbündeten überschritten diesen Strom am 21. Dezember 1813 zwischen Basel und Schaffhausen mit über hunderttausend Mann; am 31. desselben Monats tut die schlesische Armee unter Blücher zwischen Mannheim und Koblenz das Gleiche.

Auf Befehl des Kaisers hatten der Senat und der gesetzgebende Körper zwei Kom-

missionen ernannt, die beauftragt waren, Einsicht in die auf die Unterhandlungen mit den verbündeten Mächten bezüglichen Dokumente zu nehmen; das war die Maßregel einer Regierung, die sich gegen die unvermeidlich gewordenen Konsequenzen sträubte und die Verantwortung einer anderen Stelle zuschieben wollte.

Die Kommission des gesetzgebenden Körpers, deren Präsident Lainé war, wagte zu sagen: „daß die Schritte zum Frieden einen sicheren Erfolg haben würden, wenn die Franzosen überzeugt wären, daß ihr Blut nur vergossen würde, um das Vaterland und schützende Gesetze zu verteidigen; daß Seine Majestät dringend gebeten werden müßte, die volle und stete Ausübung der Gesetze aufrechtzuerhalten, die den Franzosen die Rechte der Freiheit, der Sicherheit und des Eigentums, der Nation die freie Ausübung ihrer politischen Rechte sicherte."

Der Polizeiminister, Herzog von Rovigo, läßt die Beweisstücke des Berichtes wegnehmen; ein Dekret vom 31. Dezember vertagt den gesetzgebenden Körper; die Türen des Saales werden geschlossen. Bonaparte nennt die Mitglieder der gesetzgebenden Kommission „von England bezahlte Agenten": „Lainé", sagt er, „ist ein Verräter, der durch Vermittlung von Desèze mit dem Prinz Regenten paktiert; Raynouard, Maine de Biran und Flaugergues sind Aufrührer."

Der Soldat wunderte sich darüber, die Polen nicht mehr zu finden, die er verlassen hatte, und die, während sie aus Gehorsam für ihn ertranken, noch riefen: „Es lebe der Kaiser!" Er nannte den Bericht der Kommission einen aus einem Jakobinerklub hervorgegangenen Antrag. In allen seinen Reden gibt sich der Widerwille gegen die Republik kund, aus der er hervorgegangen war; allein er verabscheute weniger ihre Verbrechen als ihre Freiheiten.

Bei dem Empfang am Neujahrstag 1814 erwartete man eine Szene. Ich kannte einen Mann am Hofe, der sich für alle Fälle darauf vorbereitete, den Degen zu ziehen. Napoleon ließ es jedoch bei heftigen Worten bewenden, denen er sich jedoch mit einer Rücksichtslosigkeit hingab, daß selbst seine Hellebardiere in Verwirrung gerieten: „Warum", rief er, „müssen diese inneren Zwistigkeiten vor Europa ausgetragen werden? Man muß seine schmutzige Wäsche zu Hause waschen. Was ist ein Thron? Ein Stück Holz mit einem Stück Stoff überzogen. Alles hängt von dem ab, der darauf sitzt. Frankreich braucht mich nötiger als ich es brauche. Ich gehöre zu den Männern, die man umbringt, aber nicht entehrt. In drei Monaten haben wir Frieden oder der Feind ist von unserem Boden vertrieben oder ich bin tot."

Bonaparte war gewöhnt, die Wäsche der Franzosen im Blute zu waschen. Nach drei Monaten hatte man weder Frieden, noch war der Feind von unserem Boden vertrieben, noch verlor Napoleon das Leben: der Tod war sein Schicksal nicht. Von so viel Unglück und der undankbaren Hartnäckigkeit seines selbst gewählten Herrschers zu Boden gedrückt, sah Frankreich mit der aus Verzweiflung entspringenden, trägen Bestürzung die fremden Armeen eindringen.

Ein kaiserliches Dekret hatte 121 Bataillons der Nationalgarde mobil gemacht; ein weiteres Dekret hatte einen aus Ministern bestehenden Regentschaftsrat unter dem Vorsitz Cambacérès eingesetzt, an dessen Spitze die Kaiserin stand. Joseph, der mit seiner Beute aus Spanien zurückgekehrte Monarch außer Diensten, wurde zum Generalkom-

mandanten von Paris ernannt. Am 25. Januar verläßt Bonaparte sein Palais und geht zur Armee ab. Noch einmal läßt er eine helle Flamme aufleuchten, dann erlischt er.

Zwei Tage vorher war der Papst in Freiheit gesetzt worden; die Hand, die nun selbst Fesseln tragen sollte, wurde gezwungen, die Ketten, die sie einem anderen angelegt, zu lösen: Das Geschick hatte sich gewendet und der Wind, der Napoleon ins Gesicht blies, trieb die Verbündeten nach Paris.

Als Pius VII. seine Freiheit verkündet wurde, verrichtete er sogleich ein kurzes Gebet in der Kapelle Franz' I.; dann bestieg er den Wagen und fuhr durch jenen Wald, in dem nach volkstümlicher Überlieferung der große Jäger Tod erscheint, wenn wieder ein König in die Gruft von Saint-Denis herabsteigen soll.

Der Papst reiste unter der Obhut eines Gendarmerieoffiziers, der ihn in einem zweiten Wagen begleitete. In Orleans erfuhr er erst nach seiner Ankunft den Namen der Stadt.

Unter dem jubelnden Zuruf des Volkes setzte er seinen Weg nach dem Süden fort und fuhr durch jene Provinzen, durch die bald darauf Napoleon reisen mußte, bewacht von fremden Kommissären, die kaum für seine Sicherheit bürgen konnten. Seine Heiligkeit wurde unterwegs durch den Sturz seines Bedrückers aufgehalten: Die Behörden hatten ihre Tätigkeit eingestellt. Man gehorchte niemanden mehr; ein von Bonaparte ausgestellter Befehl, der vierundzwanzig Stunden früher den höchsten Kopf auf das Schaffot gebracht und ein Königreich gestürzt hätte, war jetzt ein wertloses Stück Papier: einige Minuten der Macht fehlten Napoleon, um einen Gefangenen zu beschützen, den seine Macht verfolgt hatte. Ein provisorisches Mandat der Bourbonen gab dem Papste, der das Haupt eines Fremden mit ihrem Diadem gekrönt hatte, erst seine volle Freiheit wieder. Welche Irrwege des Schicksals!

Pius VII. reiste mitten unter Lobgesängen und Tränen, unter dem Klang der Glocken und den Rufen: „Es lebe der Papst! Es lebe das Oberhaupt der Kirche!" Man brachte ihm nicht die Schlüssel der Städte oder in Blut getränkte und durch Menschenmord erlangte Kapitulationen, wohl aber Kranke, um sie zu heilen, und Neuvermählte, um sie zu segnen; zu den ersteren sagte er: „Gott tröste euch," über die anderen streckte er seine Friedenshände aus; er berührte kleine Kinder auf den Armen ihrer Mütter. Nur die, die nicht mehr gehen konnten, blieben in den Städten. Die Pilger verbrachten die Nacht im Freien, um die Ankunft des befreiten Priesters abzuwarten. Die Bauern in ihrer Einfalt fanden, daß der Heilige Vater unserem Erlöser ähnlich sähe; die gerührten Protestanten sagten: „Das ist der größte Mann seines Jahrhunderts." Dies ist die Größe der wahren christlichen Gemeinschaft, wo Gott sich ohne Unterlaß mit den Menschen eint; dies ist die Überlegenheit des von der Religion gestützten Schwachen über die Kraft des Schwertes und des Zepters!

Pius VII. reiste über Carcassonne, Béziers, Montpellier und Nimes, um nach Italien zurückzukehren. Er sah Nizza, Savona, Imola wieder, die Zeugen seines Kummers und der ersten Schmerzen seines Lebens.

In Bologna wurde er den österreichischen Behörden übergeben. Murat, Joachim-Napoleon, König von Neapel, schrieb ihm am 4. April 1814:

„Heiliger Vater, nachdem mich das Waffenglück zum Herrn der Gebiete gemacht hat, die Sie besaßen, als Sie gezwungen wurden, Rom zu verlassen, zögere ich nicht, sie wieder Ihrer Gewalt zu unterstellen, indem ich zu Ihren Gunsten auf alle meine Rechte als Eroberer dieser Länder verzichte."

Der Papst war noch nicht in Rom angelangt, als er schon der Mutter Napoleons ein Asyl anbot. Einige Legaten hatten von der ewigen Stadt Besitz ergriffen. Am 23. Mai, inmitten des Frühlings, erblickte Pius VII. die Kuppel der Peterskirche. Er erzählte, daß er bei ihrem Anblick Tränen vergossen hätte. Als er durch die Porta del Popolo einziehen wollte, mußte er haltmachen: zweiundzwanzig weißgekleidete Waisenkinder und fünfundvierzig junge Mädchen mit großen, vergoldeten Palmenzweigen kamen ihm lobsingend entgegen. Die Menge rief: „Hosianna!" Pignatelli, der die Truppen im Quirinal kommandiert hatte, als Radet den Olivengarten Pius' VII. stürmte, führte nun den Friedenszug an. Zur gleichen Zeit, als Pignatelli seine Rolle wechselte, nahmen in Paris adlige Meineidige ihren Posten als Höflinge hinter dem Lehnstuhl Ludwigs XVIII. wieder ein.

Im zweiten Buch dieser Memoiren kann man lesen (ich kam damals aus meinem ersten Exil in Dieppe zurück): „Man hat mir erlaubt in mein Tal zurückzukehren. Die Erde erdröhnt unter den Tritten fremder Krieger: ich schreibe, wie die letzten Römer, beim Lärm der Invasion der Barbaren. Bei Tag schreibe ich Schilderungen, die ebenso bewegt sind, wie die Ereignisse von heute; des Nachts, wenn das Grollen des fernen Kanonendonners in meinen Wäldern erstirbt, kehre ich zu der Stille verschollener Jahre und zu dem Frieden meiner jüngsten Erinnerungen zurück."

Diese bewegten Schilderungen beziehen sich auf jene Ereignisse, die zusammengestellt meine Broschüre: „De Bonaparte et des Bourbons" ergeben. Ich hatte einen so hohen Begriff von dem Genie Napoleons und der Tapferkeit unserer Soldaten, daß mir ein Einfall fremder Truppen in Frankreich, selbst wenn er vollständig glücklich für uns verlaufen sollte, gar nicht in den Sinn kam; aber ich dachte, dieser Einfall könnte, wenn er Frankreich die Gefahr zum Bewußtsein bringen würde, in die es Napoleons Ehrgeiz gestürzt hatte, zu einer inneren Bewegung führen und so die Ursache werden, daß die Franzosen ihre Befreiung selbst bewerkstelligten. In diesem Glauben schrieb ich meine Notizen, damit unsere politischen Versammlungen, falls sie den Vormarsch der Verbündeten aufhielten und sich entschlössen, einem zur Geißel für das Land gewordenen großen Mann zu entsagen, wissen sollten, was sie zu tun hatten. Die Rettung schien nur in einer gemäßigten Herrschaft zu liegen, unter der unsere Vorfahren acht Jahrhunderte gelebt hatten: wenn man bei einem Gewitter nur ein altes Gemäuer findet, und sei es noch so verfallen, so wird man seine Zuflucht darin suchen.

Im Winter 1813—1814 nahm ich eine Wohnung in der Rue de Rivoli, gegenüber dem ersten Gittertor des Tuileriengartens, vor welchem ich den Tod des Herzogs von Enghien hatte ausrufen hören. Man sah in dieser Straße damals nur die von der Regierung gebauten Arkaden und hie und da einige neue Häuser.

Um die Abneigung gegen Napoleon aufrecht zu halten und sich der Bewunderung zu erwehren, die er hervorrief, sobald er handelte, war nichts Geringeres nötig als das Unglück, das auf Frankreich lastete: er war das größte Genie der Tat, das jemals

existierte; sein erster Feldzug in Italien und sein letzter Feldzug in Frankreich (ich spreche nicht von Waterloo) sind seine beiden schönsten Feldzüge; aber in ihren Folgen sind sie verschieden: durch den einen gewann er das Kaiserreich, durch den anderen verlor er es. Die letzten Wurzeln seiner Macht, so gelockert, so unterwühlt sie auch waren, konnten wie die Zähne eines Löwen nur durch die Anstrengung des Armes von ganz Europa ausgerissen werden. Der Name Napoleons war noch so gewaltig, daß die

feindlichen Armeen den Rhein nur mit Furcht überschritten; sie blickten unablässig hinter sich, um sich zu versichern, daß ihnen der Rückzug offen bleibe; als Herren von Paris zitterten sie noch. Alexander, der den Blick auf Rußland gerichtet hielt, beglückwünschte, als er in Frankreich einzog, diejenigen, die es verlassen konnten und teilte seiner Mutter seine Besorgnisse und Befürchtungen mit.

Napoleon schlägt die Russen bei Saint-Dizier, die Preußen und die Russen bei Brienne, als wollte er die Stätten ehren, an denen er erzogen worden war. Er wirft die schlesische Armee bei Montmirail, bei Champaubert und einen Teil der großen Armee bei Montereau. Überall hält er stand, ist da und dort und schlägt die Kolonnen zurück, von denen er

umgeben ist. Die Verbündeten schlagen einen Waffenstillstand vor; Bonaparte zerreißt die angebotenen Friedenspräliminarien und ruft: „Ich bin Wien näher als der König von Österreich Paris!“

Rußland, Österreich, Preußen und England schlossen, um sich ihres gegenseitigen Beistandes von neuem zu versichern, in Chaumont einen neuen Allianztraktat; im Grunde aber beunruhigte sie Bonapartes Widerstand und sie dachten an einen Rückzug. In Lyon bildete sich eine Armee auf der Flanke der Österreicher; im Süden hielt der Marschall Soult die Engländer auf; der Kongreß von Chantillon, der erst am 15. Mai aufgelöst wurde, pflog noch Unterhandlungen. Bonaparte verjagte Blücher von den

Höhen von Craone. Bei Bar-sur-Aube, am 27. Februar, hatte die große Armee nur durch ihre Überzahl gesiegt. Bonaparte, der überall war, hatte Troyes wieder genommen, das die Verbündeten von neuem eroberten. Von Craone hatte er sich nach Reims begeben. „Diese Nacht“, sagte er, „will ich meinen Schwiegervater in Troyes gefangennehmen.“

Am 20. März fand bei Arcis-sur-Aube ein Treffen statt. Als bei heftigem Artilleriefeuer eine Haubitze vor der Front eines Karrees der Garde niederfiel, schien das Karree eine leichte Bewegung zu machen: Bonaparte sprengt auf das Geschoß, dessen Lunte raucht, zu und läßt es von seinem Pferde beriechen; die Haubitze platzt, und Bonaparte bleibt inmitten der Sprengstücke unversehrt.

Die Schlacht sollte am nächsten Tage wieder beginnen; aber Bonaparte folgt einer Eingebung seines Genies, die ihm jedoch zum Verhängnis wurde, und zieht sich zurück,

um die verbündeten Truppen im Rücken anzugreifen, sie von ihren Magazinen zu trennen und seine Armee durch die Besatzung der Grenzfestungen zu verstärken.

Die Verbündeten trafen schon Anstalten, sich gegen den Rhein zurückzuziehen, als Alexander, durch einen jener Winke des Himmels, die eine ganze Welt verändern können, den Entschluß faßte, nach Paris zu marschieren, wohin der Weg frei geworden war. Napoleon glaubte die ganze Masse des Feindes hinter sich herzuziehen, aber es folgten ihm nur 10 000 Mann Kavallerie, die er für die Avantgarde der Hauptmacht hielt und die ihm die wirkliche Bewegung der Preußen und Russen verbargen. Er sprengte diese 10 000 Reiter bei Saint-Dizier und Vitry auseinander und erkannte erst jetzt, daß die große Armee der Verbündeten nicht dahinter war; diese Armee aber marschierte auf die Hauptstadt zu und hatte nur die Marschälle Marmont und Mortier mit ungefähr 12 000 Rekruten vor sich.

Napoleon begab sich eiligst nach Fontainebleau; hier hatte ein heiliges Schlachtopfer, indem es sich entfernte, den Vergelter und Rächer zurückgelassen. Immer gehen zwei Dinge in der Geschichte zusammen: wenn ein Mensch sich einen Weg der Ungerechtigkeit öffnet, so eröffnet er sich gleichzeitig einen Weg des Verderbens, und es kommt die Zeit, da der erste in den zweiten einmündet.

Die Geister waren tief erregt: Die Hoffnung, koste was es wolle, einen grausamen Krieg beendet zu sehen, der seit zwanzig Jahren auf dem mit Unglück und Ruhm gesättigten Frankreich lastete, behielt im Volke die Oberhand über das Nationalgefühl. Jeder erwog, wie er sich bei der bevorstehenden Katastrophe verhalten sollte.

Ich war ungeachtet der Nähe der Schlachtfelder noch weiter überzeugt, daß die Verbündeten nicht nach Paris kommen und daß ein Volksaufstand unseren Befürchtungen ein Ende setzen würde. Diese feste Idee ließ mich die Anwesenheit der fremden Armeen nicht so lebhaft fühlen, als es sonst der Fall gewesen wäre; aber ich mußte daran denken, was für Unheil wir über Europa gebracht hatten, als es uns dieses auf gleiche Weise vergalt.

Ich arbeitete beständig an meiner Broschüre; ich bereitete sie gleichsam als Heilmittel für den Augenblick vor, da die Anarchie über uns hereinbrechen würde. Heute, da wir in Sicherheit sind und nur Feuilleton-Schlachten zu befürchten haben, ist das Schreiben etwas anderes: damals schloß ich mich ein, steckte das Geschriebene unter mein Kopfkissen und legte zwei geladene Pistolen auf meinen Tisch. Ich hatte mein Thema doppelt bearbeitet: einmal in Form einer Broschüre, welche es beibehalten hat, und einmal in Gestalt einer Rede, die in einigen Punkten von der Broschüre abwich; ich nahm an, daß man sich beim Aufstand Frankreichs im Hotel de Ville versammeln könnte und bereitete mich auf zweierlei Art darauf vor.

Meine Gattin hat einige Episoden aus unserem gemeinsamen Leben zu Papier gebracht. Darunter finde ich folgende Stelle:

„Chateaubriand schrieb seine Broschüre ‚De Bonaparte et des Bourbons'. Wäre diese

Broschüre gefunden worden, so hätte kein Zweifel über das Urteil bestanden: es hätte Schafott gelautet. Indessen verwandte der Autor die geringste Sorgfalt darauf, das Manuskript zu verbergen. Oft, wenn er ausging, vergaß er es auf seinem Tisch; seine Vorsicht ging nicht einmal soweit, es unter sein Kopfkissen zu stecken, was er manchmal vor seinem Diener tat, einem sehr verläßlichen Menschen, der aber trotzdem leicht in Versuchung hätte kommen können. Ich schwebte in Todesangst: sobald mein Gatte das Haus verlassen hatte, holte ich das Manuskript aus seinem Zimmer und nahm es zu mir. Eines Tages, als ich durch die Tuilerien ging, bemerkte ich, daß ich es nicht mehr hatte, und da ich sicher war, es mitgenommen zu haben, zweifelte ich nicht, daß ich es unterwegs verloren hätte. Ich sah schon das unglückliche Manuskript in den Händen der Polizei und meinen Gatten verhaftet; mitten im Garten fiel ich in Ohnmacht. Gute Menschen standen mir bei und führten mich nach meiner Wohnung zurück, von der ich nicht weit entfernt war. Welche Qual war es, zwischen der Furcht, die fast Sicherheit war, und der leisen Hoffnung, daß ich die Broschüre vergessen hätte, zu schweben! Als ich mich dem Zimmer meines Gatten näherte, fühlte ich von neuem meine Sinne schwinden; endlich trete ich ein: nichts auf dem Tisch; ich nähere mich dem Bett: zuerst betaste ich das Kopfkissen: ich spüre nichts: ich hebe es auf und sehe die Rolle! Mein Herz klopft jedesmal, wenn ich daran denke. In meinem ganzen Leben habe ich nie einen solchen Augenblick der Freude erlebt. Sie hätte nicht größer sein können, wenn man mich vom Schafott befreit hätte: denn hier handelte es sich um einen, der mir weitaus teurer war, als ich selbst."

Indessen mußte ich einen Buchdrucker in mein Geheimnis ziehen: er hatte sich bestimmen lassen, den Druck zu wagen; nach den Neuigkeiten der Stunde gab er mir bald die Abdrücke der halbgesetzten Bogen zurück oder holte sie wieder ab, je nachdem, ob sich der Kanonendonner näherte oder von Paris entfernte. So stand 14 Tage lang mein Leben auf dem Spiel.

Der Kreis schloß sich immer enger um Paris zusammen: jeden Augenblick erfuhr man einen neuen Fortschritt des Feindes. Durch die Tore kamen bunt durcheinander russische Gefangene und auf Karren geführte französische Verwundete; einige fielen halbtot unter die Räder, die sie mit ihrem Blut färbten. Konskribenten, die aus dem Innern herbeigerufen worden waren, zogen in langen Reihen durch die Stadt zur Armee. In der Nacht hörte man auf den äußeren Boulevards Artillerietrains vorüberfahren und man wußte nicht, ob der ferne Kanonendonner den endgültigen Sieg oder die letzte Niederlage bedeutete.

Endlich entspann sich der Kampf vor den Toren von Paris. Von den Türmen der Kirche von Notre-Dame sah man die Spitze der russischen Kolonnen auftauchen, wie die ersten Wellenschläge der Flut am Meeresstrand.

Als ich die russischen Soldaten herankommen und zu meinen Füßen die alte Stadt der Gallier liegen sah, empfand ich das Gleiche, das wohl ein Römer empfunden haben

mußte, als er vom Giebel des Kapitols die Soldaten Alarichs auf die alte Stadt der Lateiner zukommen sah.

Paris hatte seit Jahrhunderten nicht den Rauch feindlicher Wachtfeuer gesehen, und Bonaparte war es, der von Sieg zu Sieg die Thebaner zum Anblick der spartanischen Frauen geführt hatte. Paris war der Ursprung, von dem er ausgegangen war, die Welt zu durchziehen; und dorthin kehrte er zurück, den ungeheueren Brand seiner unnützen Eroberungen hinter sich lassend.

Man flüchtete sich nach dem Jardin des Plantes, den früher die befestigte Abtei von Saint-Victor hätte beschützen können: Die kleine Welt der Schwäne und Bananenbäume, der unsere Regierung einen ewigen Frieden verheißen hatte, war aus ihrer Ruhe aufgestört. Von der Spitze des Labyrinths, über der großen Zeder, über den Magazinen, die Bonaparte nicht mehr hatte vollenden können, jenseits des Bastillenplatzes und des doujon von Vincennes (dem Ort, der von unserer Geschichte Kunde geben konnte), sah die Menge dem Infanteriefeuer bei dem Gefecht von Belleville zu. Montmartre wird genommen; die Kugeln fliegen bis auf den Boulevard du Temple. Einige Kompagnien der Nationalgarde wagten sich hinaus und verloren 300 Mann auf den Feldern um das Grab der „Märtyrer". Nie strahlte das militärische Frankreich in einem helleren Glanze als inmitten seines Unglücks: die letzten Helden waren die 125 jungen Leute von der technischen Hochschule, die als Kanoniere in den Redouten auf dem Wege nach Vincennes standen. Von Feinden umgeben, weigerten sie sich, sich zu ergeben; man mußte sie von ihren Geschützen wegreißen: der russische Grenadier ergriff sie, von Pulver geschwärzt und mit Wunden bedeckt; während sie sich in seinen Armen wehrten, hob er mit Ausrufen des Sieges und der Bewunderung diese jungen französischen Palmen empor und gab sie blutend ihren Müttern zurück.

Inzwischen floh Cambacérès mit Marie-Louise, dem König von Rom und der Regentschaft. An den Mauern war folgende Proklamation angeschlagen:

„König Joseph, Generalleutnant des Kaisers, Oberbefehlshaber der Nationalgarde...

Bürger von Paris!

Der Regentschaftsrat hat für die Sicherheit der Kaiserin und des Königs von Rom gesorgt: ich bleibe bei Euch. Bewaffnen wir uns, diese Stadt zu verteidigen, ihre Denkmäler, ihre Schätze, unsere Frauen und Kinder, alles, was uns teuer ist. Möge diese große Stadt für kurze Stunden zum Kriegslager werden, und möge der Feind, unter ihren Mauern, die er im Triumph zu übersteigen hofft, seine Schande finden."

Rostopschin hatte nicht vorgegeben, Moskau zu verteidigen; er brannte es nieder. Joseph kündigte an, daß er die Pariser niemals verlassen wolle, und brachte sich still in Sicherheit, wobei er uns von allen Straßenecken laut seinen Mut verkündete.

Zu dem von Napoleon ernannten Regentschaftsrat gehörte auch Talleyrand. Von dem Tage an, da der Bischof von Autun aufhörte, Minister der auswärtigen Angelegen-

heiten zu sein, war sein sehnlichster Wunsch das Verschwinden Bonapartes, dem eine Regierung Marie-Louisens folgen sollte, deren Oberhaupt er, der Fürst von Benevent, sein würde. Indem Bonaparte ihn im Jahre 1814 zum Mitglied einer provisorischen Regentschaft ernannte, schien er seine geheimen Wünsche gefördert zu haben; aber Napoleon starb nicht und Herrn Talleyrand blieb nichts anderes übrig, als dem Koloß, den er nicht stürzen konnte, nachzuhinken und aus den jeweiligen Umständen Nutzen zu ziehen; er drehte sich nach dem Wind: das war das Genie dieses Mannes der Kompromisse und Verträge. Nun wurde seine Lage schwierig: es war geraten, in Paris zu bleiben; kehrte Bonaparte jedoch zurück, so lief der zurückgebliebene, von der flüchtigen Regentschaft getrennte Fürst Gefahr, erschossen zu werden; wie sollte er andrerseits Paris verlassen, da die Verbündeten jeden Augenblick einziehen konnten? Hieße dies nicht, auf den Nutzen eines glücklichen Ausganges verzichten, an den kommenden Ereignissen, für die Herr von Talleyrand geschaffen war, Verrat üben? Weit entfernt, den Bourbonen geneigt zu sein, fürchtete er sie eher wegen seiner verschiedenen Abtrünnigkeiten. Da sie jedoch einige Aussichten für sich hatten, begab sich Herr de Vitrolles mit Bewilligung des vermählten Prälaten heimlich auf den Kongreß von Châtillon, als nicht beglaubigter Vertreter der Legitimität. Nachdem diese Vorsichtsmaßregel getroffen war, spielte der Fürst, um sich in Paris aus der Verlegenheit zu ziehen, einen jener Streiche, in denen er Meister war.

Herr Laborie, der bald darauf unter Herrn Dupont de Nemours Geheimsekretär der provisorischen Regierung wurde, holte den der Nationalgarde zugeteilten Herrn de Laborde herbei; er entdeckte ihm die Abreise Talleyrands: „Er schickt sich an," sagte er, „der Regentschaft zu folgen; vielleicht halten Sie es für notwendig, ihn aufzuhalten, damit er nötigenfalls mit den Verbündeten unterhandle." Die Komödie wurde vollendet gespielt. Man bepackt mit großem Lärm die Wagen des Fürsten; er macht sich am hellen Mittag am 30. März auf den Weg: bei der Barrière d'Enfer jedoch wird er angehalten und unerbittlich, trotz seiner Weigerung, wieder zurückgeschickt. Für den Fall einer wunderbaren Wendung der Dinge waren die Beweise zur Hand, daß der ehemalige Minister zu Marie-Louise hatte eilen wollen, daß ihm aber von bewaffneter Macht der Weg versperrt worden sei.

Indessen waren der Graf Alexander von Laborde und Herr Tourton, Oberoffiziere der Nationalgarde, in das Lager der Verbündeten, zum Generalissimus Fürsten von Schwarzenberg geschickt worden, der während des russischen Feldzuges als General im Dienste Napoleons gestanden hatte. Die Proklamation des Generalissimus wurde am Abend des 30. März in Paris bekannt. Sie lautete:

„Seit zwanzig Jahren ist Europa von Blut und Tränen überschwemmt: die Versuche, so vielem Unglück ein Ende zu bereiten, waren fruchtlos, weil in dem Prinzip der Regierung, die Euch unterdrückt, ein unüberwindliches Hindernis für den Frieden liegt. Pariser, Ihr kennt die Lage Eures Vaterlandes: Auf die Erhaltung und Ruhe Eurer Stadt

wird das Augenmerk der Verbündeten gerichtet sein. In diesem Sinne wendet sich Europa an Euch, das bewaffnet vor Euern Mauern steht."

Welch herrliches Eingeständnis der Größe Frankreichs: „Europa, das bewaffnet vor Euren Mauern steht, wendet sich an Euch!"

Wir, die wir nichts geachtet hatten, wurden von jenen geachtet, deren Städte wir verwüstet hatten, und die nun ihrerseits die Stärkeren geworden waren. Wir erschienen ihnen als eine heilige Nation, deren Land durch keine fremden Bataillone unterjocht werden konnte.

Paris kapituliert am 31. März: die militärische Kapitulation wurde im Namen der Marschälle Mortier und Marmont von den Obersten Denis und Fabvier unterzeichnet, die bürgerliche Übergabe geschah im Namen des Bürgermeisters von Paris. Der Munizipal- und Departementalrat schickten eine Deputation in das russische Hauptquartier, um die verschiedenen Punkte festzustellen: mein Gefährte aus der Verbannung, Christian de Lamoignon, gehörte zu den Abgesandten. Alexander sagte zu ihnen:

„Euer Kaiser, der mein Verbündeter war, ist bis in das Herz meines Reiches eingedrungen und hat es mit Leiden überschwemmt, deren Spuren noch lange fühlbar bleiben werden; eine gerechte Verteidigung hat mich hierher geführt. Ich bin weit entfernt, Frankreich die Leiden vergelten zu wollen, die es mir bereitet hat. Ich bin gerecht und weiß, daß die Franzosen keine Schuld trifft. Die Franzosen sind meine Freunde und ich will ihnen zeigen, daß ich ihnen Böses mit Gutem vergelten will. Mein einziger Feind ist Napoleon. Ich verspreche der Stadt Paris meinen besonderen Schutz; ich werde alle öffentlichen Einrichtungen beschützen und erhalten; ich werde nur Elitetruppen in der Stadt einquartieren; ich werde eure Nationalgarde schonen, die aus euren Bürgern besteht. Von euch hängt es ab, euer zukünftiges Glück zu sichern; ihr müßt euch eine Regierung wählen, die euch und ganz Europa die Ruhe wiedergibt. An euch ist es, euren Willen kundzutun: Ihr werdet mich stets bereit finden, eure Wünsche zu unterstützen."

Diese Worte erfüllten sich buchstäblich: das Glück über den errungenen Sieg verdrängte in den Augen der Verbündeten jedes andere Interesse. Welches müssen die Gefühle Alexanders gewesen sein, als er die Kuppeln jener Stadt erblickte, die der Fremde stets nur betreten hatte, um uns zu bewundern und die Früchte unserer Zivilisation und unserer Intelligenz zu genießen; jener hehren Stadt, die durch zwölf Jahrhunderte von ihren großen Männern verteidigt worden war; jener Stätte des Ruhmes, die Ludwig XIV. noch mit seinem Schatten und Bonaparte mit seiner Rückkehr zu beschützen schien!

DRITTES BUCH

Am 31. März 1814, zu Mittag, nur zehn Tage nach dem Todestage des Herzogs von Enghien, dem 21. März 1814, zog die Armee der Verbündeten in Paris ein. Wog eine Regierung von so kurzer Dauer für Napoleon all die langen Feldzüge auf, die sich unauslöschlich in die Geschichte eingegraben hatten? Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zogen an der Spitze ihrer Truppen ein. Ich sah sie auf den Boulevards vorbeidefilieren. Innerlich bestürzt und vernichtet, als wollte man mir den Namen eines Franzosen nehmen und dafür eine Nummer einsetzen, unter der ich fürderhin in den Bergwerken Sibiriens bekannt sein sollte, fühlte ich gleichzeitig meine Empörung gegen den Mann wachsen, dessen Ruhm diese Schmach über uns gebracht hatte.

Gleichwohl steht dieser erste Einfall der Verbündeten ohne Beispiel in den Annalen der Weltgeschichte da. Ordnung, Friede und Mäßigung herrschte überall; die Läden wurden wieder geöffnet; sechs Fuß lange Grenadiere der russischen Garde wurden durch kleine französische Gassenjungen, die über sie lachten wie über Hampelmänner oder Karnevalsmasken, durch die Straßen geführt. Die Besiegten konnten für die Sieger gehalten werden; diese zitterten über ihren Erfolg und sahen aus, als wollten sie dafür um Entschuldigung bitten. In der inneren Stadt war nur die Nationalgarde untergebracht, mit Ausnahme der Hotels, wo die ausländischen Könige und Fürsten wohnten. Am 31. März 1814 befanden sich zahllose Heeresmassen in Frankreich; einige Monate später marschierten alle diese Truppen über die Grenze zurück, ohne einen Schuß zu tun und ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Mit der Rückkehr der Bourbonen sieht sich das alte Frankreich an einigen seiner Grenzen vergrößert; man teilt mit ihm die Schiffe und Magazine Antwerpens und gibt ihm dreihunderttausend durch Siege und Niederlagen in den verschiedenen Ländern zerstreute Gefangene zurück. Nach fünfund-

zwanzigjährigen Kämpfen hörte der Kriegslärm in Europa auf. Alexander entfernte sich wieder, indem er uns die eroberten Kunstwerke und die in der Charte niedergelegte Freiheit zurückläßt, eine Freiheit, die wir ebensosehr seiner Einsicht wie seinem Einfluß verdanken. Als Oberhaupt der beiden mächtigsten Autoritäten, unumschränkter Herrscher durch das Schwert und durch die Religion, hatte er allein von allen Souveränen Europas erkannt, daß Frankreich auf der Stufe der Zivilisation, die es erreicht hatte, nur durch eine freisinnige Verfassung regiert werden konnte.

In unserer sehr natürlichen Feindseligkeit gegen die Ausländer haben wir den Einfall von 1814 in die gleiche Kategorie mit dem von 1815 geworfen, während sie einander völlig unähnlich waren.

Alexander betrachtete sich lediglich als Werkzeug der Vorsehung und schrieb sich selbst keinerlei Verdienst zu. Als Madame de Staël seine Untertanen glücklich pries, die das Glück hatten, von ihm regiert zu werden, obgleich sie keine Konstitution hatten, gab er ihr die bekannte Antwort:

„Ich bin nur ein glücklicher Zufall."

Ein junger Mann in den Straßen von Paris drückte ihm seine Bewunderung über die Leutseligkeit aus, mit der er dem geringsten Bürger begegnete. Darauf antwortete er: „Sind die Herrscher nicht dazu da?" Da er es Napoleon, der in Wien, Berlin und Moskau die kaiserlichen Palais bezogen hatte, nicht nachtun wollte, weigerte er sich, in den Tuilerien zu wohnen.

Beim Anblick des Denkmals Napoleons auf der Säule des Place Vendôme sagte er: „Stände ich so hoch, so würde ich fürchten, schwindelig zu werden."

Als er das Palais der Tuilerien besichtigte, zeigte man ihm den Salon de la paix.

„Wozu", sagte er lachend, „hat Napoleon diesen Salon gebraucht?"

Am Tage des Einzuges Ludwigs XVIII. verbarg sich Alexander ohne irgendein Abzeichen seines Ranges hinter einem Fenster, um den Zug vorüberkommen zu sehn.

Sein Wesen war im höchsten Grade einnehmend. Beim Besuch eines Irrenhauses fragte er eine Frau, ob die Zahl der aus Liebe wahnsinnig Gewordenen groß sei: „Bis zu diesem Tage nicht," antwortete sie, „aber es ist zu fürchten, daß sie von dem Tage der Anwesenheit Eurer Majestät in Paris steigen wird."

Ein großer Würdenträger Napoleons sprach zu ihm: „Seit langem wird die Anwesenheit Eurer Majestät hier erwartet und gewünscht." „Ich wäre früher gekommen," antwortete er, „wenn die Tapferkeit der Franzosen mich nicht daran gehindert hätte."

Im Hotel des Invalides fand er verstümmelte Soldaten, die ihn bei Austerlitz besiegt hatten; sie waren still und traurig, man hörte in ihren einsamen Höfen und in ihrer nackten Kirche nur das Geräusch ihrer Stelzfüße; Alexander war erschüttert; er befahl, diesen Tapferen zwölf russische Kanonen zurückzugeben.

Man erbot sich, den Namen der Brücke von Austerlitz zu ändern: „Nein," antwortete er, „es genügt, daß ich mit meiner Armee über sie hinweggeschritten bin."

In Alexanders Wesen lag etwas Stilles, Trauriges: er ritt oder ging in den Straßen von Paris spazieren, ohne Gefolge und ohne Aufsehen machen zu wollen; er schien erstaunt über seinen Sieg; sein fast gerührter Blick streifte über die Bevölkerung hin, die er als ihm überlegen zu betrachten schien: man hätte meinen sollen, er hielte sich für einen Barbaren in unserer Mitte, wie ein Römer sich in Athen beschämt fühlte. Vielleicht dachte er auch daran, daß diese nämlichen Franzosen in seiner niedergebrannten Hauptstadt gewesen waren; daß seine Soldaten nun ihrerseits Herren von Paris waren, wo sie noch einige der erloschenen Fackeln hätten finden können, durch die Moskau befreit und eingeäschert wurde. Dieses Schicksal, dieses wechselnde Glück, dieses gemeinsame Elend der Völker und der Könige mag einen so religiösen Geist wie den seinen tief ergriffen haben.

Was tut der Sieger von Borodino? Als er den Entschluß Alexanders erfuhr, gab er dem Major der Artillerie, Maillard de Lescourt, den Befehl, die Pulvermühle von Grenelle in die Luft sprengen zu lassen: Rostopschin hatte Moskau in Brand gesteckt; aber er hatte vorher die Bewohner entfernt. Von Fontainebleau, wohin er zurückgekehrt war, begab sich Napoleon nach Villejuif: von hier aus warf er einen Blick nach Paris; fremde Soldaten bewachten die Tore; der Sieger erinnerte sich der Tage, da seine Grenadiere auf den Wällen von Berlin, Moskau und Wien Wache hielten.

Neue Ereignisse verdrängten die alten. Wie klein erscheint uns heute der Schmerz Heinrichs IV., der in Villejuif den Tod Grabielles erfährt und nach Fontainebleau zurückkehrt! Auch Bonaparte kehrt in diese Einsamkeit zurück, es erwartet ihn hier nur die Erinnerung an seinen erhabenen Gefangenen: der Fürst des Friedens verließ das Schloß, um dem Fürsten des Krieges Platz zu machen, „so schnell füllte das Unglück seine leeren Stellen wieder aus."

Die Regentschaft hatte sich nach Bloi zurückgezogen. Bonaparte hatte angeordnet, daß die Kaiserin und der König von Rom Paris verlassen sollten, da er sie, wie er sagte, lieber auf dem Grunde der Seine, als im Triumph nach Wien zurückgeführt sehen wollte; zu gleicher Zeit aber hatte er Joseph eingeschärft, in der Hauptstadt zu bleiben. Die Flucht seines Bruders machte ihn wütend, und er beschuldigte den ehemaligen König von Spanien, alles Unglück herbeigeführt zu haben. Minister, Regentschaftsmitglieder, die Brüder Napoleons, seine Frau und sein Sohn kamen in buntem Durcheinander und in Verwirrung nach Blois: Packwagen und Equipagen, alles war hier; selbst die Karossen des Königs waren da und wurden durch den Schlamm der Beauce nach Chambord gebracht. Einige Minister fuhren weiter und zogen sich, um sich zu verstecken, bis in die Bretagne zurück, während sich Cambacérès in einer Sänfte in den bergigen Straßen von Blois herumtragen ließ. Verschiedene Gerüchte wurden laut; man sprach von zwei Lagern und von einem allgemeinen Aufgebot. Mehrere Tage lang wußte man nicht, was in Paris geschah; die Ungewißheit hörte erst mit der Ankunft eines Fuhrmannes auf, dessen Paß mit dem Namen Sacken kontrasigniert war. Bald

traf der russische General Schouvaloff ein und stieg im Gasthof „Zur Galeere" ab: sofort wurde er von den Großen belagert, die sich bemühten, ein Visum ihres Passes von ihm zu erlangen, damit sie sich in Sicherheit bringen könnten. Ehe man jedoch Blois verließ, war ein jeder darauf bedacht, sich aus den Fonds der Regentschaft seine Reisespesen und seinen rückständigen Gehalt auszahlen zu lassen: in der einen Hand hielt man den Paß, in der anderen das Geld und vergaß dabei nicht, die provisorische Regierung seiner Ergebenheit zu versichern, denn man verlor den Kopf nicht. Die Kaiserin Mutter und ihr Bruder, der Kardinal Fesch, reisten nach Rom ab. Franz II. ließ Marie-Louise und ihren Sohn durch den Fürsten Esterhazy holen. Joseph und Jérôme zogen sich mit Fleiß zurück, nachdem sie vergeblich versucht hatten, die Kaiserin zu bewegen, sich ihnen anzuschließen. Marie-Louise beeilte sich, zu ihrem Vater zu kommen; sie liebte Bonaparte nur wenig, und so tröstete sie sich und war froh, von der doppelten Tyrannei des Gatten und des Herrn befreit zu sein.

Indessen war Bonaparte noch nicht entthront. Über 40 000 der besten Soldaten der Welt umgaben ihn; er konnte sich hinter die Loire zurückziehen; die aus Spanien zurückgekehrten französischen Armeen drohten im Süden; die kochende militärische Bevölkerung konnte ihre Lavaströme ausgießen; selbst unter den fremden Anführern sprach man noch von Napoleon oder von seinem Sohne als Regent in Frankreich: zwei Tage war Alexander unschlüssig. Talleyrand neigte, wie ich schon erwähnt habe, im geheimen zu der Politik, die den König von Rom einsetzen wollte, denn er fürchtete die Bourbonen; wenn er nicht mit voller Energie den Plan einer Regentschaft Marie-Louisens betrieb, so geschah dies, weil Napoleon noch nicht gestürzt war und er, der Fürst von Benevent, fürchten mußte, seine Herrschaft durch die Existenz eines unruhigen, unberechenbaren, unternehmenden und noch in der vollen Kraft seiner Jahre stehenden Mannes bedroht zu sehen.

Während dieser kritischen Tage trat ich mit meiner Broschüre „De Bonaparte et des Bourbons" hervor, um die Wagschale niederzudrücken: man kennt ihre Wirkung. Ich stürzte mich kopfüber in den Kampf, um der wieder erwachenden Freiheit gegen die noch aufrecht stehende Tyrannei, deren Kräfte durch die Verzweiflung verdreifacht wurden, als Schild zu dienen. Ich sprach im Namen der Legitimität, um meinen Worten die Autorität einer positiven Macht zu geben. Ich klärte Frankreich über die alte Königsfamilie auf, zählte ihre Mitglieder auf, nannte ihre Namen und beschrieb ihre Charaktere: es war, als spräche ich von den Kindern des Kaisers von China: so sehr hatten Republik und Kaiserreich die Vergangenheit verdrängt und die Bourbonen dem Vergessen anheimgegeben. Ludwig XVIII. erklärte, daß ihm meine Broschüre mehr genützt hätte, als eine Armee von hunderttausend Mann; er hätte hinzufügen können: daß sie für ihn ein Lebenszeugnis gewesen sei. Ich trug dazu bei, ihm zum zweiten Male die Krone zu verschaffen.

Vom Anfang meiner politischen Karriere an wurde ich im Volke populär, aber zu-

gleich verscherzte ich mir auch mein Glück bei den mächtigen Personen. Alles, was unter Bonaparte Sklave gewesen war, verabscheute mich; auf der anderen Seite war ich allen jenen verdächtig, die Frankreich in Knechtschaft bringen wollten. Im Anfang hatte ich unter den Herrschern nur Bonaparte selbst für mich. Er las in Fontainebleau meine Broschüre; der Herzog von Bassano hatte sie ihm gebracht; er beurteilte sie unparteiisch, indem er sagte: „Das ist richtig, jenes falsch. Ich habe Chateaubriand keinen Vorwurf zu machen; er hat mir widerstanden, als ich mächtig war; aber diese Kanaillen, der und der!" und er zählte sie auf.

Meine Bewunderung für Bonaparte war immer groß und aufrichtig, selbst wenn ich ihn mit der größten Heftigkeit angriff.

Die Nachwelt ist in ihren Urteilen nicht immer so gerecht, wie man sagt; es gibt Leidenschaften, Vorurteile und Irrtümer der Entfernung, wie es Irrtümer der Nähe gibt. Wenn die Nachwelt ohne Schranken bewundert, so ist sie entrüstet, daß die Zeitgenossen den Mann nicht genau so betrachtet haben, wie sie es tut. Das ist jedoch leicht zu erklären. Was an der betreffenden Persönlichkeit Anstoß erregte, ist vergangen; ihre Schwächen sind mit ihr gestorben; es bleibt nur mehr das Unvergängliche aus ihrem Leben; aber das Böse, das sie tat, ist deshalb nicht weniger wirklich; es ist bös an sich, bös in seiner Wirkung und bös vor allem für die, die es erleiden mußten.

Jetzt ist es Mode, die Siege Bonapartes zu verherrlichen: die Leidtragenden sind verschwunden; man hört nicht mehr die Verwünschungen, die Schmerzens- und Angstschreie der Opfer; man sieht nicht mehr das erschöpfte Frankreich, dessen Boden von Frauen bearbeitet werden mußte; man sieht nicht, wie Eltern für ihre flüchtigen Söhne zur Verantwortung gezogen werden oder wie die Dörfer solidarisch die Strafe für einen widerspenstigen Konskribenten tragen müssen; man sieht nicht mehr die Konskriptionsanschläge an den Straßenecken, nicht mehr die Menschenansammlungen vor den langen Todesurteilen, auf denen ein jeder angstvoll den Namen seiner Kinder, seiner Geschwister, seiner Freunde oder Nachbarn sucht. Man vergißt, daß jeder über die Siege klagte; man vergißt, daß die geringste Anspielung gegen Napoleon, die einem Zensor im Theater entschlüpfen mochte, rauschenden Beifall auslöste; man vergißt, daß das Volk, der Hof, die Generale, die Minister, die nächsten Angehörigen Napoleons müde waren seiner Tyrannei und seiner Eroberungen, müde dieses immer gewonnenen und immer von neuem angefangenen Spieles, der jeden Tag durch die beständige Unruhe gefährdeten Existenz.

Wie wirklich unsere Leiden waren, wird durch die Katastrophe erwiesen: wenn Frankreich für Bonaparte begeistert gewesen wäre, hätte es ihn dann zweimal plötzlich und ganz verlassen, ohne einen letzten Versuch zu machen, ihn zu halten? Wenn Frankreich Bonaparte alles verdankte, Ruhm, Freiheit, Ordnung, Wohlstand, Industrie, Handel, Gewerbe, Denkmäler, Literatur, Künste; wenn vor ihm die Nation aus sich selbst heraus nichts getan hätte; wenn die Republik aus Mangel an Genie und Mut das Gebiet

weder verteidigt noch vergrößert hätte, so wäre Frankreich wohl sehr undankbar und sehr feige gewesen, wenn es Napoleon einfach in die Hände seiner Feinde hätte fallen lassen oder nicht wenigstens gegen die Gefangennahme eines solchen Wohltäters protestiert hätte.

Diesen Vorwurf, den man uns mit Recht machen konnte, machte man uns aber nicht. Warum wohl? Weil es klar ist, daß Frankreich nicht den Willen gehabt hat, Napoleon im Augenblick seines Sturzes zu verteidigen, sondern ihn im Gegenteil mit Absicht verlassen hat. In unserer Bitterkeit sahen wir in ihm nur noch den Urheber und Verächter unseres Leidens. Nicht die Verbündeten haben ihn besiegt; wir selbst waren es, die vor der Wahl zwischen zwei Übeln darauf verzichteten, weiter unser Blut zu vergießen, das nicht mehr für unsere Freiheit floß.

Die Republik war grausam gewesen, daran besteht kein Zweifel, aber jeder hoffte, daß sie vorübergehen werde und daß wir früher oder später unsere Rechte wiedererlangen würden, indem wir die schützenden Eroberungen bewahrten, die sie uns in den Alpen und am Rhein verschafft hatte. Alle Siege, die sie errang, waren in unserem Namen gewonnen; es handelte sich immer nur um Frankreich; immer war es Frankreich, das triumphiert und gesiegt hatte; unsere Soldaten waren es, die alles getan hatten und für die man Siegesfeste oder Trauerfeierlichkeiten veranstaltete. Die Generale (und es waren bedeutende darunter) erhielten einen ehrenvollen, aber bescheidenen Platz im Andenken des Volkes; wie Marceau, Moreau, Hoche, Joubert; die beiden letzteren waren bestimmt, Bonapartes Stelle einzunehmen, der, zum Ruhm geboren, den General Hoche rasch überflügelte und diesen friedliebenden Krieger, der nach seinen Siegen bei Altenkirchen, Neuwied und Wetzlar plötzlich starb, durch seine Eifersucht berühmt machte.

Unter dem Kaiserreich verschwanden wir; von uns war nicht mehr die Rede, alles gehörte Bonaparte: ich habe befohlen, ich habe gesprochen; meine Adler; meine Krone, mein Blut; meine Familie; meine Untertanen.

Was geschah jedoch in diesen beiden einander ähnlichen und zugleich entgegengesetzten Lagern? Wir verließen die Republik nicht in ihrem Unglück; sie tötete uns, aber sie ehrte uns; wir lebten nicht unter der Schmach, das Eigentum eines Menschen zu sein; dank unserer Anstrengungen konnte der Feind nicht eindringen; die über das Gebirge zurückgeworfenen Russen fanden bei Zürich ihren Untergang.

Bonaparte hingegen ist ungeachtet seiner ungeheueren Errungenschaften unterlegen, nicht, weil er besiegt war, sondern weil Frankreich ihn nicht mehr wollte. Eine große Lehre! Möge sie uns nie vergessen lassen, daß in jeder Verletzung der Menschenwürde ein Keim des Todes verborgen liegt.

Die unabhängigen Geister jeder Farbe und Meinung führten zur Zeit der Veröffentlichung meiner Schrift alle die gleiche Sprache. La Fayette, Camille Jordan, Ducis, Lemercier, Lanjuinais, Mme. de Staël, Chénier, Benjamin Constant, Le Brun dachten

und schrieben wie ich. Es fehlte der Sanktion dieser Ansichten nur eine Autorität, die sie bestätigte: Bonaparte selbst übernahm es, ihre Wahrheit zu bezeugen. Als er im Hofe von Fontainebleau von seinen Soldaten Abschied nahm, gestand er laut, daß ihn Frankreich verstoßen habe: „Frankreich selbst", sagte er, „hat ein anderes Schicksal gewollt." Ein unerwartetes und bedeutungsvolles Geständnis, dessen Gewicht durch nichts vermindert werden kann.

Gott in seiner unerschöpflichen Geduld läßt früher oder später Gerechtigkeit walten. Aber in den Augenblicken, da der Himmel zu schlafen scheint, ist es schön, wenn die Mißbilligung eines gereiften Mannes wacht und der Willkür Zügel anlegt. Frankreich wird jene edlen Geister nicht verleugnen, die sich gegen seine Knechtschaft auflehnten, als alles im Staube lag, als es so nützlich war, sich zu beugen, als durch Schmeicheleien so viele Vorteile zu erringen waren und Aufrichtigkeit so viele Verfolgungen nach sich zog. Ehre also den La Fayette, Staël, Benjamin Constant, Camille Jordan, Ducis, Lemercier, Lanjuinais, Chénier, die inmitten der kriechenden Menge von Völkern und Kriegern wagten, den Sieg zu verachten und gegen die Tyrannei zu protestieren!

Am 2. April erlassen die Senatoren, denen die Charte von 1814 nur diesen einzigen Paragraphen verdankt, jenes unedle Dekret, das ihnen ihre Pension sichert, die Absetzung Bonapartes. Wenn dieses für Frankreich befreiende, für die, die es erlassen, schmachvolle Dekret der menschlichen Gesellschaft zur Schande gereicht, so zeigt es der Nachwelt gleichzeitig, welchen Wert Größe und Glück haben, wenn sie es verschmähen, sich von Moral, Gerechtigkeit und Freiheit leiten zu lassen.

Kann man sich den Kaiser vorstellen, als er in Fontainebleau dieses Dokument las? Was mußte er von seinen Taten, was von den Männern denken, die er berufen hatte, das Werk seiner Tyrannei auszuführen? Als ich meine Schrift „De Bonaparte et des Bourbons" veröffentlichte, konnte ich wohl erwarten, sie noch weiter geführt und von dem Senat in ein Absetzungsdekret verwandelt zu sehn? Wer hatte die Gesetzgeber in den Tagen des Glückes gehindert, die Fehler, die sie Bonaparte vorwarfen, aufzudecken, zu erkennen, daß die Konstitution verletzt worden war? Welcher Eifer erfaßte plötzlich diese Männer für die Freiheit der Presse? Wie kam es, daß die, welche Napoleon jedesmal, wenn er von einem Feldzug heimkehrte, mit Schmeicheleien überhäuften, plötzlich fanden, daß er sie nur „im Interesse seines maßlosen Ehrgeizes" unternommen hatte? Wieso entdeckten diejenigen, die ihm so viele Konskribenten in den Rachen geworfen hatten, in sich plötzlich eine so rührende Anteilnahme für die verwundeten Soldaten, die ohne Hilfe, ohne Pflege und ohne Subsistenzmittel verlassen worden waren? Es gibt Zeiten, da man mit seiner Verachtung sparsam umgehen muß, wegen der großen Anzahl von Bedürftigen: ich erlasse sie ihnen für diesen Augenblick, denn vor und während der hundert Tage werden sie sie noch dringend benötigen.

Wenn ich frage, was Napoleon in Fontainebleau über die Handlungsweise des Senats dachte, so war seine Antwort schon bereit: ein nicht offiziell veröffentlichter, aber in

mehreren Zeitungen außerhalb von Paris abgedruckter Tagesbefehl dankt der Armee für ihre Treue und fügt hinzu:

„Der Senat hat sich erlaubt, über die französische Regierung zu verfügen. Er hat vergessen, daß er dem Kaiser die Macht verdankt, die er jetzt mißbraucht, daß er es ist, der einen Teil seiner Mitglieder aus den Stürmen der Revolution gerettet, die anderen aus der Dunkelheit gezogen und vor dem Haß des Volkes beschützt hat. Der Senat beruft sich auf die verschiedenen Artikel der Konstitution, um sie umzustoßen; er schämt sich nicht, dem Kaiser Vorwürfe zu machen; ohne zu bedenken, daß er als erster Vertreter des Staates an allen Ereignissen teilgenommen hat. Der Senat schämt sich nicht, von Schmähschriften gegen die fremden Regierungen zu sprechen: er vergißt, daß sie aus seinem Schoß hervorgingen. Solange das Schicksal ihrem Herrn günstig war, solange waren diese Männer treu, und keine Klage über einen Mißbrauch der Gewalt wurde laut. Hätte der Kaiser diese Männer verachtet, wie man es ihm vorgeworfen hat, so würde die Welt heute erstaunen, daß diese Verachtung gerechtfertigt war."

Dies ist eine Huldigung, die Bonaparte der Preßfreiheit darbringt: er mußte doch einsehen, daß sie etwas Gutes hatte, da sie ihm eine letzte Hilfe und eine letzte Zuflucht gewährte.

Alexander war bei Talleyrand abgestiegen. Ich wohnte den geheimen Unterhandlungen nicht bei: man kann sie in den Erzählungen des Abbé de Pradt und der verschiedenen Winkelschriftsteller lesen, die das Schicksal der größten Männer der Weltgeschichte mit ihren gemeinen, schmutzigen Händen besudelten. Ich bedeutete damals in der Politik noch gar nichts; es gab keinen subalternen Intriganten, der in den Vorzimmern weniger Rechte und Privilegien gehabt hätte als ich: unter den Fenstern, auf der Straße wartete ich auf die Möglichkeit eines Wiederaufbaus, der meiner bedürfen könnte.

Infolge der Machinationen im Hotel der Straße Saint-Florentin ernannte der Erhaltungssenat eine provisorische Regierung, die aus dem General Beurnonville, dem Senator Jaucourt, dem Herzog von Dalberg, dem Abbé von Montesquiou und Dupont von Nemours bestand; der Fürst von Benevent übernahm die Präsidentschaft.

Die Intrige, die Talleyrand beim Einzug der Verbündeten in Paris zurückhielt, war die Ursache seines Erfolges zu Beginn der Restauration. Der Kaiser von Rußland kannte ihn von Tilsit her. In Abwesenheit der französischen Behörden stieg Alexander im Hotel Infantado ab, das ihm der Besitzer eilfertig zur Verfügung stellte.

Von nun an galt Talleyrand für den Herrn der Welt; seine Salons wurden der Mittelpunkt der Unterhandlungen. Er stellte die provisorische Regierung nach Belieben aus seinen Whistpartnern zusammen: der Abbé von Montesquiou spielte bei derselben die Rolle eines Vertreters der Legitimität.

Der Unfähigkeit des Bischofs von Autun wurden die ersten Arbeiten der Restauration anvertraut: er machte sie unfruchtbar und pflanzte ihnen den Keim des Welkens und

des Todes ein. Die ersten Akte der unter die Diktatur ihres Präsidenten gestellten provisorischen Regierung waren Proklamationen an die Soldaten und an das Volk.

„Soldaten," lautete die eine, „Frankreich hat das Joch abgeschüttelt, unter dem es mit Euch seit so vielen Jahren seufzt. Bedenkt, was Ihr unter der Tyrannei gelitten habt! Soldaten, es ist Zeit, den Leiden des Vaterlandes ein Ende zu setzen. Ihr seid seine edelsten Kinder; Ihr könnt nicht demjenigen angehören, der es verwüstet hat, der Euren Namen allen Nationen verhaßt machen wollte, der Euch vielleicht sogar um Euern Ruhm gebracht hätte, wenn es möglich wäre, daß ein Mann, der nicht einmal Franzose ist, jemals die Ehre unserer Waffen und die Größe unserer Soldaten herabsetzen könnte."

So war Napoleon in den Augen dieser Sklaven „nicht einmal Franzose"!

Am 4. April erschien eine neuerliche Proklamation der provisorischen Regierung an das Volk:

„Nach Beendigung Eurer inneren Zwistigkeiten habt Ihr einen Mann zum Führer gewählt, der mit allen Anzeichen von Größe auf dem Plan der Welt erschien. Aber auf den Ruinen der Anarchie richtete er die Tyrannei auf; er hätte zum mindesten aus Dankbarkeit Franzose werden müssen; das war er nie. Ohne Ursache und ohne Ziel hat er unablässig Krieg geführt, ein Abenteurer, der berühmt werden wollte. Vielleicht spinnt er seine ungeheuerlichen Pläne noch weiter, wenn auch sein Stolz und sein Mißbrauch der Gewalt auf so unerhörte Weise bestraft worden sind. Er hat nicht zu regieren verstanden, weder im eigenen noch im nationalen Interesse. Er hat zerstört, was er aufrichten wollte, und wieder aufgerichtet, was er zerstören wollte. Er glaubte nur an die Gewalt; die Gewalt wirft ihn heute zu Boden: eine gerechte Strafe für seinen sinnlosen Ehrgeiz."

Nicht zu bestreitende Wahrheiten, verdiente Verwünschungen; aber wer sprach sie aus?

Am 4. April vernichtete die provisorische Regierung die Zeichen und Embleme der kaiserlichen Regierung: hätte der Triumphbogen noch gestanden, so hätte man ihn ebenfalls zerstört. Mailhes, der zuerst für den Tod Ludwigs XVI. stimmte, Cambacérès, der als erster Napoleon mit dem Namen Kaiser begrüßte, erkannten bereitwillig alle Handlungen der provisorischen Regierung an.

Am 6. entwarf der Senat eine Konstitution: sie hatte ungefähr die gleiche Grundlage wie die spätere Charte; der Senat wurde als erste Kammer angesehen, die Senatoren wurden als unwiderruflich und erblich erklärt; mit ihrem Majoratstitel war die Dotation der Senatorenstellen verbunden; die Konstitution erklärte diese Titel und Majoratsrechte für übertragbar auf die Nachkommen des Inhabers.

Die schmutzige Frechheit dieser Senatoren, die inmitten der Invasion ihr eigenes Interesse keinen Augenblick aus dem Gesicht verlieren, kann selbst bei der Größe der öffentlichen Ereignisse nicht unbemerkt bleiben.

Wäre es nicht bequemer für die Bourbonen gewesen, bei ihrer Ankunft die bestehende Regierung, einen stummen, gesetzgebenden Körper, einen geheimen und sklavischen Senat, eine geknebelte Presse beizubehalten? Bei näherem Nachdenken findet man es unmöglich: die natürliche Freiheit, die sich nun aufzurichten begann, da der Arm, der sie niederdrückte, nicht mehr da war, hätte unter dem schwachen Druck ihre vertikale Lage dennoch wiedergefunden. Hätten die legitimen Fürsten die Armee Bonapartes verabschiedet (wie sie es nach der Meinung Bonapartes auf Elba hätten tun sollen), und gleichzeitig die kaiserliche Regierung aufrechterhalten, so hätten sie das Werkzeug des Ruhmes gebrochen, um nur das Werkzeug der Tyrannei beizubehalten: die Charte war das Lösegeld Ludwigs XVIII.

Am 12 April kam der Graf von Artois als Generalleutnant des Königreiches an. Drei- bis vierhundert Herrn zu Pferde ritten ihm entgegen; ich gehörte dazu. Er entzückte durch sein freundliches Benehmen, das sich von den Manieren des Kaiserreiches vorteilhaft unterschied. Die Franzosen erkannten in seiner Person mit Freuden ihre alten Sitten, ihre alte Höflichkeit, ihre alte Sprache wieder; die Menge drängte sich um ihn; eine tröstende Erscheinung aus der Vergangenheit, bot er doppelten Schutz gegen die fremden Sieger und den noch immer drohenden Napoleon. Ach! Dieser Fürst sollte seinen Fuß nur auf französischen Boden setzen, um hier die Ermordung seines Sohnes zu erleben und dann in das Land der Verbannung, aus dem er gekommen, zurückzukehren und dort zu sterben.

Man hatte mich dem Bruder des Königs vorgestellt; dieser kannte meinen Namen nur durch meine Broschüre: er erinnerte sich weder daran, mich am Hofe Ludwigs XVI. noch im Lager von Thionville gesehen zu haben, und hatte zweifellos nie vom „Genie du Christianisme" gehört: Das war ganz einfach. Wenn man lang und viel gelitten hat, so denkt man nur mehr an sich selbst; das persönliche Unglück ist eine etwas kalte, aber anspruchsvolle Gefährtin; es nimmt einen in Beschlag; es läßt keinem anderen Gefühl Platz, verläßt einen nicht und nimmt einen mit Haut und Haaren gefangen.

Am Tage vor der Ankunft des Grafen von Artois hatte Napoleon, nachdem er durch Vermittlung des Herrn von Coulaincourt vergeblich mit Alexander verhandelt, seine Abdankung angekündigt.

„Da die verbündeten Mächte proklamieren, der Kaiser Napoleon bilde das einzige Friedenshindernis in Europa, erklärt er, seinem Schwur getreu, daß er für sich und seine Erben auf den Thron von Frankreich und Italien verzichte, denn es gibt kein persönliches Opfer, das des Lebens inbegriffen, das er im Interesse Frankreichs nicht zu bringen bereit wäre."

Zu diesen erstaunlichen Worten stand die Rückkehr des Kaisers in einem nicht weniger erstaunlichen Widerspruch. Er blieb bis zum 20. April in Fontainebleau. An diesem Tage stieg er den Perron hinab, der nach dem Peristyle des verödeten Schlosses der Monarchie der Capets führte. Einige Grenadiere, die Reste der Soldaten, die Europa

besiegt hatten, stellten sich auf dem großen Hof wie auf ihrem letzten Schlachtfelde auf; Bonaparte richtete folgende Worte an sie:

„Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten meiner alten Garde, ich nehme Abschied von euch: zwanzig Jahre war ich mit euch zufrieden; ich fand euch stets auf den Pfaden des Ruhms.

Die verbündeten Mächte haben ganz Europa gegen mich bewaffnet; ein Teil der Armee hat mich verraten, und Frankreich selbst hat andere Schicksale gewollt.

Mit euch und den Tapferen, die mir geblieben sind, hätte ich drei Jahre Bürgerkrieg führen können; aber Frankreich hätte darunter gelitten, und das steht im Gegensatz zu dem Ziel, das ich mir gesetzt habe.

Seid dem neuen König, den Frankreich sich gewählt hat, treu; verlaßt nicht euer teures Vaterland, das allzulange gelitten hat! Liebt es immer, liebt es gut, dieses teuere Vaterland!

Beklagt nicht mein Schicksal; ich werde immer glücklich sein, wenn ich weiß, daß ihr es seid.

Ich hätte sterben können; nichts wäre mir leichter gewesen; aber ich werde ohne Wanken dem Weg der Ehre folgen. Ich muß noch niederschreiben, was wir geleistet haben.

Ich kann euch nicht alle umarmen, aber ich werde Euren General umarmen... Kommen Sie, General..." (Er umarmt den General Petit). „Man bringe mir den

Adler!"... (Er küßt ihn.) „Teurer Adler! mögen diese Küsse in den Herzen aller Tapferen Widerhall finden! ... Lebt wohl, meine Kinder! Meine Segenswünsche werden euch immer begleiten, bewahrt mein Andenken."

Damit brach Napoleon sein Zelt, das über die Welt ausgespannt gewesen war, ab.

Bonaparte hatte von den Verbündeten Kommissäre erbeten, die ihn nach der Insel geleiten sollten, welche ihm von den Souveränen als unumschränktes und erbliches Eigentum verliehen worden war. Graf Schuwaloff wurde für Rußland, General Köhler für Österreich, Oberst Campbell für England und Graf Waldburg-Truchseß für Preußen ernannt: letzterer hat die „Reise Napoleons von Fontainebleau nach der Insel Elba" geschrieben. Diese Schrift und die des Abbé de Pradt über die polnische Gesandtschaft haben Napoleon am tiefsten gekränkt. Zweifellos wünschte er sich damals die Zeit seiner Macht zurück, da er den armen deutschen Buchdrucker Palm erschießen ließ, weil er in Nürnberg die Schrift von Gentz „Deutschland in seiner tiefsten Erniederung" verbreitet hatte. Zur Zeit der Veröffentlichung war Nürnberg noch eine freie Stadt gewesen und gehörte nicht zu Frankreich. Hätte Palm diese Eroberung voraussehen sollen?

Der Graf von Waldburg teilt zunächst einige Gespräche mit, die vor der Abreise von Fontainebleau geführt wurden. Er berichtet, daß Bonaparte mit dem größten Lob von Wellington sprach und sich nach seinem Charakter und seinen Gewohnheiten erkundigte. Er entschuldigte sich, daß er in Prag, Dresden und Frankfurt nicht Frieden geschlossen hätte; er gab zu, daß er Unrecht getan, damals jedoch andere Pläne im Auge gehabt habe. „Ich bin kein Usurpator gewesen," setzte er hinzu, „denn ich habe die Krone nur auf den einstimmigen Wunsch der Nation angenommen, während Ludwig XVIII. sie usurpiert hat, da er nun durch einen schändlichen Senat, von dem mehr als zehn Mitglieder für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten, auf den Thron berufen worden ist."

„Der Kaiser", fährt der Graf von Waldburg fort, „trat am 21. gegen Mittag mit seinen vier Begleitwagen die Reise an, nachdem er vorher mit dem General Köhler eine lange Unterhaltung geführt hatte, deren Inhalt im wesentlichen der folgende war: „Nun, Sie haben gestern meine Ansprache an die alte Garde gehört; sie hat Ihnen gefallen und Sie haben ihre Wirkung gesehen. So muß man handeln und sprechen, und wenn Ludwig XVIII. meinem Beispiel nicht folgt, wird er niemals etwas aus den französischen Soldaten herausholen."

Die Rufe: „Es lebe der Kaiser!" hörten auf, als die französischen Truppen nicht mehr bei uns waren. In Moulins sahen wir die ersten weißen Kokarden und die Einwohner empfingen uns mit den Rufen: „Es leben die Verbündeten!" Der Oberst Campbell fuhr nach Lyon voraus, um in Toulon oder Marseille eine englische Fregatte ausfindig zu machen, die Napoleon, seinem Wunsche gemäß, auf seine Insel bringen sollte.

In Lyon, wo wir gegen 11 Uhr abends durchkamen, sammelten sich einige Gruppen an, die „Es lebe Napoleon!" riefen. Am 24. gegen Mittag begegneten wir dem Marschalle Augereau bei Valence. Der Kaiser und der Marschall stiegen aus. Napoleon nahm seinen Hut ab und umarmte Augereau, der ihn wieder umarmte, ohne ihn zu begrüßen. „Wohin gehst du?" fragte der Kaiser, indem er ihn beim Arm faßte. „Du gehst wohl zum Hofe?" Augereau antwortete, daß er augenblicklich nach Lyon ginge; sie gingen fast eine Viertelstunde zusammen auf der Straße nach Valence. Der Kaiser machte dem Marschall Vorwürfe wegen seines Verhaltens gegen ihn: „Deine Proklamation ist dumm; warum Schmähungen gegen mich? Du hättest einfach sagen sollen: da die Nation ihren Wunsch nach einem neuen Herrscher kundgetan hat, so ist es die Pflicht der Armee, sich darein zu fügen. Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVIII.!" Nun fing auch Augereau an, Bonaparte zu duzen, und machte ihm seinerseits Vorwürfe über seinen unersättlichen Ehrgeiz, dem er alles geopfert hatte, sogar das Glück Frankreichs. Nun fing die Unterredung an, Napoleon unangenehm zu werden. Er wandte sich brüsk ab, umarmte dann den Marschall noch einmal, zog den Hut und warf sich in seinen Wagen.

Augereau hielt die Hände am Rücken verschränkt, und machte keine Miene, seine Mütze abzunehmen; und erst, nachdem der Kaiser schon im Wagen saß, machte er mit der Hand eine verächtliche Bewegung des Abschiedes und sagte ihm Adieu. —

Am 25. kamen wir nach Orange; hier wurden wir mit den Rufen: „Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVIII.!" empfangen.

Am Morgen des gleichen Tages fand der Kaiser in der Gegend von Avignon, in dem Orte, wo die Pferde gewechselt werden sollten, eine große Volksmenge versammelt, die uns mit den Rufen: „Es lebe der König! Es leben die Verbündeten! Nieder mit dem Tyrannen, dem Schurken, dem Lumpen!" empfing.

Wir taten, was wir konnten, um diesem Skandal ein Ende zu machen und die Menge, die den Wagen umringte, auseinander zu treiben; aber wir konnten die Rasenden nicht beruhigen, die fortfuhren, den Mann zu beschimpfen, der sie, wie sie sagten, so unglücklich gemacht habe und keinen anderen Wunsch hätte, als den, ihr Elend noch zu vergrößern.

In allen Orten, durch die wir kamen, wurde er auf die gleiche Weise empfangen. In Orgon, einem kleinen Dorfe, wo die Pferde gewechselt wurden, erreichte die Wut des Volkes ihren Höhepunkt; vor der Herberge, bei der angehalten werden sollte, hatte man einen Galgen aufgerichtet, woran eine Puppe in französischer Uniform hing, die ganz mit Blut befleckt war und auf der Brust eine Tafel mit folgender Inschrift trug: Dies wird früher oder später das Los des Tyrannen sein.

Das Volk klammerte sich an den Wagen Napoleons und bemühte sich, ihn zu sehen, um ihm die stärksten Beleidigungen ins Gesicht zu schleudern. Der Kaiser verbarg sich, so gut er konnte, hinter dem General Bertrand. Er war bleich und verstört und sprach

kein Wort. Durch beschwichtigende Ansprachen an das Volk gelang es uns, ihn aus dieser schlimmen Lage zu befreien.

Der Graf Schuwaloff, der neben Bonapartes Wagen ritt, hielt folgende Ansprache: „Schämt ihr euch nicht, einen wehrlosen Unglücklichen zu beschimpfen? Er ist gedemütigt genug durch die traurige Lage, in der er sich befindet; er, der einst glaubte, der ganzen Welt Gesetze vorschreiben zu können, ist heute eurer Großmut ausgeliefert. Überlaßt ihn seinem Schicksal; seht ihn euch an: Verachtung ist die einzige Waffe, die ihr gegen diesen Mann anwenden dürft, der aufgehört hat, gefährlich zu sein. Es stünde unter der Würde des französischen Volkes, eine andere Rache zu üben!"

Das Volk klatschte dieser Rede Beifall, und Bonaparte, der ihre Wirkung sah, gab Schuwaloff durch Winke seinen Beifall zu erkennen und dankte ihm nachher für den Dienst, den er ihm erwiesen hatte.

Eine Viertelstunde hinter Orgon hielt er es für unumgänglich notwendig, sich zu verkleiden: Er zog einen schlechten, blauen Rock an, setzte einen runden Hut mit einer weißen Kokarde auf und bestieg ein Postpferd, um vor seinem Wagen einherzugaloppieren und für einen Kurier gehalten zu werden. Da wir ihm nicht folgen konnten, kamen wir lange nach ihm in Saint-Canat an. Wir wußten nicht, welche Maßregeln er ergriffen hatte, um sich vor dem Volke zu verbergen, und glaubten ihn daher in der größten Gefahr, da wir seinen Wagen von einer tobenden Menge umringt sahen, die versuchte, die Türen zu öffnen: sie waren glücklicherweise fest verschlossen, was den General Bertrand rettete. Die Kühnheit der Frauen setzte uns am meisten in Erstaunen. Sie flehten uns an, ihn ihnen auszuliefern, indem sie sagten: „Er hat sich uns und euch gegenüber so viel zuschulden kommen lassen, daß unser Verlangen recht und billig ist!"

Eine halbe Stunde vor Saint-Canat holten wir den Wagen des Kaisers ein, der bald darauf in einem elenden Gasthof abstieg, der an der Straße lag und „La Calade" hieß. Wir folgten ihm und erst hier erfuhren wir seine Verkleidung und seine Ankunft in dem Gasthofe unter ihrem Schutz; nur ein einziger Kurier hatte ihn begleitet; sein Gefolge, vom General bis zum Küchenjungen, trug weiße Kokarden, mit denen es sich im vorhinein versehen hatte. Sein Kammerdiener, der uns entgegenkam, bat uns, den Kaiser für den Oberst Campbell auszugeben, weil er sich bei seiner Ankunft der Wirtin als solcher vorgestellt hatte. Wir versprachen, uns nach diesem Wunsche zu halten, und ich trat als Erster in einen Raum, wo ich zu meinem Erstaunen den ehemaligen Herrn der Welt in tiefes Nachsinnen versunken, den Kopf in beide Hände gestützt, fand. Ich erkannte ihn anfangs nicht und trat näher an ihn heran. Er sprang, als er Schritte hörte, auf und ließ mich sein tränenüberströmtes Antlitz sehen. Er machte nur ein Zeichen, nichts zu verraten, bot mir einen Platz neben sich an, und solange die Wirtin im Zimmer war, sprach er nur gleichgültige Dinge. Als sie jedoch hinausging, nahm er seine frühere Stellung wieder ein. Ich hielt es für angebracht, ihn allein zu

lassen; er ließ uns jedoch bitten, von Zeit zu Zeit in sein Zimmer zu kommen, damit man seine Anwesenheit nicht ahne.

Wir sagten ihm, daß man genau wisse, daß der Oberst Campbell den Tag vorher auf seiner Reise nach Toulon in dem gleichen Gasthof abgestiegen sei. Daraufhin beschloß er, den Namen Lord Burghers anzunehmen.

Man setzte sich zu Tisch; aber da das Essen nicht von seinen Köchen zubereitet war, konnte er sich nicht entschließen, auch nur einen Bissen zu sich zu nehmen, aus Angst, daß man ihn vergiften wolle. Er schämte sich indes, uns seine Angst merken zu lassen, und nahm von allem, was gereicht wurde; aber er tat nur so, als esse er, und gab die Speisen wieder zurück, ohne sie angerührt zu haben; manches warf er unter den Tisch, um den Glauben zu erwecken, er habe es gegessen. Sein Diner bestand aus einem Stück Brot und aus einer Flasche Wein, die er aus seinem Wagen holen ließ und noch mit uns teilte.

Er sprach viel und war auffallend liebenswürdig. Als wir allein waren und die Wirtin, die uns bedient hatte, hinausgegangen war, sagte er uns, wie sehr er sein Leben gefährdet glaube; er war überzeugt, daß die französische Regierung Maßregeln getroffen habe, ihn hier entführen oder ermorden zu lassen.

Tausend Pläne über die Art, wie er sich retten könnte, durchkreuzten seinen Kopf; er überlegte auch, wie er die Bevölkerung von Aix täuschen könnte, denn man hatte ihn benachrichtigt, daß er dort von einer großen Volksmenge erwartet werde. Er erklärte uns, daß er es für das richtigste hielte, nach Lyon zurückzufahren und von dort einen anderen Weg nach Italien einzuschlagen. Wir hätten auf keinen Fall in diesen Plan einwilligen können und versuchten daher, ihn zu überreden, sich direkt nach Toulon zu begeben oder über Digne nach Fréjust zu gehen. Wir suchten ihn zu überzeugen, daß die Regierung unmöglich so schändliche Absichten gegen ihn hegen könne, ohne daß wir davon unterrichtet worden wären, und daß sich das Volk bei allen Ungebührlichkeiten doch niemals eines solchen Verbrechens schuldig machen würde.

Um uns zu überzeugen und uns zu beweisen, wie begründet seine Befürchtungen seien, erzählte er uns, was sich zwischen ihm und der Wirtin, die ihn nicht erkannt hatte, zugetragen habe. „Nun," hatte sie gesagt, „seid Ihr Bonaparte begegnet?" „Nein," hatte seine Antwort gelautet; „ich bin neugierig," fuhr sie fort, „ob er imstande sein wird, sich zu retten; ich glaube immer, daß das Volk ihn umbringen wird: man muß aber auch zugeben, daß er es verdient hat, dieser Schuft! Man wird ihn doch nach seiner Insel einschiffen? Nicht?" „Ja, ja." „Man wird ihn ertränken, nicht wahr?" „Ich hoffe es," antwortete Napoleon. „Jetzt sehen Sie," fügte er hinzu, „in welcher Gefahr ich schwebe."

Dann fing er von neuem an, uns mit seinen Besorgnissen und seiner Unentschlossenheit zu ermüden. Er bat uns sogar, nachzusehen, ob es nicht irgendwo eine verborgene

Tür gebe, durch die er sich retten könnte, und ob die Fenster, deren Läden er bei seiner Ankunft hatte schließen lassen, nicht zu hoch zum Herunterspringen wären.

Das Fenster war außen mit einem Gitter versehen und ich versetzte ihn in die furchtbarste Aufregung, als ich ihm die Entdeckung mitteilte. Beim geringsten Lärm zitterte er und wechselte die Farbe.

Nach dem Essen überließen wir ihn seinen Gedanken; und wenn wir, seinem Wunsche gemäß, von Zeit zu Zeit in sein Zimmer kamen, fanden wir ihn immer in Tränen.

Der Adjutant des Generals Schuwaloff meldete, daß sich das in den Straßen angesammelte Volk fast ganz verlaufen hätte. Der Kaiser beschloß daher, um Mitternacht abzureisen.

In übertriebener Vorsicht ergriff er noch weitere Maßregeln, um nicht erkannt zu werden.

Er bewog durch seine Bitten den Adjutanten des Grafen Schuwaloff, den blauen Rock und den runden Hut, mit dem er in der Herberge angekommen war, anzuziehen.

Bonaparte, der nun als österreichischer Oberst gelten wollte, legte die Uniform des Generals Köhler an, schmückte sich mit dem Theresienorden, den der General trug, setzte meine Reisemütze auf und deckte sich mit dem Mantel des Generals Schuwaloff zu.

Nachdem ihn die Kommissäre der verbündeten Regierungen auf diese Weise ausgestattet hatten, setzten sich die Wagen in Bewegung; bevor wir jedoch hinuntergingen, setzten wir in unserem Zimmer genau fest, in welcher Reihenfolge wir gehen sollten. Der General Davoust eröffnete den Zug; dann kam der vermeintliche Kaiser, der Adjutant des Generals Schuwaloff, dann der General Köhler, der Kaiser, der General Schuwaloff und ich, der die Ehre hatte, zusammen mit dem Gefolge des Kaisers den Nachtrab zu bilden.

So fuhren wir durch die verblüffte Menge hindurch, die sich sehr bemühte, unter uns denjenigen zu entdecken, den sie ihren Tyrannen nannte.

Der Adjutant des Grafen Schuwaloff (der Major Olewieff) nahm den Platz Napoleons in dessen Wagen ein, und Napoleon fuhr mit dem General Köhler.

Trotzdem verließ ihn seine Sorge nicht; er blieb beständig in der Kalesche des österreichischen Generals sitzen und befahl dem Kutscher zu rauchen, damit diese Familiarität seine Gegenwart verberge. Er bat sogar den General Köhler, zu singen, und als dieser antwortete, er könne nicht singen, sagte er, er solle pfeifen.

In Saint-Maximin frühstückte er mit uns. Als er hörte, daß sich der Unterpräfekt von Aix in diesem Orte befände, ließ er ihn rufen und sprach zu ihm: „Es ist eine Schande für Sie, mich in österreichischer Uniform zu sehen: ich mußte sie anlegen, um mich vor den Provençalen zu schützen. Ich trat meine Reise mit dem größten Vertrauen an, während ich sechstausend Mann meiner Garde hätte mitnehmen können. Ich finde hier nichts als Ansammlungen von Rasenden, die mein Leben bedrohen. Die

Provençalen sind ein böser Volksschlag; während der Revolution haben sie alle Akte von Grausamkeiten und Verbrechen begangen, und heute sind sie bereit, von neuem damit zu beginnen: aber wenn es sich darum handelt, sich mutig zu schlagen, dann sind sie Feiglinge. Niemals hat mir die Provence ein einziges Regiment geliefert, mit dem ich zufrieden sein konnte. Morgen aber werden sie vielleicht genau so gegen Ludwig XVIII. toben, wie heute gegen mich."

Dann wandte er sich an uns und sagte, daß Ludwig XVIII. nie mit der französischen Nation auskommen würde, wenn er sie mit zuviel Schonung behandelte, außerdem, fuhr er fort, wird es notwendig sein, daß er beträchtliche Steuern erhebe, und dies wird ihm sogleich den Haß seiner Untertanen zuziehen.

Er erzählte uns, daß er vor achtzehn Jahren mit einigen tausend Mann in dieses Land geschickt worden sei, um zwei Royalisten zu befreien, die gehängt werden sollten, weil sie die weiße Kokarde trugen. „Ich rettete sie mit vieler Mühe aus den Händen dieser Rasenden, und heute", fuhr er fort, „würden sich diese Leute mit derselben Wut auf denjenigen unter ihnen stürzen, der sich weigerte, die weiße Kokarde zu tragen! So unbeständig ist das französische Volk!"

Wir erfuhren, daß bei Luc zwei Schwadronen österreichischer Husaren ständen, und auf Napoleons Verlangen ließen wir dem Kommandanten den Befehl zugehen, unsere Ankunft dort abzuwarten, um den Kaiser nach Fréjus zu eskortieren."

Hier bricht die Erzählung des Grafen von Waldburg ab; die Lektüre hinterläßt eine schmerzliche Wirkung. Besser also konnten die Kommissäre den Mann, der ihrer Obhut anvertraut war, nicht beschützen? Was waren sie, daß sie sich einem solchen Manne gegenüber so überlegen fühlten? Bonaparte sagte mit Recht, daß er in Begleitung seiner Garde hätte reisen können, wenn er gewollt hätte. Es liegt auf der Hand, daß man seinem Schicksal gegenüber ganz gleichgültig war: Man weidete sich an seiner Erniedrigung; man willigte mit Freuden in die verächtlichen Maßregeln, die Napoleon zu seiner persönlichen Sicherheit erbat. Die Kommissäre finden kein Wort, nicht einmal ein Wort philosophischen Gefühls über einen solchen Wechsel des Glücks, der den Menschen an seine Nichtigkeit und an die Größe des göttlichen Gerichtes erinnert. In den Reihen der Verbündeten gab es viele ehemalige Anbeter Napoleons: wenn man vor der Kraft das Knie gebeugt hat, hat man kein Recht, angesichts des Unglücks zu triumphieren. Preußen konnte, das gebe ich zu, nicht ohne Anstrengung darüber hinwegkommen, was sein Land, sein König und seine Königin gelitten hatten; aber die Anstrengung wäre notwendig gewesen. Ach! Bonaparte hatte kein Mitleid gekannt; nun waren ihm alle Herzen verschlossen. Der Augenblick, wo er sich am grausamsten gezeigt hatte, war in Jaffa; am kleinsten erschien er auf seiner Reise nach Elba: im ersten Falle diente ihm die militärische Notwendigkeit als Entschuldigung; im zweiten beeinflußt die Härte der ausländischen Kommissäre das Gefühl des Lesers und rückt seine Erniedrigung in ein milderes Licht.

Man könnte die Wahrheit des Berichtes des Grafen von Waldburg bezweifeln, aber General Köhler hat die Erzählung seines Kollegen bestätigt, und General Schuwaloff hat mir gegenüber ihre Richtigkeit bezeugt: seine zurückhaltenden Worte sagten mehr, als der weitschweifige Bericht des Grafen von Waldburg. Der Bericht Fabrys endlich gründete sich auf authentische französische Dokumente, die von Augenzeugen zur Verfügung gestellt wurden.

Nun, da ich den Kommissären und den Verbündeten habe Gerechtigkeit widerfahren lassen, frage ich: ist es wirklich der Unterjocher der Welt, den man in Waldburgs Reisebeschreibung erblickt? Der große Held muß sich verkleiden und weint unter einer Kurierjacke in einem verborgenen Gasthauszimmer! Man denkt an Marius auf den Ruinen von Karthago, an Cäsar im Senat! Wie verkleidete sich Pompejus? Er warf sich die Toga über den Kopf. Der Mann, der den Purpur getragen, verbarg sich unter der weißen Kokarde und rief: „Es lebe der König!" Jener König, dessen Erben er hatte erschießen lassen!

Der Beherrscher der Völker muntert zu den Demütigungen auf, mit denen ihn die fremden Kommissäre überhäufen, um ihn besser zu verbergen, und ist entzückt, daß der General Köhler in seiner Gegenwart pfeift und ein Kutscher ihm ins Gesicht raucht. Er zwingt den Adjutanten des Generals Schuwaloff, die Stelle des Kaisers zu spielen, während er, Bonaparte, die Uniform eines österreichischen Oberst und den Mantel eines russischen Generals trägt. Mit welcher Liebe muß er am Leben hängen! Die Unsterblichen können sich nicht entschließen, zu sterben.

All dies ist nur allzuwahr; aber Napoleon darf nicht mit dem Maßstab gemessen werden, den man sonst an große Genies legt, denn ihm fehlte der Adel der Seele. Es gibt Menschen, die die Fähigkeit haben, emporzusteigen, aber nicht die, zu fallen. Napoleon besaß beide Fähigkeiten: wie der gefallene Engel konnte er seine riesenhafte Gestalt verkleinern, um sie in einen begrenzten Raum zu zwingen; seine Dehnbarkeit war seine Rettung und seine Wiedergeburt: für ihn war noch nicht alles zu Ende, wenn es auch zu Ende schien.

Er wechselte Gehaben und Kostüm nach den Bedürfnissen des Augenblicks und war ebenso vollendet in komischen wie in tragischen Rollen. Noch einen Augenblick, und wir sehen den Zwerg sein Haupt aus dem Staub der Erniedrigung erheben. Napoleon schätzte das Leben nach dem, was es ihm einbrachte; er fühlte instinktmäßig, was er noch zu schaffen hatte; er wollte nicht, daß ihm die Leinwand ausging, bevor er seine Bilder vollendet hatte.

Walter Scott, der weniger ungerecht ist als die Kommissäre, spricht offen darüber, daß die Wut des Volkes einen großen Eindruck auf Bonaparte gemacht habe, daß er Tränen vergossen und größere Schwäche gezeigt habe, als sein bekannter Mut hätte zulassen sollen; aber er fügt hinzu:

„Die Gefahr war in ihrer Art besonders schrecklich und danach angetan, selbst den-

jenigen einzuschüchtern, dem die Schrecken des Schlachtfeldes vertraut waren: der tapferste Soldat kann vor dem Tod der de Witts zittern."

Napoleon mußte diese revolutionäre Angst an dem gleichen Ort erdulden, an dem er seine Schreckensherrschaft begonnen hatte.

Während Bonaparte, den die ganze Welt kannte, inmitten von Verwünschungen aus Frankreich floh, verließ Ludwig XVIII., der überall vergessen war, London unter einem Himmel von weißen Fahnen und Kronen. Ich fürchtete den Eindruck der Wiedererscheinung Ludwigs XVIII. Ich beeilte mich, vor ihm in jene Stadt zu kommen, in welcher Jeanne d'Arc in die Hände der Engländer fiel und in welcher mir ein Buch gezeigt wurde, das von einer gegen Napoleon gerichteten Kugel getroffen worden war. Was würde man beim Anblick des königlichen Invaliden denken, der an Stelle jenes Reiters treten sollte, der wie Attila hätte sagen können: „Wo mein Pferd hingetreten ist, wächst kein Gras mehr." Ohne Überzeugung und ohne Lust übernahm ich eine ziemlich schwierige Aufgabe, die nämlich, die Ankunft in Compiègne zu schildern.

Ich schrieb das Folgende:

„Vor dem Wagen des Königs ritten Generale und Marschälle von Frankreich, die Seiner Majestät entgegengegangen waren. Man hörte nicht mehr den Ruf: ‚Es lebe der König!', sondern einen verworrenen Jubel, in dem man nichts unterschied, als den Ausdruck der Rührung und der Freude. Der König trug einen blauen Rock, der keine anderen Abzeichen hatte als einen Stern und Epauletten; seine Beine waren mit weiten Gamaschen von rotem Samt bekleidet, die mit einer schmalen goldenen Schnur besetzt waren. Wenn er mit seinen altertümlichen Gamaschen, den Stock zwischen den Knien, in seinem Lehnstuhl sitzt, so glaubt man Ludwig XVI. in seinem fünfzigsten Lebensjahre vor sich zu sehen. Die Marschälle Macdonald, Ney, Moncey, Serrurier, Brune, der Prinz von Neufchâtel, alle Generale, sowie alle anderen Anwesenden wurden mit den freundlichsten Worten begrüßt. So stark ist in Frankreich die Macht des legitimen Herrschers, jener Zauber, der an den Namen ‚König' gebunden ist. Ein Mann kommt allein aus der Verbannung, aller Güter beraubt, ohne Gefolge, ohne Garde, ohne Reichtümer; er hat nichts zu geben und fast nichts zu versprechen. Er steigt, auf den Arm einer jungen Frau gestützt, aus dem Wagen; er zeigt sich den Heerführern, die ihn nie gesehen haben, den Grenadieren, die kaum seinen Namen kannten. Wer ist dieser Mann? Es ist der König! Alles fällt ihm zu Füßen."

Was ich hier von den Militärs gesagt hatte, traf nur hinsichtlich der hohen Offiziere, nicht aber in bezug auf die Soldaten zu. Als wäre es heute, erinnere ich mich daran, wie Ludwig XVIII. sich bei seinem Einzug in Paris am 3. Mai in die Notre Dame-Kirche begab: Man hat ihm den Anblick fremder Truppen ersparen wollen, daher bildete ein Regiment der alten Garde zu Fuß Spalier vom Pont Neuf bis Notre Dame den Kai des Orfèvres entlang. Ich glaube nicht, daß menschliche Gesichter jemals drohender und schrecklicher ausgesehen haben. Diese mit Narben bedeckten Grenadiere, die Be-

sieger Europas, die so viel tausend Kanonenkugeln über ihre Köpfe hatten fliegen sehen, die gleichsam nach Feuer und Pulver rochen; diese Männer, denen man ihren Anführer geraubt hatte, waren gezwungen, vor einem alten, nicht durch den Krieg, sondern durch die Zeit zum Invaliden gewordenen König das Gewehr zu präsentieren, weil sie in der von Feinden überschwemmten Hauptstadt Napoleons von einer Armee von Russen, Österreichern und Preußen bewacht wurden. Die einen runzelten die Stirnen und drückten, wie um nicht sehen zu müssen, ihre Mütze bis auf die Augen herunter, andere zogen in der Wut der Verachtung die Mundwinkel herab, noch andere ließen ihre Zähne sehen wie Tiger. Als sie das Gewehr präsentierten, geschah es mit einer Bewegung des Zornes, die Schrecken erregte. Aber man muß gestehen, daß Männer niemals eine härtere Prüfung bestehen, eine quälendere Folter erdulden mußten. Wenn sie in diesem Augenblick zur Rache aufgerufen worden wären, hätte man sie bis auf den letzten Mann vertilgen müssen, sonst hätten sie die Welt aufgefressen.

Am Ende des Spaliers stand ein junger Husar zu Pferde; er hielt seinen nackten Säbel in der Hand und ließ ihn in einer krampfhaften Bewegung des Zornes spielen. Er war bleich; seine Augen blitzten; sein Mund bebte, seine Zähne schlugen aufeinander und erstickten die Verwünschungen, von denen nur die ersten Laute zu verstehen waren. Er erblickte einen russischen Offizier: der Blick, den er ihm zuwarf, war unbeschreiblich. Als der Wagen des Königs an ihm vorüberfuhr, bäumte sich sein Pferd und er war zweifellos in Versuchung, sich auf den König zu stürzen.

Die Restauration beging sogleich im Anfang einen nicht wieder gutzumachenden Fehler: sie hätte die Armee auflösen und nur die Marschälle, die Generale, die Militärgouverneurs behalten und den Offizieren ihre Pension, Ehrenzeichen und Grade lassen sollen; die Soldaten wären dann nach und nach wieder in die Armee eingetreten, wie es ja bei der königlichen Garde der Fall war; das Königshaus hätte dadurch nicht von vornherein diese organisierten, eingeschworenen Soldaten des Kaiserreiches gegen sich gehabt, die beständig von der Vergangenheit sprachen, sie zurückwünschten und eine feindselige Gesinnung gegen ihren neuen Gebieter nährten.

Die unglückselige Wiederherstellung der roten Garde, dieses Gemisches von Truppen der alten Monarchie und Soldaten des neuen Kaiserreiches vergrößerte noch das Übel; zu glauben, daß auf tausend Schlachtfeldern erprobte Veteranen sich nicht zurückgesetzt fühlen würden, wenn sie sähen, wie junge, zweifellos sehr tapfere, aber immerhin im Waffenhandwerk gänzlich unerfahrene Leute, hohe militärische Ränge bekleideten, die sie nicht verdient hatten: dies verriet eine große Unkenntnis der menschlichen Natur.

Während des Aufenthaltes Ludwigs XVIII. in Compiègne stattete ihm Alexander einen Besuch ab. Ludwig XVIII. verletzte ihn durch seinen Hochmut. Diese Zusammenkunft hatte die Erklärung von Saint-Queu am 2. Mai zur Folge. Der König sagte darin, er sei entschlossen, der Konstitution, die er seinem Volke zugedacht habe, Grundlagen zu geben: Die repräsentative Gewalt wird in zwei Körperschaften geteilt, Steuerfreiheit

bewilligt, öffentliche und persönliche Freiheit, Freiheit der Presse, sowie Religionsfreiheit gewährt. Das Eigentum wird für heilig und unantastbar erklärt, der Verkauf von Nationalgütern ist unwiderruflich, die Minister verantwortlich, die Richter unabsetzbar und die richterliche Gewalt unabhängig, jedem Franzosen sind alle Ämter zugänglich usw.

Am 30. Mai 1814 wurde zwischen den Verbündeten und Frankreich das Traktat von Paris geschlossen. Man kam überein, daß alle an dem Kriege beteiligten Mächte innerhalb von zwei Monaten ihre Bevollmächtigten nach Wien schicken sollten, um auf einem allgemeinen Kongreß endgültige Abmachungen zu treffen.

Am 4. Juni erschien Ludwig XVIII. in einer Kollektivversammlung des gesetzgebenden Körpers und einer Fraktion des Senats. Er hielt eine schöne Rede; aber diese langweiligen Details sind veraltet, vergangen, abgebraucht und dienen nur noch als historischer Faden.

Die Charte hatte für den größten Teil der Nation den Nachteil, daß sie oktroyiert war. Ludwig XVIII. datierte seine Wohltat von dem Jahr seiner Regierung, indem er Napoleon als gar nicht dagewesen betrachtete, wie einst Karl II. über Cromwell hinweggeschritten war: das war eine Art Beleidigung für die Souveräne, die alle Napoleon anerkannt hatten und nun alle in Paris weilten. Von diesem Umstand abgesehen, konnte die Verfassung, die an Stelle des Despotismus trat und uns die gesetzmäßige Freiheit gab, jeden billig Denkenden befriedigen. Die Royalisten, die so viel Vorteil aus ihr zogen und die aus ihren Dörfern oder von ihrem ärmlichen Herde oder aus den verborgenen Winkeln, in denen sie während der Kaiserzeit gelebt hatten, zu hohen öffentlichen Ämtern berufen wurden, nahmen diese Wohltat nur murrend hin; und die Liberalen, die sich der Tyrannei Bonapartes freudigen Herzens unterworfen hatten, erklärten die Charte für einen wahrhaften Sklavereikodex. Wir sind bei einem Babel angelangt: aber man arbeitet an keinem gemeinsamen Gebäude mehr: jeder baut für sich an seinem Turm. Wenn die Charte übrigens mangelhaft erschien, so kam dies daher, daß die Revolution noch nicht beendet war: das Prinzip der Gleichheit und Demokratie bewegte noch die Gemüter und wirkte in einem der Monarchie entgegengesetzten Sinne.

Die verbündeten Fürsten zögerten nicht, Paris zu verlassen: Alexander ließ vor seiner Abreise auf dem Place de la Concorde einen Gottesdienst abhalten. Dort, wo das Schaffot Ludwigs XVI. gestanden hatte, wurde ein Altar errichtet. Sieben russische Priester hielten das Hochamt und die ausländischen Truppen defilierten vor dem Altar. Das Tedeum wurde nach einer schönen altgriechischen Melodie gesungen. Die Soldaten und die Souveräne knieten nieder, um den Segen zu empfangen. Die Gedanken der Franzosen wandten sich dem Jahre 1793 bis 1794 zu, da die Ochsen sich weigerten, über jenen Platz zu gehen, weil sie den Blutgeruch nicht vertragen konnten. Welche Hand hatte diese Männer aus allen Ländern, diese Nachkommen der alten Barbaren,

diese Tartaren, von denen viele in Zelten aus Rinderhaut am Fuße der chinesischen Mauern wohnten, zu diesem Sühnefest geführt? Solche Schauspiele werden die schwächlichen Generationen, die meinem Jahrhundert folgen, nicht mehr erleben.

Im ersten Jahre der Restauration erlebte ich die dritte soziale Umwälzung. Ich hatte die alte Monarchie in die konstitutionelle und diese in die Republik übergehen sehen; ich hatte gesehen, wie sich die Republik in militärischen Despotismus verwandelte und jetzt sah ich den Militärdespotismus zu einer freien Monarchie, die neuen Ideen und die neuen Generationen zu den früheren Grundsätzen und den früheren Menschen zurückkehren. Die Marschälle des Kaiserreiches wurden zu Marschällen von Frankreich; unter die Uniformen der napoleonischen Garde mengten sich die Uniformen des Garde du Corps und der Maison-rouge, die genau nach dem alten Muster angefertigt waren; der alte Herzog von Havre marschierte mit seiner gepuderten Perücke und seinem schwarzen Stab, mit wackeligem Kopf an der Spitze des Garde du Corps, daneben hinkte der Marschall Victor, aus der napoleonischen Armee; der Herzog von Mouchy, der niemals Pulver gerochen hatte, schritt neben dem narbenbedeckten Marschall Oudinot zur Messe; das Schloß in den Tuilerien, das unter Napoleon so streng militärisch gewirkt hatte, war nun von dem Duft reicher Mahlzeiten erfüllt; die Herren Kammerjunker und Zeremonienmeister überschwemmten es mit ihrem Heer von Lakaien und Dienern. In den Straßen sah man ergraute Emigranten mit altväterischen Mienen und Kleidern, ohne Zweifel sehr ehrenwerte Leute, aber ebenso fremd in der modernen Menge, wie die republikanischen Anführer unter den Soldaten Napoleons. Die Damen des kaiserlichen Hofes führten die Witwen des Faubourg Saint-Germain ein und machten sie mit dem Inneren des Palastes bekannt. Diese verschiedenen Persönlichkeiten bewahrten jede die Sprache, die Gefühle, die Gedanken, die Gewohnheiten, die ihnen vertraut waren. Die Freiheit, die jener Epoche zugrunde lag, vereinigte die, die auf den ersten Blick so weit voneinander getrennt schienen, aber es war schwer, diese Freiheit zu erkennen, denn sie trug die Farben der alten Monarchie und des kaiserlichen Despotismus. Jedermann sprach auch die konstitutionelle Sprache schlecht; die Royalisten machten grobe Fehler, wenn sie von der Verfassung sprachen; die Imperialisten waren darin noch unerfahrener; die Mitglieder des Nationalkonvents, die abwechselnd Grafen, Barone, Senatoren Napoleons und Pairs Ludwigs XVIII. geworden waren, verfielen bald in die republikanische Sprache, die sie fast vergaßen, bald in die Sprache des Absolutismus, die sie aus dem Grunde gelernt hatten.

Die Metamorphosen wären abscheulich gewesen, wenn sie nicht durch die Beweglichkeit des französischen Charakters unterstützt worden wären.

Sind es die Royalisten, denen man die Restauration zuschreiben muß, wie heute behauptet wird? Nicht im entferntesten: dann hätten dreißig Millionen Menschen bestürzt zugesehen, wie ein paar Königstreue gegen den Willen aller eine verhaßte Restauration herbeiführten, indem sie mit dem Taschentuch wehten und ein Band ihrer Frau

am Hut befestigten. Tatsächlich war die überwiegende Mehrzahl der Franzosen von Freude erfüllt; aber diese Majorität war nicht legitimistisch im engeren Sinne des Wortes, wenn man es nur auf die starren Anhänger der alten Monarchie anwendet. Diese Majorität bestand aus einer Volksmenge von allen Meinungsnuancen, die glücklich war, befreit zu sein, und einen heftigen Haß gegen den Mann hegte, dem sie die Schuld an allem Unglück zuschrieb; daher der Erfolg meiner Broschüre. Wie viele erklärte Aristokraten gab es, die den Namen des Königs proklamierten? Die Herren Matthieu und Adrien von Montmorency, die Herren von Polignac, die aus ihren Kerkern entkommen waren, Alexis von Noailles und Sosthène de la Rochefoucauld. Konnten diese sieben oder acht Männer, die das Volk verkannte und denen es nicht folgte, einer ganzen Nation Gesetze vorschreiben?

Madame de Montcalm hatte mir zwölfhundert Franken zur Verteilung an echte Legitimisten geschickt: ich mußte sie ihr zurückschicken, da ich nicht einmal ein Fünffrankenstück anbringen konnte. Man befestigte ein schimpfliches Seil am Halse des Standbildes auf der Vendômesäule; aber es gab so wenig Royalisten, die Lust hatten, sich Ruhm zu erwerben und an dem Seil zu ziehen, daß die ganz bonapartischen Behörden das Bild ihres Herrn herabzogen: der Koloß beugte unter der Gewalt sein Haupt und fiel vor die Füße der Souveräne Europas, die sich so oft vor ihm niedergeworfen hatten. Die Männer der Republik und des Kaiserreiches waren es, die die Restauration mit Begeisterung begrüßten. Das Benehmen und die Undankbarkeit der durch die Revolution erzogenen Leute gegen denjenigen, den sie heute betrauern und bewundern, war erschreckend.

Imperialisten und Liberale, Ihr seid es, in deren Hände die Regierung gekommen ist, Ihr, die Ihr vor dem Sohne Heinrichs IV. auf den Knien liegt! Es war ganz natürlich, daß die Royalisten glücklich waren, ihren Fürsten wiederzuhaben und die Regierung desjenigen enden zu sehen, den sie als einen Usurpator betrachteten; aber Ihr, Kreaturen dieses Usurpators, Ihr tatet es den Royalisten an Übertreibungen zuvor. Die Minister, die großen Würdenträger liefen um die Wette, um der Legitimität ihren Eid zu leisten; alle Zivil- und Gerichtsbehörden drängten sich, der geächteten neuen Dynastie Haß und dem alten Geschlecht, das sie hundertmal verflucht hatten, Liebe zu schwören. Wer verfaßte jene anklagenden und schmähenden Proklamationen gegen Napoleon, von denen Frankreich überschwemmt wurde? Royalisten? Nein: die Minister, die Generale, die Behörden, die Bonaparte gewählt und gestürzt hatten. Wo versammelte sich die Restauration? Bei Royalisten? Nein, bei Talleyrand. Mit wem? Mit Herrn von Pradt, einem Almosenier des „Gottes Mars", einem ausgemachten Hanswurst. Mit wem und bei wem dinierte, speiste der Generalleutnant des Königreichs nach seiner Ankunft? Bei Royalisten und mit Royalisten? Nein. Bei dem Bischof von Autun und mit Herrn von Caulaincourt. Wo gab man den „ehrlosen fremden Fürsten" glänzende Feste? Auf den Schlössern der Royalisten? Nein: in Malmaison, bei der Kaiserin Josephine.

Wem brachten die nächsten Freunde Bonapartes, Berthier z. B., ihre ergebensten Huldigungen dar? Der Legitimität. Wer verbrachte viele Stunden bei dem Autokraten Alexander, jenem brutalen Tartaren? Die Gelehrten, die Männer der Wissenschaft, die Philosophen, die Philantropen, die Theophilantropen und andere; sie kamen entzückt, mit Lob und Tabaksdosen beladen von ihm zurück. Wir armen Legitimisten aber wurden nirgends zugelassen; man schätzte uns für nichts. Bald forderte man uns auf der Straße auf, schlafen zu gehen, bald empfahl man uns, nicht zu laut „es lebe der König" zu rufen. Das würden schon andere für uns besorgen. Weit entfernt, jemanden zu zwingen, Legitimist zu werden, erklärten die Mächtigen, daß niemand gezwungen würde, seine Rolle und seine Sprache zu ändern, daß der Bischof von Autun ebensowenig gewungen würde, unter dem Königreich seine Messe zu lesen, wie unter dem Kaiserreich. Keine Jeanne d'Arc rief die neuen Könige aus; aber ich sah Madame Talleyrand, die Bonaparte ihrem Gatten wie eine Kette angehängt hatte, in einer Kalesche durch die Straßen fahren und Hymnen auf die fromme Familie der Bourbonen singen. Einige aus den Fenstern der dem kaiserlichen Hof nahestehenden Familien flatternde Fahnen ließen die guten Kosaken glauben, daß in den Herzen der bekehrten Bonapartisten ebensoviele Lilien wären wie weiße Lappen an ihren Fenstern. Die Ansteckung ist in Frankreich unglaublich. Man würde: „herunter mit meinem Kopf!" rufen, wenn man es von seinem Nachbarn hörte. Die Imperialisten kamen in unsere Häuser und zwangen uns Bourbonisten, alles, was sich an weißem Zeug in unseren Schränken fand, als Fahnen hinauszustecken: so geschah es auch bei mir. Aber Madame Chateaubriand wollte nichts davon wissen und verteidigte tapfer ihre Wäsche.

Der in eine Deputiertenkammer verwandelte gesetzgebende Körper und die Pairs-Kammer, die aus hundertzweiundfünfzig auf Lebensdauer ernannten Mitgliedern bestand, unter denen sich mehr als sechzig Senatoren befanden, bildeten die zwei ersten gesetzgebenden Kammern. Talleyrand, der zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden war, reiste zum Wiener Kongreß, dessen Eröffnung auf Beschluß des Traktats vom 30. Mai auf den 3. November angesetzt war.

Am 21. Oktober legte der Abbé von Montesquiou, Minister des Innern, das erste Pressegesetz vor; es unterwarf der Zensur jede Schrift von weniger als zwanzig Seiten Druckbogen. Herr Guizot, sein Generalsekretär, arbeitet dieses erste Gesetz der Freiheit aus.

Carnot richtete einen Brief an den König: er gab zu, daß „die Bourbonen mit Jubel empfangen worden seien"; aber ohne die geringste Rücksicht auf die Kürze der Zeit, noch auf alles, was die Charte bewilligt hatte, gab er gewagte und hochmütige Ratschläge: dies alles hat keinen Wert, wenn man den Rang eines Ministers und den Titel eines Grafen des Reiches annehmen muß; es ist unangebracht, sich einem schwachen, freisinnigen Fürsten gegenüber stolz zu zeigen, wenn man vor einem heftigen, despotischen Herrscher im Staube gelegen hat. Ich ließ als Antwort die „Réflexions Poli-

tiques" erscheinen; sie enthalten das Wesen der Monarchie nach der Charte; Herr Laine, der Präsident der Deputierten-Kammer lobte dieses Werk dem König gegenüber. Dieser schien sich zu jeder Zeit über die Dienste, die ich ihm zu erweisen die Ehre hatte, zu freuen. Der Himmel schien mich zum Herold der Legitimität ausersehen zu haben: aber einen je größeren Erfolg meine Schrift hatte, desto weniger schien ihr Autor Seiner Majestät zu gefallen. Die „Réflexions Politiques" verbreiteten meine konstitutionellen Grundsätze: Diese riefen am Hofe einen Eindruck hervor, den meine treue Anhänglichkeit an die Bourbonen nicht hatte verwischen können. Ludwig XVIII. sagte zu seinen Vertrauten: „Hüten Sie sich, jemals einen Dichter an Ihren Geschäften teilnehmen zu lassen. Der verdirbt alles. Diese Leute sind unbrauchbar."

Eine starke und innige Freundschaft erfüllte damals mein Herz: Die Herzogin von Duras hatte in der Phantasie und selbst im Ausdruck ihres Gesichtes einige Ähnlichkeit mit Frau von Staël. Als sie aus der Emigration zurückgekehrt war, lebte sie mehrere Jahre auf dem Schlosse Ussé an der Loire, und in den schönen Gärten von Méréville hörte ich zum ersten Male von ihr sprechen, nachdem ich zu gleicher Zeit mit ihr in London gewesen war, ohne ihr zu begegnen. Sie kam wegen der Erziehung ihrer reizenden Töchter Felicia und Klara nach Paris. Familienbeziehungen und Verwandtschaft in literarischen und politischen Meinungen öffneten mir die Tür zu ihrem Salon. Ihre Herzenswärme, ihr vornehmer Charakter, ihr hoher Geist und ihre edle Denkungsart machten sie zu einer hervorragenden Frau. Zu Beginn der Restauration nahm sie mich unter ihren Schutz; denn trotz der Dienste, die ich der Legitimität erwiesen hatte und die Ludwig XVIII. auch anerkannte, war ich so sehr zurückgestellt worden, daß ich daran dachte, mich in die Schweiz zurückzuziehen, vielleicht hätte ich wohl daran getan: wäre ich in jener Einsamkeit nicht glücklicher gewesen, als im Schlosse der Tuilerien?

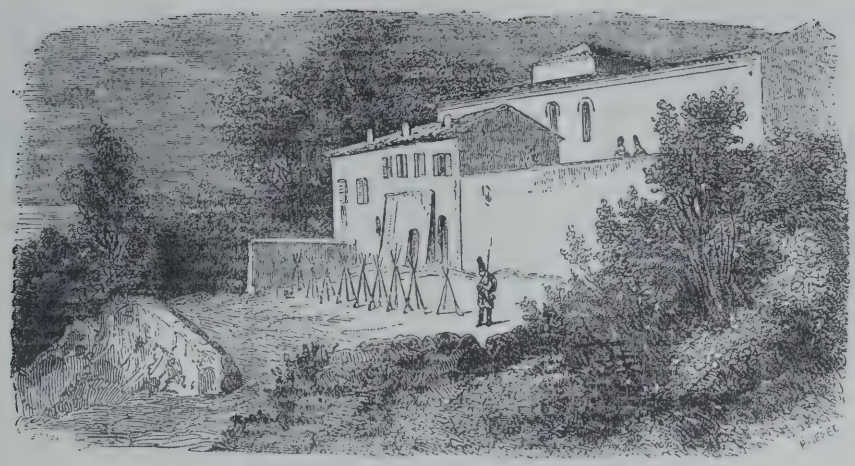
Frau von Duras sprach mit Herrn von Blacas über mich. Er antwortete, es stehe mir vollständig frei, zu gehen, wohin ich wolle. Frau von Duras wurde so dringlich, sie besaß einen solchen Mut, wenn es galt, ihren Freunden einen Dienst zu erweisen, daß man eine unbesetzte Gesandtschaftsstelle hervorsuchte, die Gesandtschaft von Schweden. Ludwig XVIII., der meines Lärmens schon müde war, freute sich, daß er mich seinem lieben Bruder, dem König Bernadotte, zum Geschenk machen konnte.

Frau von Duras, eine vortreffliche Frau, die mir erlaubte, sie Schwester zu nennen, und deren Umgang ich in Paris mehrere Jahre genießen durfte, ist in Nizza gestorben.

Am 30. Dezember des Jahres 1814 wurde die gesetzgebende Kammer auf den 1. Mai 1815 vertagt, als hätte man sie zu der Versammlung Bonapartes auf dem Maifelde berufen. Am 18. Januar wurden die Gebeine Marie-Antoinettes und Ludwigs XVI. exhumiert. Ich wohnte dieser Exhumierung auf dem Friedhofe bei, wo Fontaine und Percier später auf den frommen Wunsch der Thronfolgerin, nach dem Vorbild der

Begräbniskirche von Rimini, das vielleicht großartigste Monument von Paris errichtet haben.

Als ich den Katafalk mit den irdischen Überresten des Königs und der Königin von Ducluzeau abfahren sah, fühlte ich mich tief ergriffen; voll unheilvoller Ahnung folgten ihm meine Augen. Endlich nahm Ludwig XVI. seine Ruhestätte in Saint-Denis ein, während Ludwig XVIII. im Louvre schlummert. Die beiden Brüder begannen zusammen eine neue Ära von Königen und legitimen Gespenstern: eine nutzlose Wiederherstellung des Thrones und des Grabes, deren Staub die Zeit nun längst verweht hat.



VIERTES BUCH

Bonaparte hatte sich geweigert, sich auf einem französischen Fahrzeug einzuschiffen, da er damals nur die siegreiche englische Marine hochhielt; er hatte seinen ganzen Haß, die Verleumdungen und Schmähungen vergessen, mit denen er das perfide Albion überschüttet hatte, und bewunderte diejenigen, denen sich das Kriegsglück zugewandt hatte. Es war der „Undaunted", der ihn nach seinem ersten Verbannungsort brachte; er war nicht ohne Besorgnis, wie er empfangen und ob ihm die französische Garnison das von ihr besorgte Gebiet überlassen würde. Von den italienischen Bewohnern der Insel wollten die einen die Engländer herbeirufen, die anderen gänzlich frei bleiben; die Trikolore und die weiße Fahne flatterten nebeneinander auf einigen nahe aneinandergelegenen Vorgebirgen. Es ging indes alles ruhig ab. Als man hörte, daß Bonaparte Millionen mitbrachte, entschied man sich großmütig, das „erhabene Opfer" aufzunehmen. Die zivilen und geistlichen Behörden wurden zu der gleichen Überzeugung bewogen. Der Generalvikar Joseph Philipp Arrighi ließ folgenden Erlaß anschlagen: „Die göttliche Vorsehung hat es gewollt, daß wir in Zukunft Untertanen Napoleons des Großen seien. Die Insel Elba, die zu einer so großen Ehre ausersehen ist, nimmt den Gesalbten des Herrn in ihrem Schoße auf usw. usw."

Der Kaiser hatte dem General Dalesme, dem Kommandanten der französischen Garnison, geschrieben, er möge den Bewohnern von Elba kundtun, daß er ihre Insel zum Aufenthalt „gewählt" habe wegen ihrer sanften Sitten und der Milde ihres Klimas. Er landete in Porto-Ferrajo unter der doppelten Begrüßung der englischen Fregatte, auf der er sich befand, und der Küstenbatterien. Von da wurde er unter den Altarhimmel der Pfarrkirche geführt, wo man das Tedeum sang. Der Küster, der den Zeremonienmeister spielte, war ein kleiner dicker Mensch, der die Hände nicht über seinem Bauche zu-

sammenbringen konnte. Dann wurde Napoleon in die Meierei geführt. Dort war eine Wohnung für ihn vorbereitet. Man entfaltete die neue kaiserliche Flagge, weißer Grund mit roten Querstreifen und drei goldenen Bienen. Drei Violinen und zwei Baßgeigen folgten mit Festmusik. Der Thron, der eiligst im öffentlichen Ballsaale aufgestellt worden war, war mit Goldpapier und roten Zeugstücken überzogen. Der Komödiant in dem Gefangenen paßte sich dieser Zeremonie trefflich an. Napoleon spielte den Frommen, wie er seinen Hof im Palaste der Tuilerien mit alten Spielen amüsiert und gleich nachher zum Zeitvertreib Massen hingemordet hatte. Er bildete nun seinen Hofstaat, der aus vier Kammerherrn, drei Ordonnanzoffizieren und zwei Hofkurieren bestand. Er machte bekannt, daß er zweimal in der Woche um 8 Uhr abends die Damen

empfangen würde. Er gab einen Ball. Ohne Mühe sieht man ihn vom Marktplatz zum Thron, von den Königen und Königinnen, die sich in Erfurt um ihn drängten, zu den Schweineschlächtern und Ölhändlern schreiten, die in seiner Scheune in Porto-Ferrajo um ihn herumtanzten.

Bonaparte hatte die Beschimpfungen, die er erlitten, nicht vergessen; er hatte nicht darauf verzichtet, sein Leichentuch zu zerreißen; aber er fand es für gut, begraben zu scheinen und nur manchmal gespenstisch um sein Grabmal zu schweben. Deshalb beeilte er sich auch, als hätte er an nichts anderes zu denken, in seine Magneteisenbrüche hinabzusteigen; man konnte ihn für den gewesenen Bergwerksinspektor seiner ehemaligen Staaten halten. Er bereute, seinerzeit die Erträgnisse des Hüttenwerkes von Illua für die Ehrenlegion bestimmt zu haben. Fünfhunderttausend Franken erschienen ihm wertvoller, als ein blutgetränktes Kreuz auf der Brust seiner Grenadiere: „Wo hatte ich meinen Kopf?“ sagte er; „aber ich habe mehrere solcher dummer Dekrete erlassen.“ Er schloß einen Handelsvertrag mit Livorno und nahm sich vor, auch einen

solchen mit Genua zu schließen. Auf gut Glück begann er den Bau einer Landstraße und zeichnete die Pläne zur Anlegung von vier großen Städten, wie einst Dido die Grenzen von Karthago zeichnete. Er erklärte, daß er von nun an wie ein Friedensrichter in einer englischen Grafschaft leben wolle, dennoch entschlüpften ihm, als er einen Berg bestieg, der Porto-Ferrajo beherrscht, beim Anblick des Meeres, das sich auf allen Seiten an der Felsenküste brach, die Worte: „Zum Teufel! Man muß gestehen, daß meine Insel sehr klein ist.“ In einigen Stunden hatte er sein ganzes Gebiet besichtigt; er wollte es um die Felseninsel Pianosa vergrößern. „Europa wird mich beschuldigen, schon wieder eine Eroberung gemacht zu haben,“ sagte er lachend. Die

verbündeten Mächte freuten sich, daß sie ihm gleichsam als Hohn 400 Soldaten gelassen hatten; er brauchte nicht mehr, um sie alle wieder unter die Fahnen zu rufen.

Die Anwesenheit Napoleons an der Küste von Italien, die seinen Ruf aufsteigen gesehen und die Erinnerung an ihn bewahrt hatte, brachte alles in Bewegung. Murat war nicht weit entfernt; seine Freunde und auch Fremde landeten heimlich und auch öffentlich auf der Insel; seine Mutter und seine Schwester, die Prinzessin Pauline, besuchten ihn; man erwartete, bald auch Marie-Louise und ihren Sohn ankommen zu sehen. Tatsächlich erschien auch eine Frau mit einem Kinde: sie wurde höchst geheimnisvoll empfangen und bezog eine einsame Villa im entlegensten Winkel der Insel. Nach zweitägiger Ruhe flog der Schwan des Nordens über das Meer, um sich in den Myrtenhainen von Baja niederzulassen, und nahm sein Kind in einer weißen Jolle mit.

Wären wir weniger vertrauensvoll gewesen, so hätten wir das Herannahen einer Katastrophe vorausfühlen können.

Bonaparte war seiner Wiege und dem Schauplatz seiner Eroberungen zu nahe; seine Begräbnisinsel mußte entfernter und von mehr Wogen umspielt sein. Es ist unbegreiflich, wie die Verbündeten auf die Idee kommen konnten, Napoleon auf diese Insel zu verweisen, auf der er die Lehrzeit seines Exils bestehen sollte; konnte man glauben, daß sein Herz beim Anblick der Apenninen, beim Geruch der Schlachtfelder von Montenotte, Arcole und Marengo, beim Anblick von Venedig, Rom und Neapel, seinen drei schönen Sklavinnen, nicht von der unwiderstehlichsten Versuchung ergriffen werden würde? Hatte man vergessen, daß er die Welt umgestaltet und überall Bewunderer und Verpflichtete hatte, die alle seine Komplizen waren? Sein Ehrgeiz war verletzt, nicht aber erloschen; Unglück und Rachsucht fachten die Flamme von neuem an.

Im ersten Jahre der Restauration ging der Bonapartismus, je größer seine Hoffnungen wurden und je besser man den schwachen Charakter der Bourbonen kennen lernte, vom bloßen Wunsch zur Tat über. Als die Intrige außen angesponnen wurde, begann sie auch im Innern und die Verschwörung spann ihre Netze.

Unter der geschickten Leitung des Herrn von Ferrand besorgte Herr von Lavalette die Korrespondenz. Die Kuriere der Monarchie überbrachten die Depeschen des Kaisertums. Man verbarg sich nicht mehr; Karikaturen kündeten eine erwünschte Rückkehr an; man sah Adler durch die Fenster der Tuilerien hereinfliegen, während eine Schar von Truthühnern sich durch die Türen entfernte. Von allen Seiten kamen Warnungen, aber man wollte ihnen keinen Glauben schenken. Die Schweizer Regierung hatte sich vergeblich beeilt, den König von den Umtrieben Joseph Bonapartes, der im Waadtlande lebte, zu unterrichten. Eine Dame, die von der Insel Elba kam, schilderte bis in alle Einzelheiten die Vorgänge in Porto-Ferrajo und wurde dafür ins Gefängnis geworfen. Man hielt es für ausgemacht, daß Napoleon vor Auflösung des Kongresses keinen Versuch wagen würde und daß seine Pläne auf Italien gerichtet seien. Andere, noch Klügere, wünschten nichts sehnlicher, als daß der „kleine Korporal", „der Werwolf", „der Gefangene", in Frankreich landen möge; das wäre das Bequemste; man könnte ihn mit einem Schlage vernichten. Pozzo di Borgo erklärte in Wien, daß der Delinquent an einem Baumaste aufgehängt werden würde. Hätte man gewisse Papiere zur Hand, so könnte man beweisen, daß 1814 eine Militärverschwörung angezettelt worden war, die gleichen Schritt hielt mit einer politischen Verschwörung, die Talleyrand auf Anstiften Fouchés in Wien leitete. Die Freunde Napoleons schrieben ihm, daß er seinen Platz in den Tuilerien vom Herzog von Orleans besetzt finden würde, falls er seine Rückkehr nicht betreibe: sie hofften, daß diese Nachricht den Kaiser zur Eile antreiben würde.

Die Verschwörung von Drouet d'Erlon und Lefebvre-Desnouettes war ausgebrochen. Einige Tage vor der Schilderhebung dieser Generale speiste ich bei dem Marschall Soult, der am 3. Dezember 1814 zum Kriegsminister ernannt worden war. Ein Dumm-

kopf erzählte hier von dem Exil Ludwigs XVIII. in Hartwell; der Marschall hörte ihm zu und antwortete auf jeden neuen Umstand mit den Worten: „Das ist historisch." Man brachte die Pantoffel Seiner Majestät. — „Das ist historisch." Der König aß an Fasttagen vor dem Diner drei frische Eier; „das ist historisch." Diese Antwort frappierte mich. Wenn eine Regierung auf keinem festen Grund mehr steht, so wird jeder Mensch, dessen Gewissen für nichts zählt, je nach der Energie seines Charakters, ein viertel, ein halber, ein dreiviertel Verschwörer; er wartet darauf, wie sich das Schicksal wendet: Ereignisse machen mehr Verräter als Überzeugungen.

Plötzlich verkündete der Telegraph den Tapferen und Ungläubigen die Landung des Mannes: Monsieur eilt mit dem Herzog von Orleans und dem Marschall Macdonald nach Lyon und kommt sogleich wieder zurück. Der Marschall Soult, der in der Deputiertenkammer denunziert worden ist, tritt seinen Platz am 11. März dem Herzog von Feltre ab. Bonaparte traf als Kriegsminister Ludwigs XVIII. im Jahre 1815 denselben Mann an, der im Jahre 1814 sein letzter Kriegsminister gewesen war.

Die Kühnheit des Unternehmens war unerhört. Vom politischen Standpunkt aus könnte man es als das unverzeihlichste Verbrechen und als den Kapitalfehler Napoleons betrachten. Er wußte, daß die noch auf dem Kongreß versammelten Fürsten, daß das noch unter Waffen stehende Europa seine Wiedereinsetzung niemals dulden würden; sein Verstand mußte ihm sagen, daß ein Erfolg, selbst wenn er ihn errang, nicht länger als einen Tag dauern könnte: er opferte seinem Wunsche, wieder auf dem Schauplatz zu erscheinen, die Ruhe eines Volkes, das Gut und Blut für ihn verschwendet hatte. Er setzte das Land, dem er alles verdankte, was er gewesen, und alles, was er in Zukunft sein würde, der Vernichtung aus. Es lag in diesem phantastischen Einfall ein maßloser Egoismus und ein empörender Mangel an Dankbarkeit und edler Gesinnung gegen Frankreich.

All dies ist nach der praktischen Vernunft für jeden, der ein Herz besitzt, unbestreitbar. Aber für Männer von der Art Napoleons gibt es eine andere Art von Vernunft. Diese über der Menge stehenden Geschöpfe gehen andere Wege: die Kometen beschreiben Kurven, die sich der Berechnung entziehen; sie sind an nichts gebunden und scheinen keinen Zweck zu haben; tritt ein Himmelskörper in ihre Bahn, so zerschmettern sie ihn und ziehen weiter; ihre Gesetze kennt nur Gott.

Bonaparte war weniger durch die falschen Berichte seiner Freunde, als durch die Notwendigkeit seines Genies zu diesem Unternehmen bestimmt worden; er folgte dem Gesetz in sich. Für einen großen Mann ist es nicht genug, daß er geboren wurde, er muß auch sterben. War die Insel Elba ein würdiges Grab für Napoleon? Konnte er sich mit der Herrschaft eines Gemüsegartens zufrieden geben? Hätte er mehr Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn er später gekommen wäre, wenn sein Andenken nicht mehr so frisch gewesen wäre, seine alten Soldaten die Armee verlassen hätten, und neue soziale Stellungen hätten erobert werden müssen?

Nun! Er spielte der Welt einen Streich; und bei seinem Auftauchen mußte er glauben, daß er sich in dem Vertrauen auf seine Macht nicht getäuscht habe.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Februar, nach einem Ball, den die Fürstin Borghese gab, entflieht er in Begleitung der Siegesgöttin, die so lange seine Verbündete und Gefährtin gewesen war; er durchschifft ein Meer, das mit unseren Flotten bedeckt ist, begegnet zwei Fregatten, einem Linienschiff von 24 Kanonen und der Kriegsbrigg „Zephyr", die ihn anhält und ausfragt: er antwortet selbst auf die Fragen des Kapitäns: das Meer und die Wogen heißen ihn willkommen und er setzt seinen Weg fort. Das Oberdeck des „Inconstant", des kleinen Fahrzeuges, das ihn trägt, dient ihm als Arbeits- und Erholungsraum; er diktiert in Sturm und Wind und läßt auf dem schwankenden Tisch drei Proklamationen an die französische Armee niederschreiben; einige neben seiner Admiralsbarke segelnden Feluken, auf denen sich seine Begleiter befinden, führen die weiße Flagge mit den Sternen. Am 1. März um 3 Uhr morgens landet er zwischen Cannes und Antibes im Meerbusen von Juan an der Küste Frankreichs: er steigt an Land, geht am Ufer spazieren, pflückt Veilchen und biwakiert in einem Olivenhain. Die bestürzte Bevölkerung weicht ihm aus. Er läßt Antibes seitwärts liegen, wirft sich in das Gebirge von Grasse, passiert Séranon, Barrême, Digne und Gap. In Sisteron können ihn zwanzig Menschen aufhalten und er findet nicht einen einzigen. Ungehindert setzt er seinen Weg fort; mitten durch die Bevölkerung, die ihm noch vor einigen Monaten an das Leben wollte. Treten Soldaten in den leeren Raum, der sich um seinen gigantischen Schatten gebildet hat, so werden sie von der Anziehungskraft seiner Adler unwiderstehlich mit fortgerissen. Seine behexten Feinde suchen ihn, und sehen ihn nicht; er verbirgt sich in seinem Ruhm, wie der Löwe der Sahara sich in den Strahlen der Sonne verbirgt, um sich den Augen der geblendeten Jäger zu entziehen. Als Napoleon an der Spitze von vierhunderttausend Mann Infanterie und hunderttausend Pferden den Niemen überschritt, um den Palast des Zaren in Moskau in die Luft zu sprengen, war er weniger bewunderswert als jetzt, da er seine Fesseln zerbrach, sie den Königen ins Gesicht warf und allein von Cannes nach Paris zog, um sich in den Tuilerien ruhig schlafen zu legen.

Neben das Wunder der Invasion eines einzelnen Mannes, trat ein zweites, das die Rückwirkung des ersteren war: die Legitimität fiel in Ohnmacht; diese Schwäche des Staatsherzens teilte sich den Gliedmaßen mit und Frankreich war gelähmt. Zwanzig Tage lang rückt Napoleon in kurzen Märschen vor; seine Adler fliegen von Kirchturm zu Kirchturm, und auf einem Weg von zweihundert Meilen findet die Regierung, die über alles gebietet und über Geld und Waffen verfügt, weder Zeit noch Mittel, eine Brücke zu zerstören oder einen Baum zu fällen, um wenigstens um eine Stunde den Vormarsch eines Mannes aufzuhalten, dem sich die Bevölkerung zwar nicht widersetzt, dem sie aber ebensowenig Folge leistet.

Diese Betäubung der Regierung war um so beklagenswerter, als die öffentliche

Meinung in Paris ganz auf ihrer Seite war; sie wäre trotz des Abfalls des Marschalls Ney zu allem bereit gewesen. Benjamin Constant schrieb:

„Nachdem er alle Plagen über unser Land gebracht, hat er den Boden Frankreichs verlassen. Wer hätte nicht geglaubt, daß er ihn für immer verlassen habe? Plötzlich taucht er wieder auf und verspricht Frankreich von neuem Freiheit, Sieg und Frieden. Als Urheber der tyrannischsten Konstitution, die jemals Frankreich regiert hat, spricht

er noch heute von Freiheit! Aber er ist es, der vierzehn Jahre lang diese Freiheit untergraben und zerstört hat. Für ihn hatte die Entschuldigung der Gewohnheit keine Geltung; er war nicht auf dem Throne geboren. Seine Brüder sind es, die er unterjocht, seine Standesgenossen, die er geknechtet hat. Er hatte keine Macht geerbt; die Tyrannei war sein Sinnen und Trachten: was für eine Freiheit kann er uns versprechen? Sind wir jetzt nicht tausendmal freier als unter seiner Regierung? Er verspricht uns den Sieg und dreimal hat er seine Truppen in Ägypten, in Spanien und in Rußland verlassen, seine Waffengefährten der dreifachen Qual der Kälte, des Elends und der Verzweiflung ausgesetzt. Ihm verdankt Frankreich die Demütigung, von fremden Truppen überschwemmt worden zu sein; er hat die Eroberungen, die wir vor ihm gemacht haben,

wieder verloren. Er verspricht den Frieden und sein Name allein ist ein Kriegsruf. Das Volk, das durch ihn schon unglücklich genug geworden ist, wird von neuem den Haß Europas auf sich ziehen; sein Sieg wäre der Anfang eines Kampfes auf Leben und Tod gegen die zivilisierte Welt. Er hat nichts zu fordern und nichts zu bieten. Wen könnte er überzeugen, wen verführen? Den Krieg im Innern, den Krieg nach außen: das sind die Geschenke, die er uns bieten kann."

Der Tagesbefehl des Marschall Soult vom 8. März 1815 spricht das Gleiche aus.

Am 16. März fand sich Ludwig XVIII. in der Deputiertenkammer ein; es handelte sich um das Schicksal Frankreichs und der Welt. Als Seine Majestät eintrat, entblößten die Deputierten und die Zuschauer auf den Tribünen das Haupt und erhoben sich; begeisterte Zurufe erschütterten die Wände des Saales. Ludwig XVIII. besteigt langsam den Thron; die Prinzen, Marschälle und Offiziere der Garde stellen sich zu beiden Seiten des Königs auf; die Zurufe verstummen; alles schweigt: In dieser Stille vermeinte man die fernen Schritte Napoleons zu vernehmen. Seine Majestät setzt sich, läßt seine Blicke einen Augenblick über die Versammlung schweifen und hält mit fester Stimme folgende Rede:

„Meine Herren!

In diesem kritischen Augenblick, da der öffentliche Feind in einen Teil meines Reiches eingedrungen ist und die Freiheit des ganzen übrigen Teiles bedroht, erscheine ich in Ihrer Mitte, um die Bande fester zu knüpfen, die mich mit Ihnen verbinden und die Kraft des Staates bilden; ich wende mich an Sie, um Frankreich meine Gefühle und meine Wünsche auszudrücken.

Ich habe mein Vaterland wiedergesehen; ich habe es mit den fremden Mächten ausgesöhnt, die, zweifeln Sie nicht daran, die Verträge halten werden, die uns den Frieden wiedergegeben haben; ich habe für das Wohl meines Volkes gewirkt; ich habe jeden Tag Beweise seiner rührendsten Liebe empfangen und empfange sie noch heute. Könnte ich mit sechzig Jahren mein Leben besser beenden, als für seine Verteidigung zu sterben? Ich fürchte nichts für mich, aber ich fürchte für Frankreich: Der, der die Fackel des Bürgerkrieges unter uns entzündet, bringt auch die Geißel des äußeren Krieges mit; er kommt, um unser Land von neuem unter sein eisernes Joch zu zwingen; er kommt endlich, um die konstitutionelle Verfassung, die in den Augen der Nachwelt mein schönstes Verdienst sein wird, jene Verfassung, die allen Franzosen teuer ist, und die ich aufrechtzuerhalten hier feierlich gelobe, zu vernichten. So wollen wir uns um sie scharen..."

Der König sprach noch, als eine Wolke den Saal verdunkelte; aller Augen richteten sich nach dem Himmel, um die Ursache dieser plötzlichen Finsternis zu entdecken. Als der König zu sprechen aufhörte, erhoben sich von neuem unter Tränen die Rufe: „Es lebe der König!"

Das Schauspiel war in der Tat ergreifend: hier stand ein alter kranker König, der,

zum Dank für die Hinmetzelung seiner Familie und dreiundzwanzig Jahre der Verbannung, Frankreich den Frieden, die Freiheit, die Vergebung für alles Unglück und alle Beleidigungen brachte; hier erklärte dieser Patriarch unter den Herrschern den Vertretern der Nation, daß es für ihn, nachdem er sein Vaterland wiedergesehen, keinen besseren Tod gäbe, als für die Verteidigung seines Volkes zu sterben! Die Prinzen schwören der Verfassung Treue.

Die Rede Ludwigs XVIII. rief in der Stadt unsägliche Begeisterung hervor. Paris war ganz royalistisch und blieb es während der hundert Tage. Besonders die Frauen waren königstreu.

Die Jugend verehrt heute das Andenken Bonapartes, weil sie sich durch die Rolle, die die gegenwärtige Regierung Frankreich in Europa spielen läßt, gedemütigt fühlt; die Jugend von 1814 begrüßte die Restauration; weil sie den Despotismus stürzte und die Freiheit wiederherstellte. In den Reihen der royalistischen Freiwilligen befand sich Herr Odilon Barrot, eine große Anzahl von Zöglingen der medizinischen und die ganze juristische Schule. Diese richtete am 13. März folgende Petition an die Deputiertenkammer:

„Wir stellen uns dem König und dem Vaterlande zur Verfügung; die ganze juristische Schule hat den Wunsch, zu kämpfen. Wir werden weder unseren König, noch unsere Konstitution verlassen. Der französischen Ehre treu, bitten wir um Waffen. Das Gefühl der Liebe, das wir Ludwig XVIII. entgegenbringen, bürgt für die Beständigkeit unserer Treue. Wir wollen kein Eisen mehr, wir wollen Freiheit. Nun, da wir sie besitzen, will man sie uns wieder entreißen: wir werden sie verteidigen, bis zum letzten Atemzug. Es lebe der König! Es lebe die Konstitution!"

Aus dieser energischen, aufrichtigen und natürlichen Sprache spricht jugendliche Begeisterung und Liebe zur Freiheit. Die uns heutzutage glauben machen wollen, die Restauration sei von Frankreich mit Widerwillen und Schmerz aufgenommen worden, sind entweder Ehrgeizige, die ein bestimmtes Ziel verfolgen, oder junge Männer, die die Tyrannei Napoleons nicht miterlebt haben, oder alte Lügner, imperialisierte Revolutionäre, die, nachdem sie zuerst mit den anderen die Rückkehr der Bourbonen begrüßt haben, nun, ihrer Gewohnheit gemäß, die von ihrer Höhe Gestürzten schmähen und ihren mörderischen Instinkten, mit Polizei und Knechtschaft, freien Lauf lassen.

Die Rede des Königs hatte mich mit Hoffnung erfüllt. Bei dem Präsidenten der Deputiertenkammer, Herrn Lainé, wurden Konferenzen abgehalten. Hier traf ich Herrn de La Fayette, den ich immer nur von weitem gesehen hatte, und zwar zu einer anderen Zeit, unter der konstituierenden Versammlung. Es wurden verschiedene Vorschläge gemacht; die meisten waren schwach, wie es in der Gefahr zu sein pflegt. Einige wollten, der König solle Paris verlassen und sich nach Havre zurückziehen, andere sprachen davon, ihn nach der Vendée zu bringen; die einen hielten lange Reden ohne Zweck und Ziel, die anderen meinten, man müsse abwarten und sehen, was kommen würde. Das war jedoch

schon deutlich genug zu erkennen. Ich äußerte eine andere Meinung: wie merkwürdig! Herr de La Fayette unterstützte sie und mit Wärme, Herr Lainé und der Marschall Marmond waren ebenfalls meiner Ansicht. Ich sagte:

„Der König mag Wort halten; er soll in seiner Hauptstadt bleiben. Die Nationalgarde steht auf unserer Seite. Versichern wir uns Vincennes. Wir haben die Waffen und das Geld: mit dem Geld gewinnen wir die Schwachen und Habsüchtigen. Wenn der König Paris verläßt, so wird Paris Bonaparte einziehen lassen; ist aber Bonaparte Herr von Paris, so ist er zugleich Herr von ganz Frankreich. Die Armee ist noch nicht ganz zum Feinde übergegangen; mehrere Regimenter, viele Generale und Offiziere haben ihren Eid noch nicht gebrochen; bleiben wir fest, so werden sie uns treu bleiben. Schicken wir die königliche Familie fort und behalten wir nur den König. Monsieur mag nach Havre, der Herzog von Berry nach Lille, der Herzog von Bourbon in die Vendée, der Herzog von Orleans nach Metz gehen, die Herzogin und der Herzog von Angoulême sind schon im Süden. Unsere verschiedenen Widerstandspunkte werden Napoleon hindern, seine Kräfte zu konzentrieren. Verschanzen wir uns in Paris. Schon kommen uns die Nationalgarden der verschiedenen Departements zu Hilfe. Inmitten dieser Bewegung soll unser greiser Monarch ruhig in den Tuilerien bleiben; das diplomatische Korps wird sich um ihn scharen, die beiden Kammern werden sich in den Seitenflügeln des Schlosses versammeln; die königlichen Haustruppen kampieren auf dem Karussellplatz und in dem Tuileriegarten; wir werden die Kais und die Terrasse an der Wasserseite mit Kanonen besetzen; in dieser Stellung mag uns Bonaparte angreifen; er mag unsere Barrikaden nehmen, er mag Paris bombardieren, wenn er will und wenn er Mörser hat; er mag sich der ganzen Bevölkerung verhaßt machen, und wir werden das Resultat seines Beginnens sehen! Harren wir nur drei Tage aus, und der Sieg ist unser. Der König, der sich in seinem Schlosse verteidigt hat, wird allgemeinen Enthusiasmus erwecken. Und wenn er sterben soll, dann sterbe er seines Ranges würdig; dann sei Napoleons letzte Heldentat die Ermordung eines Greises. Ludwig XVIII. wird, indem er sein Leben opfert, die einzige Schlacht gewinnen, die er geliefert hat; er wird sie zum Nutzen der Freiheit des Menschengeschlechtes gewinnen."

Dieser anscheinend verzweifelte Entschluß war im Grunde sehr vernünftig und bot nicht die geringste Gefahr. Ich werde stets der Überzeugung bleiben, daß Napoleon niemals versucht haben würde, einzudringen, hätte er gesehen, daß Paris sich widersetzte und der König dortbliebe. Ohne Artillerie, ohne Lebensmittel und ohne Geld hatte er nichts um sich, als zusammengelaufene Truppen, die noch erstaunt waren über den plötzlichen Wechsel ihrer Kokarden und den unterwegs flüchtig geleisteten Eid, und die sich rasch wieder zerstreut hätten. Einige Stunden der Verzögerung konnten Napoleon vernichten; man hätte nur ein wenig Mut haben müssen. Man konnte sogar schon auf einen Teil der Armee rechnen; die beiden Schweizer Regimenter blieben ihrem Schwure treu: und gelang es nicht dem Marschall Gouvion-Saint-Cyr, die Gar-

nison von Orleans dazu zu bewegen, zwei Tage nach dem Einzug Bonapartes in Paris die weiße Kokarde wieder aufzustecken? Von Marseille bis Bordeaux wurde die Autorität des Königs den ganzen März hindurch anerkannt: in Bordeaux schwankten die Truppen; sie wären der Herzogin von Angoulême treu geblieben, hätten sie erfahren, daß der König in den Tuilerien sei und daß Paris sich verteidige. Die Provinzstädte hätten es Paris nachgetan. Das zehnte Infanterieregiment schlug sich ausgezeichnet unter dem Herzog von Angoulême; Masséna zeigte sich unzuverlässig und schwankend. Die Garnison von Lille ließ sich von der feurigen Proklamation des Marschalls Mortier mitreißen. Wenn all diese Beweise von Treue trotz der Flucht möglich waren, wie wäre es erst im Falle eines Widerstandes gewesen?

Hätte man meinen Vorschlag angenommen, so wäre Frankreich nicht neuerdings von fremden Truppen verwüstet worden; unsere Prinzen wären nicht mit den feindlichen Armeen zurückgekehrt; die Legitimität wäre durch sich selbst gerettet worden. Nach dem Erfolg wäre nur Eines zu fürchten gewesen: das allzugroße Vertrauen des Königtums auf seine Macht, und daraus folgernd Eingriffe in die Rechte der Nation.

Warum bin ich in eine Zeit geraten, in die ich so schlecht hineinpasse? Warum war ich gegen meinen Instinkt Royalist, zu einer Zeit, da ein elendes Geschlecht von Höflingen mich weder hören noch verstehen konnte? Warum wurde ich in jene Schar von Mittelmäßigkeit geworfen, die mich für einen leichtsinnigen Gesellen ansah, wenn ich Mut predigte; für einen Revolutionär, wenn ich für die Freiheit antrat?

Man sollte sich also verteidigen! Der König hatte keine Furcht und mein Plan gefiel ihm wegen einer gewissen Großartigkeit à la Louis XIV.; aber andere Gesichter waren lang geworden. Man packte die Diamanten der Krone ein (die ehemals aus dem Privatvermögen der Souveräne angeschafft worden waren) und ließ dreiunddreißig Millionen Taler bar und zweiundvierzig Millionen in Papieren im Schatze. Diese fünfundsiebzig Millionen waren das Ergebnis von Steuern. Warum gab man sie nicht lieber dem Volke zurück, als sie der Tyrannei zu überlassen?

Eine doppelte Prozession stieg die Stufen des Pavillon de Flore hinauf und hinab: man erkundigte sich, was zu tun sei: keine Antwort. Man wandte sich an die Offiziere der Garde, man fragte die Schloßkaplane, die Vorsänger, die Feldprediger: nichts. Eitles Gerede, nichtssagende Gerüchte. Ich sah junge Leute weinen, die vergebens um Waffen und Anweisungen baten; ich sah Frauen, denen vor Zorn und Verachtung übel wurde. Zum König vorzudringen war unmöglich; die Etikette verschloß seine Tür.

Die gegen Napoleon dekretierte große Maßregel war, „auf ihn Jagd zu machen"; Ludwig XVIII., der keine Beine hatte, sollte auf den Eroberer „Jagd machen", der über die ganze Erde dahinsauste! Diese aus alten Gesetzen übernommene und für diese Gelegenheit herbeigezogene Formel genügt, um die Geistesverfassung der Staatsmänner jener Epoche zu beleuchten. „Jagd machen" im Jahre 1815! Jagd machen! Auf wen? Auf einen Wolf? Einen Räuberhauptmann? Einen eidbrüchigen Vasallen? Nein: auf

Napoleon, der auf alle Könige Jagd gemacht, sie ergriffen und ihnen sein unauslöschliches N auf die Schulter gebrannt hatte!

Dieser Befehl enthüllte, genau betrachtet, eine Wahrheit, die niemand sah: das legitime Königshaus, das der Nation seit dreiundzwanzig Jahren entfremdet war, war dort stehen geblieben, wo die Revolution es überrascht hatte, während das Volk mit der Zeit Schritt gehalten hatte. Daher die Unmöglichkeit, sich zu verstehen und zu vereinigen; Religion, Ideen, Interessen, Sprache, Land und Sitten, alles war verschieden für den König und das Volk, weil sie nicht mehr die gleiche Straße gingen, sondern durch ein Vierteljahrhundert, das Jahrhunderte aufwog, voneinander getrennt waren.

Aber wenn der Befehl „Jagd zu machen" durch die Beibehaltung der alten Gesetzesformel sonderbar erschien, hatte Bonaparte deshalb die Absicht, besser zu handeln, obwohl er sich der neuen Sprache bediente? Papiere des Herrn von Hauterive beweisen, daß man große Mühe hatte, Napoleon zu verhindern, den Herzog von Angoulême erschießen zu lassen, trotz des offiziellen Paradeartikels im „Moniteur": es gefiel ihm nicht, daß sich der Prinz verteidigte. Und dennoch hatte der Flüchtling von der Insel Elba, als er Fontainebleau verließ, den Soldaten aufgetragen, dem Monarchen, den sich Frankreich erwählt, treu zu bleiben. Die Familie Bonapartes war respektiert worden; die Königin Hortense hatte von Ludwig XVIII. den Titel einer Herzogin von Saint-Leu erhalten. Murat, der noch immer in Neapel regierte, wurde sein Königreich erst auf dem Wiener Kongreß durch Talleyrand verkauft.

Der Gedanke an diese Epoche der Unaufrichtigkeit schnürt mir das Herz zusammen: jeder trug gleichsam als Brücke, die ihn über die Schwierigkeiten des Tages hinüberleiten sollte, ein Glaubensbekenntnis vor sich her; bereit, die Richtung zu ändern, wenn die Schwierigkeit überwunden war. Nur die Jugend war aufrichtig, weil sie noch nicht fern von ihrer Wiege war. Bonaparte erklärt feierlich, daß er auf die Krone verzichte; er reist ab und kommt nach neun Monaten zurück. Benjamin Constant läßt seinen energischen Protest gegen den Tyrannen erscheinen und ändert seine Ansicht binnen vierundzwanzig Stunden. Soult reizt die Truppen gegen ihren früheren Anführer auf; einige Tage später lacht er im Kabinett Napoleons in den Tuilerien schallend über seine Proklamation und wird Major-General der Armee bei Waterloo; der Marschall Ney küßt dem König die Hände, schwört, daß er ihm Napoleon, in einen Eisenkäfig gesperrt, bringen wolle, und überliefert diesem alle Truppenkorps, die er kommandiert. Ach! und der König von Frankreich?... Er erklärt, daß er mit sechzig Jahren sein Leben nicht besser beenden könne, als wenn er für die Verteidigung seines Volkes sterbe... und flieht nach Gent!

Die gewöhnliche Stille von Gent wurde noch fühlbarer durch die Menge von Ausländern, die dort versammelt war und die sich bald wieder verlaufen sollte. Belgische und englische Rekruten erhielten unter den Bäumen der Promenadenplätze ihre militärische Ausbildung. Kanoniere, Lieferanten und Dragoner luden Artilleriezüge und

ganze Herden von Ochsen und Pferden ab; Marketenderinnen landeten mit dem Gepäck, den Kindern und den Gewehren ihrer Männer: all dies begab sich, ohne zu wissen warum, zu dem großen Rendezvous der Vernichtung, das Bonaparte ihnen gegeben hatte. Man sah gestikulierende Politiker neben schwerfälligen Fischern einen Kanal entlang gehen, Emigranten zum König und zu Monsieur und vom König und von Monsieur wandern. Der Kanzler von Frankreich, Herr d'Ambray, im grünen Rock und runden Hut, einen alten Roman unter dem Arm, begab sich in den Rat, um die Verfassung zu verbessern.

Der Herzog von Wellington erschien von Zeit zu Zeit und ließ die Truppen Revue passieren. Ludwig XVIII. fuhr jeden Nachmittag in einer sechsspännigen Karosse mit

seinem ersten Kammerherrn und seinen Garden aus, um seine Spazierfahrt durch Gent zu machen, ganz, als wäre er in Paris. Begegnete er unterwegs dem Herzog von Wellington, so nickte er ihm herablassend zu.

Ludwig XVIII. verlor niemals die Erinnerung an seine hohe Geburt; er war überall König, wie Gott überall Gott bleibt, in einer Krippe, einem Tempel, einem Altar aus Gold oder Lehm. Sein Unglück zwang ihn niemals zur kleinsten Konzession; seine Würde wuchs mit seiner Erniedrigung; seine Krone war sein Name. Er sah aus, als wollte er sagen: „Tötet mich, die Jahrhunderte auf meiner Stirn könnt ihr doch nicht töten." Wenn man sein Wappen vom Louvre entfernte, so kümmerte es ihn wenig; war es nicht in die Weltkugel eingegraben? Hatte man Kommissäre ausgesandt, es überall zu entfernen? In Indien, in Pondichéry, in Amerika, in Lima und Mexiko; im Orient, in Antiochien, in Jerusalem, in Saint-Jean-d'Acre, in Kairo, in Konstantinopel, in Rhodos, in Morea? Im Westen, von den Mauern Roms, den Wänden des Eskurial, den Gewölben von Westminster, von den Wappenschildern aller Könige?

Die fixe Idee von der Größe, dem Alter, der Würde und der Majestät seines Geschlechtes ersetzte bei Ludwig XVIII. eine wirkliche Herrschaft. Sein Auftreten hatte etwas Gebieterisches, dem sich niemand entziehen konnte; sogar die Generale Bonapartes gestanden, daß sie vor diesem ohnmächtigen Greis befangener gewesen wären als vor ihrem furchtbaren Herrn, dem sie in hundert Schlachten gehorcht hatten. Als Ludwig XVIII. in Paris den siegreichen Monarchen die Ehre schenkte, sie an seine Tafel zu ziehen, ging er ohne Umstände all diesen Fürsten voran, deren Soldaten im Hofe des Louvre kampierten; er behandelte sie wie seine Vasallen, die nur ihre Pflicht erfüllten, indem sie ihrem Lehnsherrn bewaffnete Kräfte zuführten.

Dieser unerschütterliche Glaube Ludwigs XVIII. an sein Geschlecht war die lebendige Kraft, die ihm das Zepter verschaffte. Ludwig XVIII. war die verkörperte Legitimität, die aufhörte sichtbar zu sein, als er verschwand.

FÜNFTES BUCH

Gent war nur die Garderobe hinter den Kulissen des großen Schauspiels, das in Paris vor sich ging. Wir wollen also von den kleinen „hundert Tagen" in Gent zu den großen „hundert Tagen" in Paris übergehen.

Ich habe die Gründe auseinandergesetzt, die Napoleon auf der Insel Elba hätten zurückhalten sollen, und die aus seinem Charakter entspringende Notwendigkeit aufgedeckt, die ihn zwang, sein Exil zu verlassen. Aber was von dem früheren Manne noch übriggeblieben war, wurde auf dem Marsch von Cannes nach Paris erschöpft. In Paris war der Zauber gebrochen.

Die kurze Zeit der rechtmäßigen Herrschaft hatte genügt, um die Wiedereinsetzung der Willkür unmöglich zu machen. Der Despotismus knebelt die Massen und befreit gewissermaßen die Individuen; die Anarchie entfesselt die Massen und unterdrückt die individuelle Freiheit. Aus diesem Grunde wird der Despotismus der Freiheit ähnlich, wenn er der Anarchie folgt; er bleibt, was er wirklich ist, wenn er an Stelle der Freiheit tritt: so wurde Bonaparte, der nach der Direktorialverfassung der Befreier gewesen war, nun, nach der Charte, der Unterdrücker. Er fühlte dies so genau, daß er glaubte, er müsse noch weiter gehen als Ludwig XVIII. und zu den Quellen einer volkstümlichen Freiheit zurückkehren. Er, der das Volk mit Füßen getreten hatte, war gezwungen, wieder Volkstribun zu werden, um die Gunst der Vorstädte zu buhlen, die revolutionäre Kindheit zu parodieren und eine verbrauchte Freiheit zu lallen, die seine Lippen verzerrte und über die sich sein Degen bei jeder Silbe empörte.

Seine Bestimmung und seine Macht waren erfüllt, und zwar dermaßen, daß man während der hundert Tage das Genie Napoleons nicht mehr erkennen konnte. Voll Erstaunen rief er aus: „Was haben die Bourbonen in einigen Monaten aus Frankreich gemacht! Ich werde Jahre brauchen, um es wieder gut zu machen!" Aber was er sah,

war nicht das Werk der Legitimität, sondern das der Charte; er hatte ein stummes, unterdrücktes Frankreich verlassen und fand es aufrecht und sprechend wieder: und in der Einfalt seines tyrannischen Geistes hielt er die Freiheit für Auflösung.

Und dennoch ist Napoleon gezwungen, vor diesen Ideen, deren er nicht so schnell Herr werden kann, zu kapitulieren. Da es ihm an echter Popularität fehlt, müssen mit vierzig Sous pro Kopf bezahlte Arbeiter nach beendetem Tagwerk auf den Karusselplatz ziehen und „Es lebe der Kaiser!" schreien! Man nannte dies „aller à la crier". Proklamationen verkündeten vorerst Wunder des Vergessens und Verzeihens; Individuen, Nation und Presse werden für frei erklärt; man will nur den Frieden, die Unabhängigkeit und das Glück des Volkes; das ganze kaiserliche System wird umgestaltet; das goldene Zeitalter soll wieder aufleben. Um die Praxis der Theorie anzupassen, wird Frankreich in sieben große Polizei-Departements eingeteilt; die sieben Leutnants haben die gleichen Befugnisse wie die Generaldirektoren unter dem Konsulat und dem Kaiserreich: man weiß, was diese Beschützer der persönlichen Freiheit in Lyon, Bordeaux, Mailand, Florenz, Lissabon, Hamburg und Amsterdam für eine Rolle spielten. Über diese Leutnants stellt Bonaparte in einer der Freiheit noch besser angepaßten Rangordnung besondere Kommissäre, nach Art der Volksrepräsentanten unter der Konvention.

Die von Fouché geleitete Polizei verkündet der Welt durch feierliche Proklamationen, daß sie nur mehr dazu dienen würde, die Philosophie zu verbreiten, und nur mehr nach den Prinzipien der Tugend handeln wolle.

Bonaparte setzt durch ein Dekret die Nationalgarde des Königreiches wieder ein, deren bloßer Name ihm früher schon Übelkeiten verursachte. Er sieht sich gezwungen, die unter dem Kaiserreiche erklärte Scheidung zwischen dem Despotismus und der Volksherrschaft wieder aufzuheben und ihre neue Verbindung zu protegieren.

Bonaparte hätte die Macht gerne wieder an sich gerissen, aber das war ihm unmöglich; es waren Männer da, die sie ihm streitig gemacht hätten. Vor allem wollten die überzeugten Republikaner, die von den Ketten des Despotismus und den Gesetzen der Monarchie befreit waren, eine Unabhängigkeit bewahren, die vielleicht nur eine schöne Täuschung war; dann die Angehörigen der ehemaligen Bergpartei: diese letzteren, die sich herabgesetzt fühlten, weil sie unter dem Kaiserreich nur die Polizeispione eines Despoten gewesen waren, schienen entschlossen, nun jene Freiheit, alles tun zu dürfen, die sie fünfzehn Jahre lang einem Gebieter überlassen hatten, für sich selbst in Anspruch zu nehmen.

Aber weder die Republikaner, noch die Revolutionäre, noch die Trabanten Napoleons waren stark genug, um ihre gesonderte Macht aufzurichten oder sich gegenseitig zu unterjochen. Von außen durch eine Invasion, von innen durch die öffentliche Meinung bedroht, sahen sie ein, daß sie verloren wären, wenn sie sich entzweiten: um dieser Gefahr zu entgehen, verschoben sie schließlich ihren Streit; die einen trugen ihre

Systeme und Phantasiegebilde, die andern ihre Schrecken und ihre Verderbtheit zu der gemeinsamen Verteidigung bei. Niemand war aufrichtig bei diesem Pakt; jeder nahm sich vor, ihn, wenn die Krise vorübergegangen, für seinen eigenen Zweck auszunützen; alle suchten sich im vorhinein die Früchte des Sieges zu sichern. Bei diesem erschreckenden Spiel hielten drei ungeheure Spieler der Reihe nach die Bank: die Freiheit, die Anarchie und der Despotismus. Alle betrogen sie und versuchten ein Spiel zu gewinnen, das für alle verloren war.

Von diesen Gedanken erfüllt, verfuhren sie nicht streng gegen einige Verwegene, die zu revolutionären Maßregeln antrieben; in den Vorstädten hatten sich Vereine gebildet, und in der Bretagne, in Anjou, im Lyonnais und in Burgund organisierten sich ähnliche Parteien unter strengen Schwüren. Man hörte die Marseillaise und die Carmagnola singen; ein in Paris begründeter Klub stand mit anderen Klubs in den Provinzen in Verbindung: man kündigte das Wiedererscheinen des „Journal des patriotes" an. Aber welches Vertrauen konnten diese Wiederauferstandenen von 1793 erwecken? Wußte man nicht, was sie unter Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten verstanden? Waren sie nach ihren Untaten moralischer, weiser, aufrichtiger als vorher?

Die Idee, Napoleon anstatt zum Kaiser, zum Generalissimus oder zum Präsidenten der Republik zu machen, war eine Schimäre: die rote Mütze, die man in den hundert Tagen seinen Büsten aufsetzte, wäre ihm gleichbedeutend gewesen mit der Wiedererlangung der Krone.

Die besseren Liberalen versprachen sich indessen den Sieg: irregeleitete Männer, wie Benjamin Constant, Dummköpfe, wie Simonde-Sismondi, sprachen davon, dem Prinzen von Canino das Ministerium des Innern, dem Generalleutnant Grafen Carnot das des Krieges und dem Grafen Merlin das der Justiz zu geben. Scheinbar geschlagen, widersetzte sich Bonaparte diesen demokratischen Bewegungen nicht, die ihm schließlich noch Rekruten für seine Armee verschafften. Er ließ sich in Pamphleten angreifen und nahm mit einer Miene der Zerknirschung alle Beschimpfungen hin. Plötzlich zerreißt er das Netz, in dem man ihn gefangen glaubte, und proklamiert aus eigener Machtvollkommenheit nicht eine volkstümliche, sondern eine aristokratische Verfassung, einen „Ergänzungsakt" zur Verfassung des Kaiserreiches.

Die geträumte Republik verwandelt sich durch dieses geschickte Taschenspielerkunststück in die alte kaiserliche Regierung, verjüngt durch die neue Feudalherrschaft. Der Ergänzungsakt entfremdet Bonaparte die republikanische Partei und schafft fast in allen anderen Parteien Unfrieden. Die Willkür herrscht in Paris, die Anarchie in den Provinzen. Die Zivil- und Militärbehörden bekämpfen einander; hier droht man, die Schlösser niederzubrennen und die Priester zu ermorden, dort pflanzt man die weiße Fahne auf und ruft: „Es lebe der König!" Der angegriffene Bonaparte weicht zurück; er entzieht seinen außerordentlichen Kommissären das Ernennungsrecht der Gemeindevorsteher und gibt es dem Volke zurück. Erschrocken über die Menge der sich gegen den

Ergänzungsakt erhebenden Stimmen, gibt er seine Diktatur auf und beruft auf Grund dieses Aktes, der noch gar nicht angenommen ist, die Repräsentantenkammer. Er irrt von Klippe zu Klippe, von Gefahr zu Gefahr: wie soll er, der Herrscher eines Tages,

eine erbliche Adelsherrschaft begründen, gegen die sich der Geist der Freiheit auflehnt? Wie soll er die beiden Kammern regieren? Werden sie einen passiven Gehorsam zeigen? Wie werden sich die Beziehungen dieser Kammer zu der geplanten Versammlung auf dem Maifelde gestalten, die keinen wirklichen Zweck hat, da der Ergänzungsakt in Kraft getreten ist, bevor noch die Stimmen abgegeben worden sind?

Das so pomphaft angekündigte und am 1. Juni gefeierte Maifest entwickelt sich zu

einer bloßen Truppenparade und zu einer Verteilung von Fahnen vor einem Altar, den niemand achtet. Napoleon, der von seinen Brüdern, den Würdenträgern des Staates, den Marschällen, den Zivil- und Gerichtsbehörden umgeben ist, verkündet die Souveränität des Volkes, an die er nicht glaubt. Die Bürger hatten sich vorgestellt, daß sie an diesem feierlichen Tage selbst eine Konstitution schaffen würden; die friedlichen Bürger erwarteten, daß die Abdankung Napoleons zugunsten seines Sohnes erklärt werden würde, die in Basel zwischen den Agenten Fouchés und denen des Fürsten Metternich abgekartet worden war; aber das ganze war nichts als eine politische Attrappe.

Diese plötzliche Veränderung und diese Verwirrung aller Dinge kündete das Ende des Despotismus an. Aber der Kaiser kann den Todesstoß nicht aus dem Inneren empfangen, denn die Macht, die ihn bekämpft, ist ebenso entkräftet wie er; der revolutionäre Riese, den Napoleon einst zu Boden gestreckt hat, hat seine ursprüngliche Energie noch nicht wiedergefunden; hier handelt es sich nur mehr um den Kampf zweier Schatten.

Zu diesen allgemeinen Unmöglichkeiten gesellten sich für Napoleon noch häusliche Sorgen und Bedrängnisse: er kündigte Frankreich die Rückkehr der Kaiserin und des Königs von Rom an und weder die eine noch der andere kamen zurück. Er sagte in bezug auf die Königin von Holland, die durch Ludwig XVIII. Herzogin von Saint-Leu geworden war: „Wenn man das Glück einer Familie genossen hat, muß man auch ihr Mißgeschick tragen." Joseph, der aus der Schweiz herbeieilte, verlangte nur Geld von ihm; Lucien beunruhigte ihn durch seine liberalen Verbindungen; Murat, der zuerst gegen seinen Schwager verschworen gewesen, hatte sich, als er zurückkam, zu sehr beeilt, die Österreicher anzugreifen: des Königreiches Neapel beraubt, und ein Flüchtling von schlimmer Vorbedeutung, erwartete er bei Marseille die Katastrophe, von der ich später sprechen werde.

Und konnte sich der Kaiser auf seine ehemaligen Anhänger und seine angeblichen Freunde verlassen? Hatten sie ihn nicht im Augenblick seines Falles unwürdig verlassen? Hatte der Senat, der zu seinen Füßen gekrochen war, nicht die Absetzung seines Wohltäters dekretiert? Konnte er diesen Menschen glauben, wenn sie zu ihm sagten: „Das Interesse Frankreichs ist unzertrennlich von dem Deinigen. Wenn Dich das Glück verläßt, so wird das Unglück unsere Beharrlichkeit nicht schwächen und unsere Anhänglichkeit verdoppeln." Eure Beharrlichkeit! Eure durch das Unglück verdoppelte Anhänglichkeit! Ihr habt dies am 11. Juni 1815 gesagt: wie spracht Ihr am 2. April 1814? Und was werdet Ihr einige Wochen später, am 19. Juli 1815 sagen?

Der Minister der kaiserlichen Polizei korrespondierte, wie man gesehen hat, mit Gent, Wien und Basel; die Marschälle, denen Bonaparte das Kommando über seine Soldaten übertragen mußte, hatten vorher Ludwig XVIII. ihren Eid geleistet; sie hatten gegen ihn die gleichen Proklamationen erlassen: seither hatten sie sich allerdings ihrem Sultan wieder zugewandt; was aber hätten sie getan, wenn er in Grenoble verhaftet

worden wäre? Genügt es, einen Eid zu brechen, um einem anderen, erzwungenen Eid seine ganze Kraft zu weihen? Kommen zwei Meineide der Treue gleich?

Noch einige Tage, und diese Eidleister des Maifeldes werden in den Salons der Tuilerien Ludwig XVIII. ihre Ergebenheit zu Füßen legen; Wappenherolde und Träger der Insignien bei der Salbung Bonapartes, werden sie bei der Salbung Karls dieselben Funktionen ausüben; noch später werden sie als Vertreter einer anderen Macht diesen König gefangen nach Cherbourg bringen, wobei sie in ihrem Gewissen kaum mehr ein Eckchen finden werden, um das Schild ihrer neuen Gesinnung aufzuhängen. Es ist hart, in eine Epoche der Unredlichkeit gestellt zu sein, in eine Zeit, da zwei Männer, wenn sie miteinander reden, ihre Zunge im Zaum halten müssen, aus Angst, sich gegenseitig zu beleidigen und erröten zu machen.

Würden diejenigen, die der Ruhm Napoleons nicht an ihn hatte fesseln können, die dem Wohltäter, von dem sie ihren Reichtum, ihre Ehrenstellen und selbst ihren Namen erhalten hatten, auch nicht aus Dankbarkeit hatten treu bleiben können, würden sie sich nun seinen dürftigen Hoffnungen aufopfern? Würden sich diese Undankbaren, die ein durch unerhörte Erfolge und sechzehnjährige Siege befestigtes Glück nicht hatte halten können, mit einem unsicheren und neu beginnenden Schicksal verbinden? So viele Schmetterlingspuppen, die sich zwischen zwei Frühlingen verwandelt und wieder verwandelt hatten, die aus der Haut eines Legitimisten in die eines Revolutionärs und aus dieser in die eines Bonapartisten und schließlich nochmals in die eines Bourbonisten geschlüpft waren; so viele geleistete und gebrochene Eide; so viele edle Ritter, die das Banner wechselten und die Schranken mit den Beweisen ihrer Treubrüchigkeit schändeten; so viele hochadlige Damen, die bald Marie-Louise und bald Marie-Karoline Gefolgschaft leisteten, mußten im Herzen Napoleons nur Mißtrauen, Abscheu und Verachtung zurücklassen; der große, alternde Mann stand einsam inmitten all dieser Verräter, auf schwankendem Boden, unter einem feindlichen Himmel, angesichts seiner vollendeten Bestimmung und des Richterstuhles Gottes.

Nur die Gespenster seines vergangenen Ruhmes waren Napoleon treu geblieben; die begleiteten ihn von dem Orte seiner Landung bis nach Paris. Aber die Adler, die von Kirchturm zu Kirchturm geflogen waren, ließen sich müde auf den Dächern der Tuilerien nieder und konnten nicht weiter.

In dem allgemeinen Aufruhr fällt Napoleon erst in Belgien ein, nachdem sich eine englisch-preußische Arme daselbst versammelt hat; er macht halt; er versucht mit Europa zu unterhandeln und demütig die Verträge der Legitimität aufrecht zu erhalten. Der Wiener Kongreß stellt dem Herzog von Vicenza die Abdankung vom 11. April 1814 entgegen: laut dieser Abdankung erkennt Bonaparte an, „daß er das einzige Friedenshindernis in Europa bilde, und daher für sich und seinen Erben auf den Thron von Frankreich und Italien verzichte."

Indem er nun seine Herrschaft wiederherstellt, verletzt er offenkundig den Traktat

von Paris und versetzt sich in die gleiche politische Stellung, wie vor dem 31. März 1814; er, Bonaparte, erklärt also Europa den Krieg, nicht Europa ihm.

Die Nachricht von der Landung Bonapartes in Cannes war am 3. März in Wien angelangt, inmitten eines Festes, bei dem die Versammlung der Gottheiten des Olymp und des Parnasses dargestellt wurde. Alexander war gerade der Plan einer Allianz zwischen Frankreich, Österreich und England vorgelegt worden: er war einen Augenblick unschlüssig zwischen den beiden Nachrichten, dann sagte er: „Es handelt sich nicht um mich, sondern um das Wohl der ganzen Welt." Und eine Stafette ging mit dem Befehl nach Petersburg, die Garde abzuschicken. Die Armeen, die sich zurückgezogen, machen halt; ihre lange Reihe macht kehrt, und hunderttausend Feinde wenden sich gegen Frankreich. Bonaparte trifft Anstalten zum Kriege: neue katalaunische Gefilde erwarten ihn: Gott hat ihn zu der Schlacht berufen, die der Herrschaft der Schlachten ein Ende bereiten soll.

Die Wärme des Ruhmes von Austerlitz und Marengo hatte genügt, um neue Armeen in jenem Frankreich auszubrüten, das nichts ist als ein großes Soldatennest. Bonaparte hatte seinen Legionen die Namen „die Unbesiegbare", „die Schreckliche", „die Unvergleichliche" wiedergegeben; sieben Armeekorps erhalten von neuem die Namen „Armee der Pyrenäen, der Alpen, des Jura, der Mosel, des Rheins": große Erinnerungen, die nicht vorhandenen Truppen und erhofften Siegen als Namen dienen. Eine wirkliche Armee war in Paris und in Laon versammelt; hundertfünfzig bespannte Batterien; zehntausend auserlesene Soldaten, welche die Garde bildeten; achtzehntausend Marinesoldaten, die sich bei Lützen und Bautzen ausgezeichnet hatten; dreißigtausend Veteranen, Offiziere und Unteroffiziere als Besatzung in den Festungen; sieben zum Aufstand bereite Departements im Norden und Osten; hundertachtzigtausend Mann mobil gemachte Nationalgarden; Freikorps in Lothringen, im Elsaß und in der Franche-Comté; Verbindungen, die ihre Piken und ihre Arme anboten; Paris, das im Tag dreitausend Gewehre fabrizierte: das waren die Hilfsquellen des Kaisers. Vielleicht hätte er noch einmal die Welt umstürzen können, wenn er sich entschlossen hätte, das Vaterland zu befreien und die fremden Völker zur Unabhängigkeit aufzurufen. Der Augenblick war günstig: die Könige, die ihren Untertanen konstitutionelle Regierungen versprochen hatten, waren ihrem Worte schmählich untreu; aber Napoleon war der Freiheit abgeneigt, seitdem er von dem Kelch der Macht getrunken hatte; er wollte lieber von Soldaten besiegt werden, als mit den Völkern siegen. Die Korps, die er nach und nach in die Niederlande warf, beliefen sich auf siebzigtausend Mann.

Wir Emigranten saßen indessen in Gent wie die Frauen dieser Stadt am Fenster und sahen zu, wie die Soldaten auf der Straße vorübergingen. Auch Ludwig XVIII. saß vollständig vergessen in seinem Winkel. Kaum erhielt er von Zeit zu Zeit ein Billett von dem Fürsten von Talleyrand, wenn dieser aus Wien zurückkam, oder einige Zeilen von den Mitgliedern des diplomatischen Korps, die bei dem Herzog von Wellington

als Kommissäre fungierten, den Herren Pozzo di Borgo, von Vincent usw. Man hatte anderes zu tun, als an uns zu denken!

Wir wußten, daß die Truppen Bonapartes näher kamen; zu unserem Schutz waren nur zwei Kompagnien unter dem Befehl des Herzogs von Berry da. Tausend Reiter der französischen Armee hätten uns in einigen Stunden gefangennehmen können. Die Befestigungen von Gent waren zerstört; die noch übrigen Mauern hätten umso leichter erstürmt werden können, als uns die belgische Bevölkerung nicht gewogen war. Das Schauspiel, dessen Zeuge ich in den Tuilerien gewesen war, wiederholte sich: man brachte im Geheimen die Wagen Seiner Majestät in Bereitschaft; die Pferde waren bestellt. Wir, die treuen Minister, wären auf gut Glück hinterdrein getrottet. Monsieur begab sich nach Brüssel, um die Bewegungen aus der Nähe verfolgen zu können.

Am 18. Juni 1815 verließ ich Gent durch das Brüsseler Tor; ich ging allein auf der Landstraße spazieren. Ich hatte Cäsars Kommentare mitgenommen und ging langsam, in meine Lektüre vertieft, dahin. Ich war schon eine Meile von der Stadt entfernt, als ich ein dumpfes Rollen zu hören glaubte: ich blieb stehen, warf einen Blick auf den wolkenbedeckten Himmel und überlegte, ob ich weitergehen oder aus Angst vor einem herannahenden Gewitter nach Gent zurückkehren sollte. Ich horchte wieder, vernahm aber nichts, als den Schrei eines Wasserhuhnes im Rohr und den Glockenschlag einer Dorfkirche. Ich setzte meinen Weg fort: aber ich hatte noch keine dreißig Schritte zurückgelegt, als das Rollen von neuem begann, bald kurz, bald lang, in ungleichen Zwischenräumen; manchmal machte es sich nur durch Zittern der Luft, das sich der Erde mitteilte, bemerkbar, so weit entfernt war es. Diese Detonationen, die lang und weniger zusammenhängend waren, als die des Donners, ließen in mir den Gedanken an einen Kampf aufkommen. Ich stand vor einer Pappel an der Ecke eines Hopfenfeldes und lehnte mich an den Stamm, das Gesicht gegen Brüssel gewendet. Ein Südwind hatte sich erhoben und trug den Kanonendonner deutlicher herüber. Die große Schlacht, die noch keinen Namen führte und deren Widerhall ich am Fuß einer Pappel vernahm, war die Schlacht von Waterloo!

Als stiller und einsamer Zuhörer des furchtbaren Richtspruches der Geschichte war ich nicht weniger erschüttert, als hätte ich mich inmitten des Kampfgetümmels befunden: die Gefahr, das Feuer, das Gewühl des Todes hätten mir keine Zeit zum Nachdenken gelassen; aber allein unter einem Baum in der weiten Ebene von Gent, wie die Hirten der Herden, die um mich weideten, stürmten tausend Gedanken auf mich ein: was für eine Schlacht war dies? Brachte sie eine Entscheidung? War Napoleon selbst dabei! Welche Folgen würde Sieg oder Niederlage der einen oder der anderen Partei für die Völker haben? Freiheit oder Knechtschaft? Wie viel Blut mußte fließen? Bedeutete nicht jeder Schuß, der an mein Ohr drang, den letzten Atemzug eines Franzosen? War dies nicht ein neues Crécy, ein neues Poitiers, ein neues Azincourt, dessen Früchte die unversöhnlichsten Feinde Frankreichs ernten

würden? Wenn sie siegten, würde es nicht mit unserem Ruhm vorbei sein? Wenn Napoleon siegte, wie stünde es dann um unsere Freiheit? Wenn mir der Sieg Napoleons auch eine ewige Verbannung öffnete, so war die Liebe zum Vaterland doch in diesem Augenblick am stärksten in mir; meine Wünsche begleiteten den Unterdrücker Frankreichs, wenn er, indem er unsere Ehre rettete, uns vor der Herrschaft der Fremden bewahrte.

Siegte Wellington? Dann würde wohl die Legitimität wieder in Paris einziehen, hinter den roten Uniformen, die ihre Farbe mit dem Blute der Franzosen aufgefrischt hatten. Das Königtum würde in den Krankenwagen, die unsere verstümmelten Grenadiere brachten, zur Krönung ziehen! Was wäre eine unter solchen Auspizien erreichte Wiederherstellung? Solche und ähnliche Gedanken quälten mich. Jeder neue Kanonenschuß gab mir einen Riß und verdoppelte die Schläge meines Herzens.

Kein Wanderer zeigte sich; einige Frauen, die friedlich Gemüse auf den Feldern schnitten, schienen das Geräusch nicht zu hören. Doch plötzlich kommt ein Kurier heran: ich verlasse meinen Baum und stelle mich mitten auf die Straße; ich halte den Kurier an und befrage ihn. Er gehörte dem Herzog von Berry und kam von Alost. Er sagte: „Napoleon ist gestern (17. Juni) nach einem blutigen Kampf in Brüssel eingezogen. Die Schlacht muß heute von neuem begonnen haben. Man glaubt an eine endgültige Niederlage der Verbündeten und der Befehl zum Rückzug ist bereits gegeben." Darauf setzte der Kurier seinen Weg fort.

Ich folgte ihm eiligst: ein Wagen mit einem Kaufmann, der samt seiner Familie mit Extrapost floh, überholte mich; er bestätigte mir die Aussagen des Kuriers.

Als ich nach Gent zurückkam, war alles in Verwirrung: man schloß die Stadttore; nur die Nebenpforten blieben offen; schlecht bewaffnete Bürger und einige Depotsoldaten hielten Wache. Ich begab mich zum König.

Monsieur war auf einem Umwege eben angekommen: er hatte Brüssel auf die falsche Nachricht hin, daß Napoleon dort einziehen wolle, und daß eine verlorene Schlacht keine Hoffnung auf das Gewinnen einer zweiten ließe, verlassen. Man erzählte, die Engländer seien vernichtet worden, da die Preußen sich nicht in der Schlachtlinie befunden hätten.

Auf diesen Bericht hin wurde ein „Rette sich, wer kann" zur Parole; wer nur etwas an Vermögen besaß, floh; ich, der ich die Gewohnheit habe, niemals etwas zu besitzen, war zu allem bereit. Ich wollte zuerst meine Gattin, eine große Anhängerin Bonapartes, aber keine Freundin des Kanonendonners, in Sicherheit bringen; sie wollte mich jedoch nicht allein lassen.

Am Abend war Beratung bei Seiner Majestät: wir vernahmen von neuem die Mitteilungen Monsieurs und die bei dem Kommandanten von Gent und bei dem Baron von Eckstein eingelaufenen Gerüchte. Der Packwagen mit den Krondiamanten war angespannt: ich brauchte keinen Packwagen, um meine Schätze zu transportieren. Ich steckte

mein schwarzseidenes Taschentuch, das ich mir nachts um den Kopf zu binden pflege, in mein schlaffes Ministerportefeuille und stellte mich dem Prinzen mit diesem, für die Angelegenheiten der Legitimität so wichtigen Dokument, zur Verfügung.

Am 19. Juni um ein Uhr morgens klärte ein dem König durch eine Stafette überbrachter Brief des Herrn Pozzo den wahren Sachverhalt auf. Bonaparte war nicht in Brüssel eingezogen; er hatte die Schlacht von Waterloo entschieden verloren. Er hatte Paris am 12. Juni verlassen und war am 14. zu seiner Armee gestoßen. Am 15. durchbrach er die feindlichen Linien an der Sambre. Am 16. schlug er die Preußen auf den Ebenen von Fleurus, wo der Sieg den Franzosen ewig treu zu bleiben scheint. Die Dörfer Ligny und Saint-Amand werden genommen. Bei Quatre-Bras ein neuer

Sieg: unter den Gefallenen befindet sich der Herzog von Braunschweig. Blücher, der im vollen Rückzug begriffen ist, schließt sich einer unter dem Befehl des Generals Bülow stehenden Reserve von dreißigtausend Mann an; der Herzog von Wellington mit den Engländern und Holländern lehnt sich an Brüssel.

Am Morgen des 18., vor den ersten Kanonenschüssen, erklärte der Herzog von Wellington, daß er sich bis drei Uhr halten könnte; wenn aber die Preußen bis zu dieser Stunde nicht erschienen, wäre er unbedingt verloren, da ihm infolge seiner Stellung gegen Planchenois und Brüssel jeder Rückzug abgeschnitten sei. Von Napoleon überrascht, war seine Stellung im höchsten Grade ungünstig; er hatte sie angenommen, nicht selbst gewählt.

Die Franzosen nahmen anfangs am linken Flügel des Feindes die Höhen vom Schlosse Hougoumont bis zu den Dörfern La Haie-Sainte und Papelotte; am rechten Flügel griffen sie das Dorf Mont-Saint-Jean an; das Dorf La Haie-Sainte wird im Zentrum

von dem Prinzen Jérôme genommen. Aber um sechs Uhr abends erscheint die preußische Reserve in der Gegend von Saint-Lambert: es erfolgt ein neuer, heftiger Angriff auf das Dorf La Haie-Sainte; Blücher erscheint mit frischen Truppen und trennt die Karrees der kaiserlichen Garde von unseren übrigen, schon durchbrochenen Reihen. Um diese unsterbliche Phalanx reißt der Strom von Fliehenden inmitten von Staubwolken, heftigem Pulverdampf und Gewehrfeuer alles mit fort, in die Dunkelheit, die von Congreveschen Raketen erhellt wird und in die das Donnern von dreihundert Geschützen

und der Galopp von fünfundzwanzigtausend Pferden dröhnt. Zweimal riefen die Franzosen: „Sieg!“ und zweimal wurde dieser Ruf unter dem Andrang der feindlichen Kolonnen erstickt. Das Feuer in unseren Reihen verstummt; die Munition ist erschöpft. Einige verwundete Grenadiere bleiben inmitten von dreißigtausend Toten, hunderttausend blutbespritzten, erkalteten und zu ihren Füßen aufgehäuften Kugeln aufrecht stehen, auf ihre zerbrochenen Musketen und Bajonette, oder auf ihre ungeladenen Kanonen gestützt. Nicht weit von ihnen lauschte der Mann der Schlachten mit starrem Blick auf den letzten Kanonenschuß, den er in seinem Leben hören sollte. Sein Bruder Jérôme kämpfte noch mit seinen erschöpften, von der Überzahl erdrückten Bataillonen, aber sein Mut vermochte den Sieg nicht wieder herbeizuführen.

Die Zahl der Toten auf seiten der Alliierten wurde auf achtzehntausend, auf seiten der Franzosen auf fünfundzwanzigtausend Mann geschätzt; zwölfhundert englische Offiziere waren gefallen; fast alle Adjutanten des Herzogs von Wellington waren tot oder verwundet; es gab keine Familie in England, die nicht Trauer angelegt hätte. Der Prinz von Oranien war an einer Schulter verwundet worden; dem Baron von Vincent, dem Gesandten Österreichs, hatte eine Kugel die Hand durchbohrt. Die Engländer verdankten ihren Sieg den Irländern und der Brigade der Bergschotten, deren Reihen die Angriffe unserer Kavallerie nicht durchbrechen konnten. Die beiden Armeen hielten mit einer Tapferkeit und einer Erbitterung stand, die durch eine zehn Jahrhunderte alte Feindschaft angespornt wurde. Als Lord Castlereagh im House of Lords über die Schlacht berichtete, sagte er: „Die englischen und französischen Soldaten wuschen nach der Schlacht ihre blutenden Hände in ein und demselben Bach und beglückwünschten sich gegenseitig zu ihrem Mut." Wellington war Napoleon immer verhängnisvoll gewesen. Als sein Rivale auf englischer Seite versperrte er ihm den Weg zum Sieg. Heute nehmen die Preußen den Ruhm dieses entscheidenden Kampfes für sich in Anspruch; aber im Krieg gilt nicht die vollbrachte Tat, sondern der Name des Siegers.

Die Franzosen hatten große Fehler begangen: sie waren über die eigenen wie über die feindlichen Kräfte im Irrtum gewesen; sie besetzten zu spät die Stellung bei Quatre-Bras; der Marschall Grouchy, der beauftragt war, mit seinen 36 000 Mann die Preußen aufzuhalten, ließ sie passieren, ohne sie zu sehen; daher die Vorwürfe, die unsere Generale sich gegenseitig gemacht haben. Bonaparte griff seiner Gewohnheit nach von vorne an, anstatt den Engländern in den Rücken zu fallen, und verwandte seine Kräfte darauf, einem Feinde, der nicht besiegt war, den Rückzug abzuschneiden.

Über diese Katastrophe ist viel Wahres und Unwahres berichtet worden. Das Wort: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht," ist eine Erfindung, die man nicht mehr aufrecht zu erhalten wagt. Hingegen hat die folgende Episode größere Wahrscheinlichkeit. Soult machte zu Beginn der Operationen dem Kaiser gegenüber einige strategische Bemerkungen. Darauf antwortete dieser trocken: „Sie glauben immer, daß Wellington ein großer General sei, weil er uns geschlagen hat." Nach Beendigung der Schlacht drängt Herr von Farenne in Napoleon, sich zurückzuziehen, damit er nicht in die Hände des Feindes falle: dieser fährt auf wie aus einem Traum und gerät in Zorn; inmitten seines Wutausbruches jedoch hält er inne, schwingt sich auf sein Pferd und flieht.

Am 19. Juni verkündeten hundert Kanonenschüsse im Hotel des Invalides die Erfolge von Ligny, Charleroi und Quatre-Bras. Der erste Kurier, der die Nachricht von der Niederlage bei Waterloo, durch ihre Folgen eine der größten der Weltgeschichte, nach Paris brachte, war Napoleon selbst: er kehrte in der Nacht des 21. in die Stadt zurück; es war, als erschiene sein Schatten, um seinen Freunden die Nachricht zu bringen, daß er nicht mehr sei. Er stieg im Elysée-Bourbon ab.

Im Ausland in einem edlen Kampfe unterlegen, hatte Napoleon in Paris die Zudringlichkeiten der Advokaten zu ertragen, die aus seinem Unglück Profit ziehen wollten; er bereute, daß er die Kammer vor seiner Abreise ins Feld nicht aufgelöst hatte; ebenso bereute er, daß er Fouché und Talleyrand nicht hatte erschießen lassen. Aber es steht fest, daß er sich nach der Schlacht von Waterloo jeder Heftigkeit enthielt, sei es, daß er darin der gewohnten Ruhe seines Temperamentes folgte, oder daß ihn das Schicksal gebändigt hatte. Er sagte nicht mehr, wie vor seiner ersten Absetzung: „Man wird schon sehen, was der Tod eines großen Mannes bedeutet." Diese Kraft war gebrochen. Als Feind der Freiheit dachte er daran, die Repräsentantenkammer aufzulösen, deren Präsident Lanjuinais war, der vom Bürger zum Senator, vom Senator zum Pair, vom Pair wieder zum Bürger geworden war und der noch einmal Pair werden sollte. Aber der General Lafayette las auf der Tribüne einen Antrag vor, der „die Kammer in Permanenz, jeden Versuch zu ihrer Auflösung als Hochverrat, und einen jeden, der sich dessen schuldig machte, als Verräter am Vaterlande erklärte".

Benjamin Constant begab sich zum Kaiser ins Elysée-Bourbon; er fand ihn im Garten. Die Menge draußen rief: „Es lebe der Kaiser!" Aber Bonaparte sagte zu Benjamin Constant: „Was sollen sie mir? Ich habe sie arm gefunden und lasse sie arm zurück."

Bonaparte, der voraussah, was geschehen würde, kam der Aufforderung, die man an ihn richten wollte, zuvor; er dankte ab, damit er nicht gezwungen werde, abzudanken: „Mein politisches Leben ist zu Ende", sagte er. „Ich erkläre meinen Sohn unter dem Namen Napoleon II. zum König von Frankreich." Diese Bestimmung war unnötig, ebenso wie der Verzicht Karls X. zugunsten Heinrichs V.: man kann Kronen nur verschenken, wenn man sie besitzt.

Die Repräsentantenkammer nahm nach einigen Debatten, bei denen Manuel das Wort ergriff, die Abdankung ihres Souveräns an, ohne jedoch eine neue Regentschaft zu ernennen.

Eine Exekutivkommission unter dem Vorsitz des Herzog von Otranto wird gegründet; sie besteht aus drei Ministern, einem Staatsrat und einem General des Kaisers, die wieder einmal ihren Herrn wechseln. Es waren Fouché, Caulaincourt, Carnot, Quinette und Grenier.

Während dieser Vorgänge überlegte Napoleon: „Ich habe keine Armee mehr, ich habe nur noch Flüchtlinge. Die Majorität der Deputiertenkammer steht auf meiner Seite. Nur La Fayette, Lanjuinais und ein paar andere sind gegen mich. Wenn das Volk sich erhebt, dann kann der Feind vernichtet werden; wenn man hingegen herumstreitet, ist alles verloren. Die Nation hat ihre Deputierten nicht gewählt, damit sie mich stürzen, sondern damit sie mich unterstützen. Ich fürchte sie nicht, was immer sie tun mögen; ich werde stets der Abgott des Volkes und der Armee bleiben; wenn ich ein Wort

sagte, würden sie getötet werden. Aber wenn wir uns streiten, anstatt uns zu verständigen, dann droht uns das Schicksal der Niederlande."

Als ihn eine Deputation der Repräsentantenkammer zu seiner neuerlichen Abdankung beglückwünscht, antwortet er: „Ich danke Euch: ich wünsche, daß meine Abdankung Frankreich Glück bringen möge, aber ich hoffe es nicht."

Er bereute seinen Schritt bald nachher, als er erfuhr, daß die Repräsentantenkammer eine aus fünf Mitgliedern bestehende Regierungskommission ernannt habe. Er sagte zu den Ministern: „Ich habe nicht zugunsten eines neuen Direktoriums, sondern zugunsten meines Sohnes abgedankt: wenn man ihn nicht zum Kaiser proklamiert, dann ist meine Abdankung null und nichtig. Die Kammern werden die Verbündeten niemals zwingen können, die nationale Unabhängigkeit anzuerkennen, wenn sie demütig und kniefällig vor ihnen erscheinen."

Er klagte, daß La Fayette, Sebastiani, Pontécoulant und Benjamin Constant sich gegen ihn verschworen hätten, und daß die Kammern nicht genug Energie zeigten. Er sagte, er allein könnte alles wieder gutmachen, aber die Rädelsführer würden es niemals zugeben und sich eher von dem Abgrund verschlingen lassen, als sich mit ihm, Napoleon, zu verbinden, damit er ihn überbrücke.

Am 27. Juni schrieb er in Malmaison folgenden hochtrabenden Brief:

„Indem ich der Macht entsagte, habe ich keineswegs auf das edelste Recht des Staatsbürgers, mein Vaterland zu verteidigen, verzichtet. In dieser ernsten Lage biete ich meine Dienste als General an, da ich mich immer noch als den ersten Soldaten des Landes betrachte."

Als der Herzog von Bassano ihm vorstellte, daß die Kammern nicht für ihn sein würden, sagte er: „Dann muß ich wohl nachgeben. Dieser schändliche Fouché betrügt euch; nur Caulaincourt und Carnot taugen etwas; aber was können sie mit einem Verräter, wie Fouché, zwei Dummköpfen, wie Quinette und Grenier, und zwei Kammern anfangen, die nicht wissen, was sie wollen? Ihr glaubt alle, wie Blödsinnige, an die schönen Versprechungen der Feinde; ihr glaubt, daß sie euch das Huhn in den Topf legen und einen Fürsten ihrer Art geben werden, nicht wahr? Ihr irrt euch."

Es werden Bevollmächtigte an die Alliierten abgesandt; Napoleon requirierte am 29. Juni zwei in Rochefort stationierte Fregatten, die ihn aus Frankreich bringen sollten; inzwischen hatte er sich nach Malmaison zurückgezogen.

Die Diskussionen in der Pairskammer waren lebhaft. Carnot, ein alter Feind Bonapartes, der einst den Befehl zu den Hinrichtungen von Avignon unterschrieben hatte, ohne Zeit zu finden, ihn vorher durchzulesen, hatte während der hundert Tage Zeit gefunden, seinen Republikanismus für den Titel eines Grafen hinzugeben. Am 22. Juni hatte er in Luxemburg einen Brief des Kriegsministers vorgelesen, der einen übertriebenen Bericht über die militärischen Hilfsquellen Frankreichs enthielt. Ney, der eben angekommen war, konnte diesen Bericht nicht ohne Entrüstung anhören.

Napoleon hatte in seinen Bulletins mit schlecht verhehlter Unzufriedenheit von dem Marschall gesprochen, und Gourgaud klagte Ney der Hauptschuld an dem schlimmen Ausgang der Schlacht von Waterloo an. Ney sprang auf und sagte: „Dieser Bericht ist falsch, falsch in allen Punkten: Grouchy kann höchstens zwanzig bis fünfundzwanzigtausend Mann unter seinem Befehl haben. Es kann nicht ein einziger Mann der Garde wieder einberufen werden; ich habe sie kommandiert und habe gesehen, wie sie vollständig niedergemacht wurde, bevor ich das Schlachtfeld verließ. Der Feind steht mit achtzigtausend Mann bei Nivelle; er kann in sechs Tagen in Paris sein: es bleibt kein anderes Mittel, das Vaterland zu retten, als Unterhandlungen anzuknüpfen."

Der Adjutant Flahaut wollte den Bericht des Kriegsministers unterstützen; aber Ney antwortete mit erneuter Heftigkeit: „Ich wiederhole, daß es keinen anderen Ausweg gibt, als Unterhandlungen anzuknüpfen. Man muß die Bourbonen zurückrufen. Ich selbst werde mich in die Vereinigten Staaten zurückziehen."

Nach diesen Worten überhäuften Lavalette und Carnot den Marschall mit Vorwürfen; Ney antwortete mit Verachtung: „Ich gehöre nicht zu den Menschen, denen ihr Interesse über alles geht: was steht mir bei der Rückkehr Ludwigs XVIII. bevor? Wegen Desertion erschossen zu werden. Aber ich bin meinem Vaterlande die Wahrheit schuldig."

In der Sitzung vom 22. brach ein zweites Gewitter aus: es war von der Abdankung Bonapartes die Rede; Lucien beharrte darauf, daß man seinen Neffen als Kaiser anerkenne. Herr von Pontécoulant unterbrach ihn und sagte, mit welchem Recht er, als Ausländer und römischer Prinz, es sich anmaße, Frankreich einen Herrscher zu geben. „Wie soll man", fügte er hinzu, „einen Knaben anerkennen, der sich im Auslande aufhält?" Auf diese Frage stand La Bédoyère von seinem Sitz auf und sagte:

„Ich habe um den Thron des glücklichen Herrschers Stimmen vernommen; heute, da er im Unglück ist, entfernen sie sich. Es gibt Leute, die Napoleon II. nicht anerkennen wollen, weil sie die Herrschaft von Ausländern wünschen, denen sie den Namen ‚Verbündete' beilegen.

An der Abdankung Napoleons darf nichts geändert werden. Wenn man seinen Sohn nicht anerkennen will, so muß er den Degen führen, umgeben von Franzosen, die ihr Blut für ihn vergossen haben und noch ganz mit Wunden bedeckt sind.

Er wird von schändlichen Generalen verlassen werden, die ihn schon einmal verraten haben.

Wenn man aber erklärt, daß jeder Franzose, der seine Fahne verläßt, mit Schande bedeckt, sein Haus dem Erdboden gleichgemacht und seine Familie geächtet werden solle, dann wird es keine Verräter, keine Ränke mehr geben, die die letzten Katastrophen herbeigeführt haben und von deren Urhebern sich vielleicht einige hier befinden."

Die Kammer erhebt sich tumultuarisch mit dem Rufe: „Zur Ordnung! Zur Ord-

nung!“ „Sie vergessen sich, junger Mann!“ ruft Masséna. „Sie glauben, Sie sind noch im Gardekorps?“ sagte Lameth.

Alle Vorzeichen der zweiten Restauration waren drohend: Bonaparte war an der Spitze von 400 Franzosen zurückgekehrt; Ludwig XVIII. erschien mit vierhunderttausend Fremden; er fuhr an dem Blutmeer von Waterloo vorüber, um sich nach Saint-Denis, seiner Grabstätte zu begeben.

Während sich Bonaparte nach dem beendigten Kaiserreich nach Malmaison zurückzog, reisten wir mit der wiederbeginnenden Monarchie von Gent ab. Pozzo, der genau wußte, wie wenig Wert höheren Ortes auf die Legitimität gelegt wurde, beeilte sich, an Ludwig XVIII. zu schreiben, er solle schleunigst abreisen und nach Paris kommen, wenn er den Thron besteigen wolle, ehe er von einem anderen besetzt sei: diesem Brief verdankte Ludwig XVIII. im Jahre 1815 seine Krone.

In Mons versäumte ich die erste günstige Gelegenheit für meine politische Karriere; ich selbst bildete mein Hindernis und lief mir immer wieder über den Weg.

Talleyrand, der triumphierend und voll Stolz auf seine Unterhandlungen, die ihm übrigens große Reichtümer eingetragen hatten, zurückgekommen war, brüstete sich, der Legitimität die größten Dienste erwiesen zu haben. Schon erstaunt, daß man zur Rückkehr nach Paris nicht den Weg eingeschlagen hatte, den er vorgeschlagen, wuchs seine Unzufriedenheit noch mehr, als er hörte, daß Herr von Blacas wieder beim König weile. Er betrachtete Herrn von Blacas als den größten Schädling der Monarchie; das war aber nicht der wahre Grund seiner Abneigung: in Wirklichkeit sah er in ihm den Günstling des Königs, folglich seinen Rivalen. Es gab nichts Natürlicheres für ihn, als um die Entfernung des Herrn von Blacas zu ersuchen; diese zu fordern, hätte zu sehr an Napoleon gemahnt.

Talleyrand traf um sechs Uhr abends in Mons ein. In einer Laune, wie man sie bei ihm noch nie gesehen hatte, weigerte er sich anfangs, zu Ludwig XVIII. zu gehen, und antwortete denjenigen, die ihn dazu bewegen wollten, mit Betonung: „Ich habe niemals Eile; morgen wird auch noch Zeit dazu sein.“ Ich ging zu ihm und machte ihm den Vorschlag, mit mir zum König zu gehen.

Ludwig XVIII. war sehr bekümmert; er mußte sich von Herrn von Blacas trennen; dieser durfte nicht nach Frankreich zurückkehren; die öffentliche Meinung war gegen ihn; obwohl er mir in Paris genügend Ursache zur Klage gegeben hatte, war ich ihm in Gent ohne jeden Groll begegnet. Der König war mir für mein Benehmen dankbar und behandelte mich höchst huldvoll. Man hatte ihn schon über Talleyrand unterrichtet: „Er brüstet sich,“ sagte er zu mir, „mir die Krone zum zweitenmal aufs Haupt gesetzt zu haben, und droht mir, nach Deutschland zurückzukehren: was halten Sie davon, Herr Chateaubriand?“ Ich antwortete: „Man wird Eure Majestät schlecht unterrichtet haben; Herr von Talleyrand ist nur müde. Wenn Eure Majestät erlauben, werde ich noch einmal zum Minister gehen.“

Der König schien sehr zufrieden. Was er am wenigsten liebte, waren Scherereien.

Talleyrand befand sich mitten unter seinen Schmeichlern und war aufgeblasener denn je. Ich stellte ihm vor, daß er in einem so kritischen Augenblick nicht daran denken könne, sich zu entfernen. Aber ich vermochte nichts über ihn, seine Freunde arbeiteten mir entgegen. Schließlich sagte ich: „Wissen Sie, daß der König seine Reise fortsetzt?" Talleyrand schien erstaunt, dann sagte er großartig: „Das wird er nicht wagen!"

Ich ging zum König zurück, wo ich Herrn von Blacas antraf. Um Talleyrand zu entschuldigen, sagte ich, er sei krank, würde aber sicher am folgenden Tage seine Aufwartung machen. „Das soll er halten, wie er will," antwortete Ludwig XVIII., „ich reise um drei Uhr ab"; dann fügte er hinzu: „ich muß mich von Herrn von Blacas trennen; sein Platz wird frei, Herr von Chateaubriand."

Ein kluger Politiker hätte daraufhin, ohne sich weiter um Talleyrand zu kümmern, seine Pferde einspannen lassen, um dem König zu folgen oder vorauszufahren: ich blieb einfältigerweise in meinem Gasthof.

Talleyrand, der nicht daran glauben wollte, daß der König abreisen würde, hatte sich schlafen gelegt: um drei Uhr weckt man ihn und teilt ihm mit, daß der König im Abreisen begriffen sei; er traut seinen Ohren nicht. Man zieht ihn an und zum erstenmal in seinem Leben steht er um drei Uhr früh auf der Straße. Er kommt zu dem Hotel des Königs. Die beiden ersten Pferde des Gespannes sind eben im Begriff, aus dem Torweg herauszutreten. Man bedeutet dem Kutscher, stehenzubleiben; der König fragt, was denn los sei; man ruft ihm zu: „Herr von Talleyrand ist hier." „Er schläft," sagt Ludwig XVIII. — „Hier steht er, Sire." „Wohlan denn!" antwortet der König. Der Wagen fährt zurück; man öffnet den Wagenschlag, und der König geht, von seinem hinkenden Minister gefolgt, in seine Gemächer zurück. Hier beginnt Talleyrand zornig eine Erklärung; Seine Majestät hört ihm ruhig zu und antwortet dann: „Sie wollen uns verlassen, Fürst von Benevent? Die Bäder werden Ihnen gut tun. Lassen Sie von sich hören." Damit verläßt er den verblüfften Fürsten, läßt sich zu seiner Kutsche zurückführen und fährt ab.

Talleyrand kochte vor Zorn; die Kaltblütigkeit Ludwigs XVIII. hatte ihn aus der Fassung gebracht. Er bleibt stehen, sieht zu, wie die Wagen sich entfernen, dann faßt er den Herzog von Lévis an einem Knopf seines Rockes und sagt: „Sehen Sie, Herzog, so behandelt man mich hier! Ich habe dem König die Krone wieder verschafft (auf diese Krone kam er immer wieder zu sprechen), und jetzt läßt man mich nach Deutschland gehen und eine neue Emigration beginnen."

Der Herzog von Lévis hört ihm zerstreut zu, hebt sich auf die Fußspitzen und sagt: „Fürst, ich reise ab; es muß doch wenigstens einer von uns beim König sein." Damit wirft er sich in eine Mietkutsche, in der der Kanzler von Frankreich sitzt.

Ich hatte Herrn von Duras gebeten, auf eine Versöhnung hinzuarbeiten und mich

zu benachrichtigen, wie die Dinge stünden. „Was," hatte mir Herr von Duras darauf geantwortet, „nach dem, was der König Ihnen gesagt hat, bleiben Sie hier?"

Bald darauf erhielt ich ein Billett des Herrn von Duras, in welchem er mir mitteilte, daß die Sache geordnet sei und Talleyrand die Weisung erhalten würde, sich auf den Weg zu machen. Diesmal gehorchte der Fürst.

Ich reiste von Mons über Cateau-Cambresis, wo sich Talleyrand zu mir fand, nach Cambrai. Hier begannen die Freunde der verschiedenen Monarchien Frankreichs aufzutauchen; sie kamen nicht wegen der Liga gegen Venedig nach Cambrai, sondern zu dem Zweck, sich gegen die neuen Konstitutionen zusammenzuschließen; sie wollten den König ihrer Ergebenheit und ihres Hasses gegen die Charte versichern, was sie für eine große Empfehlung bei Monsieur hielten; ich und zwei oder drei andere Narren ahnten darin schon den Jakobinismus voraus.

Am 28. Juni erschien die Erklärung von Cambrai. Der König sagte darin: „Ich will nur diejenigen Männer aus meiner Umgebung entfernen, deren Name ein Gegenstand des Schmerzes für Frankreich und des Schreckens für Europa ist." Aber siehe, der Name Fouché wurde im Pavillon Marsan mit Dankbarkeit genannt. Der König lachte über die neue Leidenschaft seines Bruders und sagte: „Sie ist ihm nicht durch göttliche Inspiration eingeflößt worden."

Von Cambrai fuhren wir weiter nach Roye, wo wir übernachteten. Die Wirtin hielt Frau von Chateaubriand für die Dauphine; sie wurde im Triumph in einen Saal getragen worin eine Tafel für dreißig Personen gedeckt war und der von Lichtern und einem großen Feuer erleuchtet war.

Die Wirtin wollte keine Bezahlung annehmen und sagte: „Ich schäme mich, daß ich mich nicht habe für meine Königin guillotinieren lassen." Der letzte Funke eines Feuers, das die Franzosen durch Jahrhunderte beseelt hatte.

Der General Lamothe, Schwager des Herrn Laborie, kam uns im Auftrag der Behörden der Hauptstadt entgegen, um uns auszurichten, daß wir uns unmöglich ohne die dreifarbige Kokarde in Paris sehen lassen könnten.

Herr von La Fayette und andere Kommissäre, die übrigens von den Alliierten sehr schlecht aufgenommen wurden, liefen sich die Füße wund, um irgendeinen Herrscher für Frankreich ausfindig zu machen: jeder König, den die Kosaken ihnen ausgesucht hätten, wäre ihnen gut genug gewesen, wenn er nur nicht von Ludwig dem Heiligen oder Ludwig XIV. abgestammt hätte.

In Roye wurde Rat gehalten: Talleyrand ließ zwei Klepper an seinen Wagen spannen und begab sich zu Seiner Majestät. Seine Equipagen nahmen fast den ganzen Raum vom Gasthof des Ministers bis zur Tür des Königs ein. Er stieg aus seinem Wagen und las uns eine Denkschrift vor: er setzte darin auseinander, wie man sich bei der Ankunft zu verhalten haben würde; er erlaubte sich einige Worte über die Notwendigkeit, jedermann, ohne Ausnahme, bei der Verteilung der Stellen zuzulassen, und ließ durch-

blicken, daß man dies großmütig sogar bis auf die Richter Ludwigs XVI. ausdehnen müsse. Seine Majestät errötete und rief, indem er mit beiden Händen auf die Arme seines Lehnstuhles schlug: „Niemals!" Ein „Niemals", das vierundzwanzig Stunden dauerte.

In Senlis fuhren wir bei einem Domherrn vor. Seine Haushälterin empfing uns wie Hunde und er selbst würdigte uns keines Blickes.

Von Senlis ging es weiter nach Gonesse. Als wir uns dem Dorfe näherten, sahen wir zwei Personen auf uns zukommen: es waren der Marschall Macdonald und mein treuer Freund Hyde de Neuville. Sie hielten unseren Wagen an und fragten nach Talleyrand; sie gestanden mir unverhohlen, daß sie ihn suchten, um den König darauf aufmerksam zu machen, daß er nicht daran denken könne, in die Hauptstadt einzuziehen, ehe er Fouché zu seinem Minister gemacht habe. Ich wurde von Besorgnis erfaßt, denn trotz der Art und Weise, wie sich Ludwig XVIII. in Roye ausgesprochen hatte, war ich nicht ganz ruhig. Ich befragte den Marschall: „Ist es sicher, daß wir nur unter so harten Bedingungen in Paris einziehen können?" „Ich gestehe, Herr Vicomte," antwortete er mir, „daß ich davon nicht ganz überzeugt bin."

Der König blieb zwei Stunden in Gonesse. Ich ließ meine Gattin mitten auf der Landstraße in ihrem Wagen stehen und begab mich zum Rat in die Mairie. Hier wurde eine Maßregel besprochen, von der das künftige Schicksal der Monarchie abhängen sollte. Die Diskussion begann. Ich und der Graf Beugnot allein beharrten darauf, daß Ludwig XVIII. unter keinen Umständen Fouché in seinen Staatsrat aufnehmen dürfe. Der König hörte zu: ich sah, daß er gerne sein in Roye gegebenes Wort gehalten hätte; aber er wurde zu sehr von Monsieur beherrscht und von dem Herzog von Wellington gedrängt.

Wie konnte man so verblendet sein, zu glauben, daß ein Mann wie Fouché jemals nützlich werden könnte? Man mußte ihn hinter dem Vorhang lassen, wo er über seine traurigen Erfahrungen nachdenken konnte. Aber der Krone und der öffentlichen Meinung ins Gesicht zu schlagen und einen Minister zu den Regierungsgeschäften zu berufen, den Bonaparte in diesem Augenblick selbst einen Schurken nannte, bedeutete dies nicht, daß man auf Freiheit und Tugend verzichte? Ist eine Krone eines solchen Opfers wert? Wen durfte man noch wegschicken, wenn man Fouché angenommen hatte?

Die Parteien handelten, ohne an die Regierungsform zu denken, die sie angenommen hatten; alle sprachen von Verfassung, Freiheit, Gleichheit, Völkerrechten, und niemand wollte von diesen Dingen etwas wissen; man erkundigte sich nach dem Befinden der Charte und hoffte im geheimen, daß sie bald vernichtet werden möchte. Liberale und Royalisten neigten sich der absoluten Regierungsform zu. Die nationalen Interessen dominierten; man wollte auf die Errungenschaften der Revolution nicht verzichten; jeder trug die Last seines eigenen Lebens und versuchte, soviel als möglich davon seinem

Nachbarn aufzubürden; das Übel, versicherte man, sei ein öffentliches Element geworden, das sich von nun an mit den Regierungen verbinden und als Lebensprinzip in die Gesellschaft eindringen werde.

Talleyrand liebte Fouché nicht; Fouché verabscheute, und was noch mehr ist, verachtete Talleyrand: es war also schwer, zu dem erwünschten Resultat zu kommen. Aber Talleyrand, dem es zuerst lieb gewesen wäre, Fouché nicht zur Seite gestellt zu werden, willigte, als er sah, daß dieser unvermeidlich war, in den Plan ein; er erkannte nicht, daß er, solange die Charte bestand, ebenso unmöglich sein würde, wie Fouché (besonders in seiner Verbindung mit diesem Scharfrichter von Lyon).

Bald erfüllte sich, was ich vorausgesagt hatte; man erntete nicht den Vorteil, sondern nur die Schande der Zulassung des Herzogs von Otranto. Der Schatten der herannahenden Kammern genügte, um jene Minister, die der Freimütigkeit der Tribüne zu sehr ausgesetzt waren, verschwinden zu lassen.

Mein Widerstand war vergebens; wie es bei schwachen Charakteren üblich ist, hob der König die Sitzung auf, ohne etwas zu beschließen; die Verordnung sollte erst auf dem Schlosse Arnouville erlassen werden.

Hier wurde kein regelmäßiges Konseil abgehalten; nur die Vertrauten und die in das Geheimnis Eingeweihten waren versammelt. Talleyrand, der uns zuvorgekommen war, hielt mit seinen Freunden eine Besprechung ab. Der Herzog von Wellington erschien: ich sah ihn in seiner Kalesche ankommen; die Federn seines Hutes wehten im Wind; er hatte Frankreich die Herren Fouché und Talleyrand aufoktroyiert, als das doppelte Geschenk, das der Sieg bei Waterloo unserem Vaterlande einbrachte. Als man ihm vorstellte, daß der Königsmord des Herzogs von Otranto vielleicht ein Hindernis sei, antwortete er: „Das ist eine leichtsinnige Tat."

Ich streifte allein in den Gärten umher. Ich wurde nicht mehr gerufen; die Vertraulichkeit des gemeinschaftlichen Unglücks zwischen dem König und dem Untertan hatte aufgehört; der König schickte sich an, in sein Palais, ich, in meine Einsamkeit zurückzukehren.

In Arnouville fehlte es an Brot; ohne einen Offizier, namens Dubourg, der wie wir aus Gent kam, hätten wir fasten müssen. Herr Dubourg zog auf Beute aus und brachte uns einen halben Hammel in die Wohnung des entflohenen Maires. Hätte die Dienstmagd dieses Maires, die zurückgeblieben war, Waffen gehabt, so hätte sie uns empfangen wie Jeanne Hachette.

Wir fuhren weiter nach Saint-Denis; zu beiden Seiten der Chaussee befanden sich die Biwaks der Preußen und der Engländer; in der Ferne erblickte man die Türme der Abtei, in deren Grundmauern Dagobert seine Kleinodien gelegt hatte und in deren unterirdischen Gewölben die aufeinanderfolgenden Geschlechter ihre Könige und ihre großen Männer begruben; vor vier Monaten hatten wir hier die Gebeine Ludwigs XVI. beigesetzt. Als ich im Jahre 1800 aus meinem ersten Exil zurückkam, führte mich

mein Weg ebenfalls durch die Ebene von Saint-Denis; damals kampierten hier nur die Soldaten Napoleons.

Ein Bäcker beherbergte uns. Am Abend, gegen neun Uhr, ging ich zum König, um ihm meine Aufwartung zu machen. Seine Majestät hatte die Gebäude der Abtei bezogen. Es kostete die größte Mühe, die kleinen Töchter der Ehrenlegionsritter zu verhindern, daß sie „Es lebe Napoleon!" riefen. Ich trat zuerst in die Kirche; voll Angst für die Zukunft verrichtete ich mein Gebet. Dann begab ich mich zu Seiner Majestät; ich wurde in ein Zimmer vor dem des Königs geführt, in dem ich niemanden vorfand; ich setzte mich in eine Ecke und wartete. Plötzlich öffnet sich eine Tür, und herein tritt das Laster, auf den Arm des Verbrechens gestützt: Talleyrand und Fouché; die höllische Vision zieht langsam an mir vorüber und verschwindet im Kabinett des Königs. Fouché kam, um seinem Gebieter den Lehnseid zu leisten; der getreue Königsmörder legte kniend die Hände, die das Haupt Ludwigs XVI. gefällt hatten, in die Hände des Bruders dieses Märtyrerkönigs; der abtrünnige Bischof war Bürge dieses Eides.

Am folgenden Tage fand sich die Faubourg Saint-Germain ein: alles mischte sich in die schon erlangte Ernennung Fouchés, die Religion wie die Gottlosigkeit, die Tugend wie das Laster, der Royalist wie der Revolutionär, der Fremde wie der Franzose; man schrie von alles Seiten: „Ohne Fouché keine Sicherheit für den König, ohne Fouché kein Heil für Frankreich; er allein hat das Vaterland gerettet, er allein kann sein Werk vollenden." Die alte Herzogin von Duras war eine seiner begeistertsten Bewunderinnen unter den adligen Damen; der Malteserballei von Crussol stimmte mit ein; er erklärte, daß sein Kopf nur deshalb noch auf seinen Schultern sei, weil Fouché es erlaubt habe. Die Ängstlichen hatten einen solchen Schrecken vor Bonaparte gehabt, daß sie den Scharfrichter von Lyon für einen Titus ansahen. Länger als drei Monate betrachteten mich die Salons des Faubourg Saint-Germain als einen Ungetreuen, weil ich die Ernennung ihres Ministers nicht billigte. Diese armen Leute lagen vor Parvenüs auf den Knien; sie beteten Fouché an, machten aber deshalb nicht weniger Aufhebens mit ihrem Adel, ihrem Haß gegen die Revolutionäre, ihrer unwandelbaren Treue und der Unbeugsamkeit ihrer Prinzipien.

Fouché hatte die Unvereinbarkeit seiner ministeriellen Existenz mit dem Spiel der repräsentativen Monarchie erkannt: da er sich mit den Elementen einer gesetzmäßigen Regierung nicht amalgamieren konnte, versuchte er, die politischen Elemente seiner Natur anzupassen. Indem er mit imaginären Gefahren drohte und dadurch einen allgemeinen Schrecken hervorrief, wollte er die Krone zwingen, die beiden Kammern Bonapartes anzuerkennen und die Gesetze, die man in aller Eile entworfen hatte, zu bestätigen; man munkelte sogar etwas von der Notwendigkeit, Monsieur und seine Söhne zu verbannen: das Meisterstück wäre gewesen, den König zu isolieren.

Dieser fuhr fort, sich täuschen zu lassen: vergebens kam die Nationalgarde aus Paris heran, um ihm zu huldigen; man versicherte ihm, ihre Gesinnung sei schlecht. Man

hatte die Tore schließen lassen, um das Volk, das während der hundert Tage royalistisch geblieben war, fernzuhalten, und versicherte, daß dieses Volk drohe, Ludwig XVIII. bei seinem Durchzug zu ermorden. Die Verblendung war erstaunlich, denn die französische Armee zog sich gegen die Loire zurück, fünfhunderttausend Verbündete hielten die Posten vor der Hauptstadt besetzt, und man behauptete immer noch, daß der König nicht stark genug sei, in eine Stadt einzuziehen, in der nicht ein einziger Soldat mehr übrig war und in der es nur mehr Bürger gab, die durch eine Handvoll Bewaffneter im Zaum gehalten werden konnten, wenn sie sich's einfallen lassen sollten, aufzubegehren. Bedauerlicherweise erschien der König durch das Zusammentreffen mehrerer unglücklicher Zufälle als das Haupt der Engländer und Preußen; er glaubte von Befreiern umgeben zu sein, und seine Begleiter waren Feinde; was ihm als Ehrengeleit erschien, waren in Wirklichkeit Gendarmen, die ihn aus seinem Reiche hinausführten.

Die nach der Abdankung Bonapartes gebildete provisorische Regierung wurde durch eine Art Anklageakt gegen die Krone aufgelöst: der Grundstein, auf dem man eines Tages eine neue Revolution aufzurichten hoffte.

Bei der ersten Restauration war ich der Ansicht gewesen, daß man die dreifarbige Kokarde beibehalten solle: sie strahlte in ihrem vollen Glanz; die weiße Kokarde war vergessen; indem man Farben beibehielt, die durch so viele Siege legitimiert waren, bereitete man keineswegs einer künftigen Revolution das Erkennungszeichen vor. Die weiße Kokarde nicht anzunehmen, wäre klug gewesen; aber sie wieder aufgeben, nachdem sie selbst von den Grenadieren Napoleons getragen worden war, war eine Feigheit.

Bevor ich Saint-Denis verließ, wurde ich vom König empfangen und führte mit ihm folgendes Gespräch:

„Nun?" begann Ludwig XVIII. die Unterhaltung.

„Sie haben den Herzog von Otranto zum Minister ernannt, Sire."

„Ich mußte wohl; von meinem Bruder bis zu dem Ballei von Crussol (und dieser ist nicht verdächtig) waren alle der Ansicht, daß wir nicht anders handeln konnten: was sagen Sie dazu?"

„Sire, es ist geschehen: ich bitte Eure Majestät um die Erlaubnis, schweigen zu dürfen."

„Nein, nein, reden Sie; Sie wissen, welchen Widerstand ich in Gent geleistet habe."

„Sire, ich gehorche nur Ihren Befehlen; verzeihen Sie meiner treuen Ergebenheit: ich glaube, das Ende der Monarchie ist da."

Der König schwieg, und ich begann schon, meine Kühnheit zu bereuen, als Seine Majestät nur erwiderte: „Ich bin derselben Ansicht, Herr von Chateaubriand."

Dieses Gespräch soll meine Erzählung über die hundert Tage beschließen.

SECHSTES BUCH

Wenn ein Mensch plötzlich aus dem lärmenden Getöse des Lebens an die stillen Gestade des Eismeeres versetzt würde, so wäre ihm ähnlich zumute wie mir, da ich mich dem Grabe Napoleons nähere.

Nachdem Napoleon am 29. Juni Paris verlassen hatte, erwartete er in Malmaison den Augenblick seiner Abreise aus Frankreich. Malmaison, wo der Kaiser ausruhte, war verödet; Josephine war tot; Bonaparte weilte einsam an diesem Zufluchtsort. Hier hatte seine Laufbahn begonnen, hier war er glücklich gewesen, hier hatte er sich an dem Weihrauch der Welt berauscht; von hier waren die Befehle ausgegangen, die die Welt in Aufruhr versetzten. In diesen Gärten, deren kieselbestreute Alleen sonst von zahlreichen Besuchern belebt waren, wucherte Unkraut und Dornengestrüpp. Aus Mangel an Pflege gingen die ausländischen Bäume zugrunde; auf den Kanälen schwammen nicht mehr die schwarzen australischen Schwäne, das Vogelhaus barg keine tropischen Vögel mehr: sie waren fortgeflogen, um ihren Gastgeber in ihrem Heimatlande zu erwarten.

Bonaparte hätte indessen Trost finden können, wenn er seiner ersten Jugend gedacht hätte: die gefallenen Könige sind besonders deshalb unglücklich, weil sie vor ihrem Sturze nur einen erblichen Glanz und den Pomp ihrer Wiege gekannt haben. Was aber erblickte Napoleon vor der Zeit seines Glückes? Die Krippe seiner Geburt in einem korsischen Dorfe. Es wäre großzügiger von ihm gewesen, wenn er den Purpur von sich geworfen und mit Stolz den Rock des Ziegenhirten wieder angelegt hätte; aber zu einer bescheidenen Herkunft kehren die Menschen nicht gerne zurück.

Angesichts dieser verlassenen Gärten, dieser unbewohnten Gemächer, dieser verödeten Galerien, dieser Säle, in denen Gesang und Musik verklungen waren, konnte Napoleon über sein Schicksal nachdenken: er konnte sich fragen, ob er sein Glück bei einiger Mäßigung nicht hätte festhalten können. Nicht Fremde, nicht Feinde verbannten ihn jetzt; er ging nicht als Sieger, dem die Völker bewundernd nachblickten; nach dem furchtbaren Feldzug von 1814 zog er sich geschlagen zurück. Franzosen, Freunde forderten seine sofortige Abdankung, drängten ihn zur Abreise, wollten ihn nicht einmal mehr zum General und sandten ihm Kurier über Kurier, um ihn zu bestimmen, den Boden zu verlassen, den er mit ebensoviel Ruhm wie Greueln überschüttet hatte.

Zu dieser harten Lehre gesellten sich noch andere Warnungen; die Preußen streiften in der Nähe von Malmaison umher; der berauschte Blücher befahl taumelnd, den Sieger, der „den Königen den Fuß auf den Nacken gesetzt hatte", zu ergreifen und zu hängen. Der schnelle Wechsel des Glückes, die Verrohung der Sitten, der rasche Auf- und Abstieg der führenden Männer, wird, so fürchte ich, der Geschichte unserer Zeit einen Teil ihrer Größe rauben: in Rom und Griechenland war niemals die Rede davon, Alexander oder Cäsar zu „hängen".

Die Szenen von 1814 wiederholten sich im Jahre 1815, aber in erschreckenderer Weise, denn die Undankbaren wurden von Furcht angetrieben: man mußte sich Napoleons schnell entledigen; die Verbündeten kamen heran und Alexander war im ersten Augenblick nicht da, um die Siegesfreude zu mäßigen und den Übermut des Glückes im Zaum zu halten.

Alle Schändlichkeiten hatten durch die hundert Tage einen neuen Grad von Schlechtigkeit erlangt: unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe, die höher stünde als jede persönliche Zuneigung, fand man Bonaparte nur allzu strafbar, weil er die Verträge von 1814 verletzt hatte. Aber waren die eigentlich Schuldigen nicht die, die ihn in seinen Plänen unterstützt hatten? Hätten sie, als er im Jahre 1815 in die Tuilerien kam, anstatt ihm neue Armeen zu geben, nachdem sie ihn zuerst verlassen hatten, zu ihm gesagt: „Dein Genie hat dich hintergangen; die öffentliche Meinung ist dir nicht mehr günstig: erbarme dich Frankreichs. Ziehe dich nach diesem letzten Besuch zurück; geh in das Vaterland Washingtons. Wer weiß, ob die Bourbonen keine Fehler machen werden? Wer weiß, ob Frankreich nicht eines Tages seine Blicke auf dich richtet, nachdem du in der Schule der Freiheit Achtung vor den Gesetzen gelernt hast? Dann kämest du zurück, nicht als Räuber, der über seine Beute herfällt, sondern als großer Friedensstifter deines Vaterlandes."

Aber sie sprachen nicht so zu ihm: sie dienten den Leidenschaften ihres zurückgekehrten Anführers. Sie trugen dazu bei, ihn zu verblenden, denn sie waren sicher, daß sie sowohl aus seinen Siegen wie aus seiner Niederlage Profit ziehen würden. Der Soldat allein starb für Napoleon mit bewundernswerter Hingebung; die übrigen glichen einer weidenden Herde, die sich rechts und links mästete. Hätten sich die Wesire des gefallenen Kalifen wenigstens damit begnügt, ihm den Rücken zu kehren! Aber nein: sie zogen Vorteil aus seinen letzten Augenblicken; sie bedrängten ihn mit ihren schmutzigen Forderungen; alle wollten seiner Armut Geld erpressen.

Nie war ein Mann so gänzlich verlassen, wie Bonaparte; aber er trug selbst die Schuld daran: er war gefühllos für die Leiden anderer gewesen, und die Welt vergalt nun Gleichgültigkeit mit Gleichgültigkeit. Wie die meisten Despoten stand er gut mit seiner Dienerschaft; im Grunde hing er an nichts: er war ein einsamer Mensch und genügte sich selbst; das Unglück trieb ihn nur in die Wüste seines Lebens zurück.

Napoleon verließ Malmaison in Begleitung seiner Generale Bertrand, Rovigo und Becker; der letztere spielte die Rolle eines Aufsehers oder Kommissärs. Unterwegs bekam er Lust, sich in Rambouillet aufzuhalten. Von hier reiste er ab, um sich in Rochefort einzuschiffen.

Bei seiner Ankunft in Rochefort zögerte Napoleon: die Exekutivkommission sandte nachdrückliche Befehle: „Die Garnisonen von Rochefort und La Rochelle", lauteten die Depeschen, „sollen die Einschiffung Napoleons betreiben... Es soll Gewalt angewandt werden... Schickt ihn fort... Seine Dienste können nicht mehr angenommen werden."

Napoleons Dienste können nicht angenommen werden! Hatte man nicht seine Wohltaten und seine Ketten angenommen? Napoleon ging nicht von selbst; er wurde verjagt: und von wem?

Bonaparte hatte nur an das Glück geglaubt; er hatte für das Unglück nichts übrig gehabt; Undankbarkeit hatte er im voraus für straflos erklärt; eine gerechte Wiedervergeltung stellte ihn nun vor den Richterstuhl seines eigenen Systems. Als der Erfolg

aufhörte, seine Person zu beleben, und sich in einem anderen Individuum verkörperte, verließen die Schüler ihren Meister um der Schule willen.

Seit dem 1. Juli erwarteten ihn einige Fregatten in der Reede von Rochefort: Hoffnungen, die niemals sterben, und Erinnerungen, die von einem letzten Abschied unzertrennlich sind, hielten ihn auf. Er ließ der englischen Truppe Zeit, heranzukommen. Er hätte sich auf zwei Loggern einschiffen können, die auf hoher See zu einem dänischen Fahrzeug stoßen sollten (was sein Bruder Joseph tat), aber angesichts der Küsten Frankreichs sank ihm der Mut. Er hatte eine entschiedene Abneigung gegen die Republik; die Gleichheit und Freiheit der Vereinigten Staaten stieß ihn ab. Er dachte daran, bei den Engländern ein Asyl zu suchen: „Welchen Nachteil finden Sie an diesem Plan," sagte er zu denen, die er um Rat fragte. „Den Nachteil, daß Sie sich entehren," ant-

wortete ihm ein Marineoffizier: „Sie dürfen nicht einmal tot in die Hände der Engländer fallen. Sie würden Sie ausstopfen lassen, um Sie den Leuten für einen Schilling zu zeigen."

Trotz dieser Antwort entschloß sich der Kaiser, sich seinen Überwindern auszuliefern. Am 13. Juli, als Ludwig XVIII. schon seit fünf Tagen in Paris war, schickte Napoleon dem Kapitän des englischen Kriegsschiffes „Bellerophon" den folgenden Brief für den Prinzregenten: „Königliche Hoheit, den Parteien, die mein Vaterland spalten und den Feindseligkeiten der europäischen Großmächte preisgegeben, wünsche ich mich wie Themistokles am Herde des englischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Ihrer königlichen Hoheit, als dem mächtigsten, beständigsten und großmütigsten meiner Feinde beanspruche."

Rochefort, 13. Juli 1815.

Hätte Bonaparte nicht zwanzig Jahre lang das englische Volk, seine Regierung, seinen König und den Erben dieses Königs mit Schmähungen überhäuft, so könnte man den Ton dieses Briefes nicht ganz unpassend finden; aber wie kommt es, daß diese von Napoleon so verachtete und geschmähte „königliche Hoheit" plötzlich der „mächtigste", der „beständigste" und „großmütigste" seiner Feinde geworden ist? Aus dem einzigen Grund, weil er siegreich ist?

In seinem Schritt liegt auch eine Geringschätzung Frankreichs: der Kaiser beschäftigte sich nur mit seinem persönlichen Schicksal; nach seinem Fall zählten wir in seinen Augen nichts mehr. Ohne zu bedenken, daß er der Trauer des Vaterlandes ins Gesicht schlug, wenn er England vor Amerika den Vorzug gab, erbat er ein Asyl von einer Regierung, die seit zwanzig Jahren Europa gegen uns aufhetzte, deren Kommissar, General Wilson, während des russischen Feldzuges Kutusoff angetrieben hatte, uns nach dem Rückzug von Moskau vollständig zu vernichten, und deren Soldaten jetzt als glückliche Sieger in der letzten Schlacht im Bois de Boulogne kampierten. So geh doch, Themistokles, und laß dich am britischen Herde nieder, während die Erde das bei Waterloo für dich vergossene französische Blut noch nicht aufgesogen hat! Welche Rolle würde der Flüchtling, der vielleicht gefeiert worden wäre, an den Ufern der Themse angesichts des von Wellingtons Truppen überschwemmten Frankreichs gespielt haben? Sein Glücksstern bewahrte ihn davor: die Engländer ließen sich zu einer engherzigen und unversöhnlichen Politik hinreißen und verscherzten sich ihren letzten Sieg; anstatt ihren Bittsteller zu vernichten, indem sie ihm den Zutritt zu ihren Bastillen und zu ihren Festmählern gestatteten, gaben sie ihm die Krone, die sie ihm entrissen zu haben glaubten, für die Nachwelt glänzender zurück. Er wuchs in seiner Gefangenschaft durch die maßlose Furcht der europäischen Mächte. Vergebens legte ihm der Ozean Fessel an: das bewaffnete Europa hielt Wacht, die Augen auf das Meer gerichtet.

Am 15. Juli brachte der „Épervier" Napoleon nach dem „Bellerophon". Der Kaiser redete den Kapitän Maitland mit den Worten an: „Ich begebe mich unter den Schutz der Gesetze Englands."

Die Flotte ging nach Torbay unter Segel. Eine Menge Boote kreuzten um den „Bellerophon"; in Plymouth der gleiche Zudrang. Am 30. Juli überreichte Lord Keith dem Bittsteller die Verordnung, die ihn auf die Insel Sankt Helena verbannte: „Dies ist schlimmer als der Kerker Tamerlans," sagte Napoleon.

Diese Verletzung des Völkerrechtes und der Achtung vor der Gastfreundschaft war empörend. Wenn man in irgendeinem Schiff geboren wird, das unter Segel ist, so ist man Engländer von Geburt. Und ein englisches Fahrzeug sollte für den großen Mann, der sich als Bittsteller unter den Schutz der britischen Flagge gestellt hatte, kein unverletzlicher Hort sein? Bonaparte protestierte; er berief sich auf die Gesetze, sprach von Verrat und Perfidie und appellierte an die Zukunft. Kam ihm dies wohl zu? Hatte er nicht die Gerechtigkeit verhöhnt? Hatte er nicht zur Zeit seiner Macht die heiligen Dinge, auf die er sich jetzt berief, mit Füßen getreten? Hatte er nicht Toussaint-Louverture und den König von Spanien entführt? Hatte er nicht die englischen Reisenden, die sich im Augenblick des Bruches des Traktats von Amiens in Frankreich befanden, verhaften lassen und sie jahrelang gefangen gehalten? Damit hatte er England die Erlaubnis erteilt, das zu tun, was er selbst getan hatte, und eine unedle Wiedervergeltung zu üben; aber es hätte auch anders handeln können.

Bei Napoleon stand die Größe des Herzens nicht im Einklang mit der Größe des Geistes: seine Streitigkeiten mit den Engländern sind beklagenswert. Wie konnte er sich herablassen, seine Kerkermeister auch nur eines Wortes zu würdigen? Man leidet, wenn man sieht, wie er sich durch Streitigkeiten mit Lord Keith in Torbay oder mit Hudson Lowe auf Sankt Helena erniedrigt, wie er lange Rechtfertigungen veröffentlicht, weil man ihm keinen Glauben schenkt, wie er sich wegen eines Titels, wegen ein wenig mehr oder weniger an Geld und Ehren herumschlägt. Auf sich selbst und auf seinen Ruhm gestellt zu sein, das hätte Bonaparte genügen müssen: er hatte von den Menschen nichts zu verlangen; er verfuhr nicht despotisch genug mit seinem Unglück; man hätte ihm verziehen, wenn er es zu seinem letzten Sklaven gemacht hätte.

Vom „Bellerophon" ging Napoleon auf den „Northumberland" über. Zwei Fregatten mit der zukünftigen Besatzung von Sankt Helena begleiteten ihn. Einige Offiziere dieser Garnison hatten bei Waterloo gekämpft. Man gestattete ihm, Herrn und Frau Bertrand, die Herren von Montholon, Gourgaud und La Cases bei sich zu behalten, freiwillige und hochherzige Passagiere auf dem schwimmenden Wrack. Einem Artikel der Instruktion des Kapitäns zufolge sollte „Napoleon entwaffnet werden": Napoleon, allein, als Gefangener auf einem Schiff inmitten des Ozeans, entwaffnet! Welch großartige Furcht vor seiner Macht! Aber auch welche Lehre des Himmels für die, die das Schwert mißbrauchen!

Das Geschwader ging unter Segel. Seit der Barke, die Cäsar trug, hatte noch kein Schiff eine ähnliche Bestimmung gehabt. Bonaparte näherte sich jenem Wundermeer, an dem der Araber des Sinaï ihn hatte vorüberfahren sehen. Das letzte an französischem Gebiet, das er erblickte, war das Kap La Hogue.

Der Kaiser hatte sich getäuscht, als er wünschte, in Europa zu bleiben. Er wäre bald nur ein gewöhnlicher, abgetaner Gefangener gewesen: seine alte Rolle war beendigt. Aber jenseits dieser Rolle bereitete ihm ein neues Schicksal erneuten Ruhm. Kein Mann von universeller Berühmtheit hat ein ähnliches Ende gehabt, wie Napoleon. Man machte ihn nicht, wie nach seinem ersten Fall, zum Beherrscher einiger Eisen- und Marmorbrüche, von denen jene ihm einen Degen, diese ein Standbild liefern konnten; man gab dem Adler einen Felsen, auf dessen Spitze er bis an seinen Tod in der Sonne stand, und wo ihn die ganze Welt sehen konnte.

In dem Augenblick, da Napoleon Europa verläßt, da er aus dem Leben geht, um den Tod aufzusuchen, ist es an der Zeit, diesen doppelseitigen Menschen zu beurteilen, den falschen und den wahren Napoleon zu schildern: sie verschmelzen und bilden ein Ganzes, ein Gemisch aus Wahrheit und Lüge.

Wenn man alle Beobachtungen zusammenfaßt, so geht daraus hervor, daß Napoleon ein Dichter im Handeln, ein großartiges Genie im Kriege, ein unermüdlicher, kluger und verständiger Geist in der Verwaltung, ein tatkräftiger und vernünftiger Gesetzgeber war. Daher der große Eindruck auf die Phantasie der Völker und auf das Urteil so vieler bedeutender Männer. Aber als Politiker wird er in den Augen der Staatsmänner stets unvollkommen bleiben. Diese Ansicht teilen sogar die meisten seiner Lobredner, und sie allein kann den Kontrast zwischen seinen großartigen Taten und ihren elenden Resultaten erklären. Auf Sankt Helena hat er selbst sein politisches Verfahren in zwei Punkten getadelt: in bezug auf den Krieg in Spanien und auf den Feldzug in Rußland; er hätte sein Schuldbekenntnis noch auf andere Punkte ausdehnen können.

Bonaparte handelte aller Vernunft zuwider, ohne der Abscheulichkeit dieser Tat zu gedenken, als er den Herzog von Enghien ermorden ließ: er bürdete damit seinem Leben ein schweres Gewicht auf. Was seine kindischen Lobredner auch sagen mögen, dieser Tod wurde, wie wir gesehen haben, der geheime Keim zu den Uneinigkeiten, die in der Folge zwischen Alexander und Napoleon und zwischen Preußen und Frankreich ausbrachen.

Das Unternehmen gegen Spanien war vollkommen widerrechtlich: Die Halbinsel war in der Gewalt des Kaisers, und er konnte den größten Nutzen aus ihr ziehen; statt dessen machte er sie zu einer Übungsschule für die englischen Soldaten und legte, indem er das Volk gegen sich aufbrachte und zum Aufstand zwang, den Grundstein zu seiner eigenen Vernichtung.

Die Gefangenhaltung des Papstes und die Vereinigung des Kirchenstaates mit Frank-

reich war nichts weiter als eine tyrannische Laune, durch die er sich den Vorteil verscherzte, für den Wiederhersteller der Religion zu gelten.

Nachdem er sich mit der Tochter des Cäsaren vermählt hatte, hielt er nicht inne. Rußland und England riefen ihm Dank zu. Er stellte Polen nicht wieder her, als von dieser Wiederherstellung das Heil Europas abhing.

Er fiel über Rußland her, trotz der Vorstellungen seiner Generale und Ratgeber.

Als das wahnwitzige Unternehmen begonnen war, ging er über Smolensk hinaus, obwohl ihm alles sagte, daß er für den Anfang nicht weiter gehen dürfe, daß sein erster Feldzug im Norden beendet sei und daß der zweite (er fühlte es selbst), ihn zum Herren des Zarenreiches machen würde.

Er vermochte weder die Zeit zu berechnen, noch die Einflüsse des Klimas vorauszusehen, die jedermann in Moskau berechnete und voraussah. Man lese an seinem Orte, was ich über die Kontinentalsperre und über den Rheinbund gesagt habe: die erstere, ein gigantischer Plan, jedoch von zweifelhaftem Erfolg; der letztere ein bedeutendes Werk, aber in seiner Ausführung durch Napoleons Hang zum Kriege und durch den fiskalischen Geist verdorben. Napoleon empfing als Geschenk die alte französische Monarchie, wie sie durch die Jahrhunderte und durch eine ununterbrochene Folge von großen Männern geschaffen war, wie sie die Majestät Ludwigs XIV. und die Verbindungen Ludwigs XV. hinterlassen hatten, und wie sie durch die Republik vergrößert worden war. Er stellte sich auf dieses herrliche Piedestal, breitete die Arme aus, riß die Völker an sich heran und scharte sie um sich; aber er verlor Europa ebenso rasch wieder, wie er es erobert hatte; trotz seiner Wunder an militärischem Scharfblick, führte er die Verbündeten zweimal nach Paris. Die Welt lag zu seinen Füßen und er entrang ihr nichts, als ein Gefängnis für sich, ein Exil für seine Familie und den Verlust aller seiner Eroberungen und eines Teiles des alten französischen Gebietes.

Dies ist durch Tatsachen erwiesene Geschichte, die niemand leugnen kann. Wo liegen die Fehler, denen eine so schnelle und traurige Lösung folgte? Sie liegen in Bonapartes Schwäche in der Politik.

In seinen Allianzen fesselte er die Regierungen nur durch Gebietsräumungen, deren Grenzen er bald veränderte, indem er beständig die geheime Absicht durchblicken ließ, das Gegebene wieder zurückzunehmen, beständig den Unterdrücker fühlen ließ; nach seinen Einfällen ließ er niemals die Schäden wieder gut machen, ausgenommen in Italien.

Anstatt nach jedem Schritte stehenzubleiben, um das, was er zerstört hatte, unter einer neuen Gestalt wieder aufzurichten, hielt er in seinem Vormarsch durch Trümmer niemals inne: er eilte so sehr, daß er keine Zeit fand, Atem zu holen. Hätte er durch eine Art von Westfälischem Frieden die Existenz der Staaten Deutschlands, Preußens und Polens geordnet und sichergestellt, so hätte er bei seiner ersten rückgängigen Bewegung bei zufriedenen Völkern eine Stütze und Zuflucht gefunden. Aber da sein

poetisches Siegesgebäude der Grundlage entbehrte, und nur von seinem Genie gehalten wurde, so fiel es zusammen, als dieses Genie versagte. Napoleons einziges Ziel war, Herr des Erdballes zu werden, ohne sich um die Mittel zu kümmern, diesen zu erhalten.

Man wollte Bonaparte als einen vollkommenen Menschen hinstellen, als den Typus des Edelmutes, des Zartgefühls, der Sittlichkeit und der Gerechtigkeit, als einen Schriftsteller wie Cäsar und Thucydides, einen Redner und Historiker wie Demosthenes und Tacitus. Aber den öffentlichen Reden Napoleons und seinen Phrasen im Feldlager oder im Staatsrate fehlt der prophetische Geist. Die Katastrophen, die sie verkündeten, sind nicht eingetroffen und der Jesaias des Schwertes selbst ist verschwunden: Sechzehn Jahre lang hat Bonaparte tatsächlich die Rolle des Schicksals gespielt, aber das Schicksal ist stumm und Bonaparte hätte es auch sein sollen. Bonaparte war kein Cäsar; er hatte weder eine gelehrte, noch eine gewählte Erziehung genossen; als halber Ausländer waren ihm die ersten Anfangsgründe unserer Sprache fremd: aber was liegt daran, wenn seine Sprache fehlerhaft war? Er gab doch der Welt die Parole! Seine Kriegsberichte haben die Beredsamkeit des Sieges. Manchmal, im Rausch des Erfolges, gefiel er sich darin, sie eilig auf eine Trommel hinzuschleudern. Ich habe mit Aufmerksamkeit alles gelesen, was Napoleon geschrieben hat, die ersten Manuskripte seiner Jugend, seine Romane, dann seine Broschüren von Buttafuoco, das „Souper de Beaucaire", seine Privatbriefe an Josephine, die fünf Bände seiner Reden, seiner Befehle und seiner Bulletins, seine ungedruckt gebliebenen und durch die Redaktion in dem Bureau Talleyrands entstellten Depeschen. Ich verstehe mich darauf: und ich habe nur in einer auf der Insel Elba zurückgelassenen schlechten Handschrift Gedanken gefunden, die mit der Natur des großen Insulaners übereinstimmen:

„Mein Herz verschließt sich den Freuden der Allgemeinheit, sowie dem gewöhnlichen Schmerz."

„Da ich mir nicht selbst das Leben geschenkt habe, werde ich es mir auch nicht nehmen, solange es bei mir bleiben will."

„Mein böser Genius erschien mir und verkündete mir mein Ende, das ich bei Leipzig gefunden habe."

Dies stammt sicher von dem wahren Bonaparte.

Wenn sich die Bulletins, die Reden, die Ansprachen, die Proklamationen Napoleons durch Energie auszeichnen, so ist diese Energie nicht sein Eigentum; sie gehörte seiner Zeit an, sie entsprang aus der revolutionären Begeisterung, die in Bonaparte erlosch, weil er ihr entgegenarbeitete. Danton sagte: „Das Metall siedet; wenn ihr nicht auf den Schmelzofen achtet, werdet ihr alle verbrannt werden." Saint-Just sagte: „Waget!" Dieses Wort schließt die ganze Politik unserer Revolution ein; wer zur Hälfte Revolution macht, gräbt sich sein eigenes Grab.

Was die zahlreichen Bände betrifft, die unter dem Titel „Memoiren von Sankt Helena", „Napoleon im Exil" usw. erschienen sind, so enthalten diese dem Munde Bonapartes entschlüpften und von ihm selbst diktierten Dokumente einige schöne Stellen über Kriegstaten, einige bemerkenswerte Urteile über gewisse Männer, aber im Grunde genommen ist es Napoleon nur darum zu tun, sich zu entschuldigen, seine Vergangenheit zu rechtfertigen, geschehenen Ereignissen neue Ideen, an die er während dieser Ereignisse nie gedacht hatte, zu unterschieben. In dieser Menge, wo Für und Wider aufeinanderfolgen, wo jede Ansicht eine günstige Anerkennung und eine peremptorische Widerlegung findet, ist es schwer zu unterscheiden, was Napoleon gehört und was seinen Sekretären zuzuschreiben ist. Es ist möglich, daß er für jeden Sekretär eine eigene Version hatte, damit jeder Leser nach seinem Geschmack wählen und sich seinen eigenen Napoleon schaffen könne. Er diktierte seine Geschichte, wie er sie zurücklassen wollte; er war ein Schriftsteller, der Aufsätze über seine eigenen Werke schrieb. Nichts ist daher abgeschmackter, als über dieses Sammelwerk von verschiedenen Händen, die nicht, wie die Kommentare Cäsars, ein aus einem großen Kopfe hervorgegangenes und von einem großartigen Autor verfaßtes, kurzes Werk sind, in Entzücken zu geraten.

Was am meisten dazu beitrug, Napoleon zu seinen Lebzeiten verhaßt zu machen, war seine Neigung, alles herabzuwürdigen. In einer brennenden Stadt stellte er Dekrete über die Berufung einiger Komödianten neben Machtsprüche, die Monarchen absetzten: eine Parodie auf die Allmacht Gottes, der gleicherweise die Geschicke der Welt und der Ameise leitet. Mit der Vernichtung von Reichen verband er Beleidigungen gegen Frauen; er gefiel sich in der Demütigung des Besiegten; er verleumdete und verletzte namentlich alles, was ihm Widerstand zu leisten gewagt hatte. Seine Anmaßung hielt gleichen Schritt mit seinem Glück; er glaubte um so größer zu erscheinen, je tiefer er die anderen erniedrigte. Voll Eifersucht auf seine Generale, klagte er sie seiner eigenen Fehler an, denn er selbst konnte nie gefehlt haben. Er mißachtete ihre Verdienste und warf ihnen mit Härte ihre Irrtümer vor. Er hätte niemals wie Ludwig XIV. nach der Niederlage von Ramillies zum Marschall de Villeroy gesagt: „Herr Marschall, in unserem Alter hat man kein Glück mehr."

Die durch falsche Überlieferung entstellte Geschichte des Kaisers wird durch die sozialen Zustände seiner Zeit noch weiter entstellt. Jede Revolution, die zu einer Zeit der Pressefreiheit geschildert wird, gestattet dem Blick, den Ereignissen auf den Grund zu dringen, denn jeder berichtet die Dinge, wie er sie gesehen: man kennt die Zeit Cromwells, denn man sprach damals offen aus, was man von seinen Handlungen und seiner Person dachte. In Frankreich drang die Wahrheit sogar während der Republik, trotz der unerbittlichen Zensur des Scharfrichters durch; die herrschende Partei blieb nicht immer die gleiche; sie wurde rasch gestürzt und die Partei, die folgte, verriet, was ihre Vorgängerin verborgen hatte; in der Zeit von einem Schafott zum andern, von einem abgehauenen Kopf zum andern herrschte Freiheit. Aber als Bonaparte zur

Macht kam, als die Gedanken geknebelt wurden, als nichts mehr zu vernehmen war, als die Stimme eines Despotismus, der nur sprach, um sich zu loben, und nicht gestattete, daß von anderem, als von ihm selbst gesprochen wurde, da verschwand die Wahrheit.

Die sogenannten authentischen Berichte dieser Zeit sind gefälscht; es durfte nichts veröffentlicht werden, weder an Büchern noch an Zeitschriften, das nicht vom Kaiser bestellt war: Bonaparte überwachte die Artikel des „Moniteur"; seine Präfekten sandten aus den verschiedenen Departements Berichte, Gratulationen und Huldigungsschreiben, wie sie ihnen von den Pariser Behörden diktiert worden waren und die eine öffentliche Meinung ausdrückten, die mit der wirklichen Meinung des Volkes in keiner Weise übereinstimmte. Und nach solchen Dokumenten soll man Geschichte schreiben!

Das Leben Napoleons ist eine unumstößliche Wahrheit, aber die Lüge hat es niedergeschrieben.

Ein maßloser Dünkel und eine unaufhörliche Verstellung verderben den Charakter Napoleons. Wozu hatte er es nötig, zur Zeit seiner Herrschaft seine Erscheinung noch größer zu machen, als sie war, da ihm der Gott der Heerscharen den Wagen geschenkt hatte, „dessen Räder lebendig sind?"

Er war italienischer Herkunft; seine Natur war aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt; die großen Männer, eine sehr kleine Familie auf Erden, haben leider nur sich selbst als Vorbild. Zugleich Modell und Kopie, wirkliche Person und Darsteller dieser Person, war Napoleon sein eigener Mime. Er hätte sich nicht für einen Helden gehalten, hätte er sich nicht in das Kostüm eines Helden geworfen. Die guten Eigenschaften Napoleons sind in den Zeitungen, den Flugschriften, den Gedichten und selbst in den vom Imperialismus durchdrungenen Liedern so verfälscht worden, daß sie vollkommen unkenntlich sind. Alles, was man Bonaparte an rührenden Zügen andichten will, in seinem Verhalten zu Gefangenen, Toten und Soldaten, sind Hirngespinste, die durch die Tatsachen seines Lebens widerlegt werden. Und nicht genug, daß man den Ohren etwas vorlog, wollte man auch die Augen täuschen: auf diesem Bild kann man sehen, wie Bonaparte vor den österreichischen Verwundeten sein Haupt entblößt, auf jenem ist es ein kleiner Infanterist, an dem er nicht vorbei kann; hier berührt er die Pestkranken in Jaffa, was niemals geschehen ist, dort reitet er auf schnaubendem Roß, inmitten eines heftigen Schneesturmes über den Sankt Bernhard, während in Wirklichkeit das schönste Wetter gewesen war.

Will man ihn heute nicht in einen Römer aus der ersten Zeit des aventinischen Berges verwandeln, in einen Missionar der Freiheit, der die Sklaverei nur aus Liebe zu der entgegengesetzten Tugend einführte? Man beurteile den großen Begründer der Gleichheit nach zwei Zügen: er befahl, die Ehe seines Bruders Jérôme mit Fräulein Paterson für ungültig zu erklären, weil sich ein Bruder Napoleons nur mit fürstlichem Geblüt verbinden könne; später nach seiner Rückkehr von der Insel Elba beschenkt

er die neue „demokratische" Konstitution mit einer Pairie und die Krone mit dem Ergänzungsakt.

Daß Bonaparte, indem er die Erfolge der Republik fortsetzte, überall die Prinzipien der Unabhängigkeit verbreitete, daß seine Siege zur Lockerung der Bande zwischen den Völkern und den Königen beitrugen und diese Völker der Gewalt der alten Sitten und Ideen entrissen, und daß er in diesem Sinn zur sozialen Befreiung beitrug, will ich nicht bestreiten. Aber daß er aus eigenem Antrieb zielbewußt an der politischen und bürgerlichen Befreiung gearbeitet und den strengsten Despotismus in der Absicht eingeführt habe, Europa und besonders Frankreich die freieste Verfassung zu geben, daß er nur ein als Tyrann verkleideter Tribun gewesen sei, das ist eine Auffassung, zu der ich mich unmöglich bekennen kann.

Bonaparte hat, wie das ganze Geschlecht der Fürsten, nur die Macht gewollt, und daß ihn sein Weg über die Freiheit führte, liegt daran, daß er die Weltbühne im Jahre 1793 betrat. Die Revolution, die die Amme Napoleons gewesen war, erschien ihm bald als Feindin; er hörte nicht auf, sie zu züchtigen; übrigens erkannte der Kaiser sehr genau das Böse, wenn dieses nicht direkt von ihm ausging, denn es fehlte ihm nicht an moralischem Sinn. Der erwähnte Sophismus in bezug auf Bonapartes Liebe zur Freiheit beweist nur, welchen Mißbrauch man mit der Vernunft treiben kann. Steht es nicht fest, daß die Schreckensherrschaft eine Zeit der Humanität war? Forderte man nicht die Abschaffung der Todesstrafe, wo so viele Menschen hingeschlachtet wurden? Haben die großen Zivilisatoren, wie man sie nennt, nicht stets die Menschen hingeopfert, und war nicht eben deshalb Robespierre, wie man behauptet, der Nachfolger Christi?

Der Kaiser mischte sich in alles; sein Geist ruhte nie; er hatte eine Art Perpetuum mobile der Ideen. In dem Ungestüm seines Wesens schritt er niemals gemessenen und beständigen Ganges vorwärts, sondern bewegte sich in Sprüngen und kurzen Sätzen. Er stürzte sich auf die Welt und rüttelte sie auf; dieser unbegreifliche Mann fand das Geheimnis, seine erhabensten Taten zu verkleinern, indem er sie gering schätzte, und seine niedrigsten Handlungen bis zu seiner Höhe emporzuziehen. Mit einem ungeduldigen Willen und einem geduldigen Charakter begabt, unvollkommen und gleichsam unvollendet, hatte Napoleon Lücken in seinem Genie: sein Verstand glich dem Himmel seiner Hemisphäre, unter der er sterben sollte, dem Himmel, dessen Sterne durch leere Räume voneinander getrennt sind.

Man fragt sich, durch welches Wunder Napoleon, der so aristokratisch, so volksfeindlich war, zu der Popularität gelangen konnte, die er genoß; denn es besteht kein Zweifel, daß er tatsächlich populär war, und zwar bei einer Nation, deren Ziel es war, der Freiheit und Gleichheit Altäre zu bauen; die Lösung des Rätsels ist folgende:

Die tägliche Erfahrung lehrt, daß die Franzosen instinktmäßig nach Macht streben; nicht die Freiheit lieben sie; die Gleichheit allein ist ihr Idol. Die Gleichheit und der Despotismus sind durch geheime Fäden miteinander verbunden. Unter diesen beiden

Gesichtspunkten hatte Napoleon seine Wurzel im Herzen der Franzosen, die als Soldaten der Macht, als Demokraten der Gleichheit zugetan sind. Als er den Thron bestieg, setzte er das Volk neben sich; ein Proletarierkönig, demütigte er die Könige und die Fürsten in seinen Vorzimmern; er nivellierte die Rangstufen, aber nicht, indem er erniedrigte, sondern indem er erhöhte: ein sinkendes Niveau hätte den plebeischen Neid noch mehr belastet, ein steigendes Niveau schmeichelte seinem Stolz. Die französische Eitelkeit blähte sich auch mit dem Übergewicht, das uns Bonaparte über das übrige Europa verschaffte; eine weitere Ursache der Popularität Napoleons liegt in der Traurigkeit seiner letzten Tage. Als man nach seinem Tode mehr und mehr erfuhr, was er auf Sankt Helena gelitten hatte, fing man an, ihn zu bedauern; man vergaß seine Tyrannei und erinnerte sich daran, daß er, nachdem er unsere Feinde besiegt und sie hierauf nach Frankreich gezogen hatte, uns gegen sie verteidigt hatte.

Endlich haben die Wunder seiner Waffentaten die Jugend behext, indem sie uns lehrten, die rohe Gewalt zu bewundern. Sein unerhörtes Glück hat dem Übermut jedes Ehrgeizigen die Hoffnung gelassen, es ebensoweit zu bringen wie er.

Und dennoch war dieser Mann, der durch die Walze, die er über Frankreich hingewälzt hatte, so populär geworden war, der Todfeind der Gleichheit und der größte Organisator der Aristokratie in der Demokratie.

Um die Gebiets- und Machtverringerung, die wir Napoleon verdanken, nicht eingestehen zu müssen, tröstet sich die heutige Generation damit, daß er uns das, was er uns an Kraft entzogen, an Berühmtheit wieder eingetragen habe.

Aber waren wir denn vor die zwei Möglichkeiten gestellt, entweder Unsterblichkeit ohne Macht, oder Macht ohne Unsterblichkeit zu wählen? Alexander machte den Namen der Griechen in der Welt bekannt; dennoch hinterließ er ihnen vier Reiche in Asien; die Sprache und die Zivilisation der Hellenen erstreckte sich vom Nil bis Babylon und von Babylon bis zum Indus. Nach seinem Tode stand sein Reich hundertmal mächtiger da als vorher. Bonaparte verbreitete unseren Ruhm an allen Gestaden; unter seiner Führung haben die Franzosen Europa so tief unter ihre Füße geworfen, daß Frankreich noch jetzt durch seinen Namen überlegen ist, und daß der Triumphbogen de l'Etoile nicht als kindische Trophäe erscheinen muß; aber vor unserem Mißgeschick wäre dieses Denkmal ein Zeuge gewesen, nicht eine Chronik, wie heute. Aber hatte nicht Dumouriez mit Rekruten dem Ausland die ersten Lektionen gegeben, Jourdan die Schlacht bei Fleurus gewonnen, Pichegru Belgien und Holland erobert, Hoche den Rhein überschritten, Masséna bei Zürich, Moreau bei Hohenlinden gesiegt, alles schwer auszuführende Waffentaten, die die anderen vorbereiteten? Bonaparte hat diese gesonderten Siege in sich verkörpert; er hat sie fortgesetzt und hat ihnen ihren Glanz verliehen: aber hätte er ohne sie seine anderen Wunder vollbringen können?

Der Ruhm unseres Herrschers hat uns nur zwei- bis dreihunderttausend Mann jährlich gekostet; wir haben ihn nur mit drei Millionen Soldaten bezahlt; unsere Bürger

haben ihn durch fünfzehn Jahre nur um den Preis ihrer Leiden und ihrer Freiheiten erkauft: zählen solche Kleinigkeiten? Strahlen die nachfolgenden Generationen nicht im Glanze des Ruhmes? Um so schlimmer für die, die untergegangen sind! die Kalamitäten der Republik dienten allen zum Heil; unser Unglück unter der Kaiserherrschaft hat viel mehr getan: es hat Bonaparte zum Gott erhoben! Das genügt.

Mir aber genügt es nicht; ich werde mich nicht so tief erniedrigen, meine Nation hinter Bonaparte zurückzustellen. Nicht er hat Frankreich, sondern Frankreich hat ihn gemacht. Kein Talent und keine Überlegenheit kann mich dazu bringen, einer Macht, die mir mit einem Wort meine Unabhängigkeit, mein Heim, meine Freunde rauben kann, zuzujubeln.

Das Unrecht, das die wahre Philosophie Bonaparte nie verzeihen wird, besteht darin, daß er die Gesellschaft an passiven Gehorsam gewöhnt, die Menschen in die Zeiten moralischer Entwürdigung zurückgeworfen und die Charaktere vielleicht so verdorben hat, daß es unmöglich zu sagen ist, wann die Herzen wieder in edleren Gefühlen zu schlagen beginnen werden. Die Schwäche, in die wir uns selbst und Europa gegenüber versunken sind, ist die Folge der napoleonischen Sklaverei: es sind uns nur die Fähigkeiten der Unterjochten geblieben. Es würde mich nicht wundern, wenn wir uns in unserer Machtlosigkeit gegen Europa verbarrikadierten, anstatt es zu suchen, uns unserer Freiheit im Innern beraubten, um uns gegen ein eingebildetes Schreckgespenst von außen zu schützen, und uns in kleinliche Vorsichtsmaßregeln verirrten, die unserem Genie und unserer vierzehn Jahrhunderte alten Kultur entgegengesetzt sind.

Es ist heute Mode, von der Freiheit mit einem sardonischen Lächeln zu sprechen, wie von einer abgedroschenen Redensart, die mit der Ehre außer Gebrauch gekommen ist. Ich schließe mich dieser Mode nicht an, denn ich glaube, daß ohne Freiheit nichts bestehen kann; sie gibt dem Leben seinen Wert, und ich werde niemals aufhören, ihre Rechte zu verteidigen. Napoleon im Namen vergangener Dinge angreifen, ihn mit toten Ideen bekämpfen, hieße ihm neue Siege bereiten. Man kann ihm nur etwas entgegensetzen, was größer ist als er: die Freiheit. Ihr gegenüber hat er sich schuldig gemacht und dadurch auch gegenüber der ganzen menschlichen Gesellschaft.

Vergebliche Worte! Besser als irgend jemand fühle ich ihre Nutzlosigkeit. Neuerdings wird jede Bemerkung, so gemäßigt sie auch sei, als Profanation angesehen; es gehört Mut dazu, sich dem Geschrei des Pöbels entgegenzustellen und nicht zu fürchten, als Dummkopf zu gelten, der nicht fähig ist, das Genie Napoleons zu erkennen und zu fühlen, aus dem einzigen Grunde, weil man trotz der lebhaften und aufrichtigen Bewunderung, die man ihm entgegenbringt, nicht auch alle seine Unvollkommenheiten beweihräuchert. Die Welt gehört Bonaparte; was der Verwüster nicht hat erobern können, das usurpiert sein Ruhm; nun, da er tot ist, gehört die Welt ihm. Vergebens ist jeder Widerspruch, die Generationen gehen vorüber, ohne darauf zu hören.

Bonaparte ist nicht mehr der wirkliche Bonaparte, er ist eine sagenhafte Gestalt

geworden, entstanden aus Phantasien der Dichter, Soldatenwahlsprüchen und Märchen des Volkes; er ist der Karl der Große und der Alexander der Heldengedichte des Mittelalters. Dieser phantastische Held wird die wirkliche Person bleiben; die anderen Porträts werden verschwinden. Bonapartes Tyrannei geht so weit, daß wir jetzt, nachdem wir den Despotismus seiner Person ertragen haben, den Despotismus seines Gedächtnisses auf uns nehmen müssen. Er bildet ein Hindernis für alle zukünftigen Ereignisse: wie kann eine aus dem Schlachtfeld hervorgegangene Macht nach ihm bestehen? Hat er nicht jeden militärischen Ruhm getötet, indem er ihn überholte? Wie könnte eine freie Regierung geschaffen werden, da er die Prinzipien jeder Freiheit aus den Herzen ausgerottet hat? Keine Macht der Welt ist mehr imstande, das usurpatorische Gespenst aus der Phantasie der Menschen zu verscheuchen: Soldat und Bürger, Republikaner und Monarchist, Reich und Arm stellen gleicherweise die Büsten und Bilder Napoleons auf ihre Kamine, in ihre Paläste oder in ihre Hütten; die Besiegten sind der gleichen Ansicht wie die Sieger; in Italien kann man keinen Schritt machen, ohne ihm zu begegnen; in Deutschland findet man ihn in jedem Haus, denn die junge Generation dieses Landes, die ihn ablehnte, ist vergangen.

Bonaparte ist nicht groß durch seine Worte, seine Reden, seine Schriften und durch seine Liebe zur Freiheit, die er nie besaß und nie beweisen wollte; er ist groß, weil er eine geordnete und mächtige Regierung geschaffen hat, ein von verschiedenen Ländern angenommenes Gesetzbuch, Gerichtshöfe, Schulen und eine starke, tätige und verständige Verwaltung, unter der wir noch heute leben; er ist groß, weil er Italien geweckt, aufgeklärt und einsichtsvoll verwaltet hat; er ist groß, weil er in Frankreich die Ordnung aus dem Chaos hervorgerufen, weil er die Altäre wieder aufgerichtet, weil er wütende Demagogen, dünkelhafte Gelehrte, anarchische Literaten, Voltairische Atheisten, Straßenredner, Mörder aus den Gefängnissen und von den Straßen, Schwätzer der Tribünen, der Klubs und der Schafotte dazu gebracht hat, ihm zu dienen; er ist groß, weil er einen anarchischen Haufen gebändigt hat; er ist groß, weil er den Vertraulichkeiten eines gemeinschaftlichen Glückes ein Ende gesetzt, weil er die Soldaten, die seinesgleichen, und die Anführer, die seine Vorgesetzten oder seine Nebenbuhler gewesen waren, gezwungen hat, sich unter seinen Willen zu beugen; er ist namentlich groß, weil er sich aus eigener Kraft emporgearbeitet hat, weil er es ohne andere Autorität als die seines Genies dahin zu bringen wußte, daß sechsunddreißig Millionen Untertanen ihm zu einer Zeit gehorchten, da keine Illusion die Throne umgab; er ist groß, weil er alle Könige, die sich ihm entgegenstellten, niedergeworfen, alle Armeen ohne Unterschied ihrer Disziplin und ihrer Tapferkeit geschlagen, weil er seinen Namen den wilden wie den zivilisierten Völkern eingeprägt, weil er alle ihm vorhergegangenen Sieger überflügelt, weil er zehn Jahre mit solchen Wundern angefüllt hat, daß man sie jetzt kaum mehr begreifen kann.

Da nun seine Geschichte beendigt und von der Zeit losgelöst ist, und seine Epopöe

beginnt, wollen wir ihn sterben sehen: verlassen wir Europa und folgen wir ihm unter den Himmel seiner Apotheose!

Johann von Noya, ein portugiesischer Fischer, hatte sich in den Gewässern, die Afrika von Amerika trennen, verirrt.

Am 18. August des Jahres 1502, am Tage der heiligen Helena, der Mutter des ersten christlichen Kaisers, stieß er unter dem 16. Grad südlicher Breite und dem 2. Grad östlicher Länge auf eine Insel; er legte daselbst an und gab ihr den Namen des Entdeckungstages.

Nachdem die Portugiesen diese Insel einige Jahre bewohnt hatten, gaben sie sie auf; die Holländer ließen sich dort nieder, gaben sie aber später gegen das Kap der Guten Hoffnung ebenfalls auf. Hierauf nahm die Britisch-Ostindische Compagnie Besitz davon; 1672 eroberten sie die Holländer wieder, dann besetzten sie die Engländer von neuem und setzten sich dort fest.

Als Johann von Noya in Sankt Helena landete, war das Innere des unbewohnten Landes nichts als ein großer Wald. Ferdinand Lopez, ein portugiesischer Renegat, der auf diese Oase deportiert wurde, bevölkerte sie mit Kühen, Ziegen, Hühnern, Perlhühnern und Vögeln aus allen Weltteilen. Nach und nach brachte man alle Arten von Tieren hin.

Fünfhundert Weiße, fünfzehnhundert Neger, vermischt mit Mulatten, Javanesen und Chinesen, bilden die Bevölkerung der Insel. Jamestown ist ihre Stadt und ihr Hafen. Ehe die Engländer Herren des Vorgebirges der Guten Hoffnung waren, legten die Schiffe der Compagnie auf der Rückreise aus Ostindien in Jamestown an. Die Matrosen legten ihre Waren unter Palmen aus: ein stummer und einsamer Wald verwandelte sich einmal im Jahr in einen geräuschvollen, lebhaften Markt.

Das Klima der Insel ist gesund, aber regnerisch. Diese Warte Neptuns, die kaum sieben oder acht Meilen im Umkreise hat, zieht die Dünste des Ozeans an sich. Die Sonne des Äquators vertreibt um die Mittagszeit alles, was Leben hat, zwingt alles, bis auf die Mücken, zur Stille und Ruhe, nötigt Menschen und Tiere, sich zu verbergen. Die Wellen sind des Nachts von dem sogenannten Meerlicht erleuchtet, das von Myriaden von Insekten herrührt. Der dunkle und unbewegliche Schatten der Insel ruht inmitten einer lebendigen Flut von Diamanten.

Der Anblick des Himmels ist ebenso prächtig, wie Humboldt in seinen „Voyage aux régions équinoxiales“ berichtet.

Das Meer, das Napoleon durchschiffte, war nicht das befreundete Meer, das ihn von den Häfen Korsikas, den Wüsten Abukirs und den Felsen der Insel Elba an die Gestade der Provence trug; es war der feindliche Ozean, der sich, nachdem er ihn in Deutschland, Frankreich, Portugal und Spanien eingeschlossen hatte, nur vor ihm öffnete, um sich hinter ihm wieder zu schließen.

Am 15. August feierte die fahrende Kolonie den Namenstag Napoleons an Bord des

Schiffes, das ihn nach seiner letzten Wohnstätte brachte. Am 15. Oktober befand sich der „Northumberland" auf der Höhe von Sankt Helena. Der Passagier stieg auf das Verdeck; er hatte Mühe, einen dunklen Punkt in dem unermeßlichen Blau zu entdecken; er nahm ein Fernrohr; er betrachtete dieses Sandkorn, wie er einst eine Festung inmitten eines Sees betrachtet hätte. Er erkannte Jamestown, das zwischen steilen Felsen eingezwängt ist. Kein Vorsprung auf dieser nackten Felswand, auf dem nicht eine Kanone stand: es schien, als wollte man den Gefangenen seinem Genie angemessen empfangen.

Am 16. Oktober landete Napoleon auf der Klippe, seinem Mausoleum, wie Christoph Kolumbus am 12. Oktober 1492 den Fuß auf die Neue Welt, sein Denkmal, gesetzt hatte.

Bevor Bonaparte nach seiner Residenz Longwood gebracht wurde, bewohnte er ein Haus in Briars, in der Nähe von Balcombs Cottage. Am 9. Dezember nahm Longwood, das in der Eile von Zimmerleuten der englischen Flotte vergrößert worden war, seinen Gast auf. Das Haus, das auf einer Anhöhe stand, bestand aus einem Salon, einem Speisezimmer, einer Bibliothek, einem Studierzimmer und einem Schlafzimmer. Der General Gourgaud, Herr und Frau de Montholon mit ihren Kindern, Herr de Las Cases und sein Sohn kampierten provisorisch in Zelten. Herr und Frau Bertrand bezogen Hutts Cate, ein Häuschen an der Grenze des Gebietes von Longwood.

Bonaparte hatte Bewegungsfreiheit auf einem Raum von zwölf englischen Meilen; dieser war von Schildwachen umstellt, mit denen auch die höchsten Bergspitzen besetzt waren. Der Löwe durfte seine Streifzüge auch über dieses Gebiet hinaus ausdehnen, aber dann mußte er sich von einem englischen Wächter begleiten lassen. Zwei Feldlager verteidigten den Verbannungsort, und am Abend zog sich der Kreis der Wachen um Longwood zusammen. Nach neun Uhr durfte Napoleon nicht mehr ausgehen; die

Patrouillen machten die Runde; Reiter und Infanteristen, die da und dort aufgestellt waren, bewachten die Täler und Schluchten, die nach dem Strande führten. Zwei Kriegsbriggs kreuzten vor der Insel; welche Vorsichtsmaßregeln, um einen einzigen Menschen mitten im Meer zu bewachen! Nach Sonnenuntergang durfte kein Fahrzeug mehr auf das Meer hinaus; die Fischerboote waren gezählt und blieben die Nacht über im Hafen unter der Verantwortlichkeit eines Seeoffiziers. Der souveräne Generalissimus, der die Welt an seinen Steigbügel zitiert hatte, sollte zweimal täglich zum Appell erscheinen. Dieser Bestimmung kam Bonaparte nicht nach; wenn er zufällig den Blicken des diensttuenden Offiziers nicht ausweichen konnte, so hätte dieser nicht zu sagen gewagt, wo und wie er den Mann gesehen, dessen Abwesenheit schwerer zu konstatieren war, als seine Anwesenheit im Universum.

Sir Georges Cockburn, der diese strengen Anordnungen aufgestellt hatte, wurde durch Sir Hudson Lowe ersetzt. Damit begannen jene Quälereien, von denen alle Memoiren berichten. Wenn man diesen glaubte, so hätte der neue Gouverneur zu der Familie der Riesenspinnen von Sankt Helena gehört, er wäre das Reptil dieser Wälder gewesen, in denen es keine Schlangen gibt. England ließ es an Hochherzigkeit, Napoleon an Würde fehlen. Um den lästigen Erfordernissen der Etikette ein Ende zu setzen, schien Bonaparte zuweilen entschlossen, sich unter einem Pseudonym zu verbergen, wie ein Monarch in einem fremden Land; er kam auf die rührende Idee, den Namen eines bei Arcole gefallenen Adjutanten anzunehmen. Frankreich, Österreich und Rußland entsandten Kommissäre nach Sankt Helena: der Gefangene pflegte die Gesandten der beiden letzten Mächte bei sich zu empfangen; die Legitimität, die Napoleon als Kaiser nicht anerkannt hatte, hätte besser daran getan, ihn auch als Gefangenen nicht anzuerkennen.

Ein großes, in London erbautes Holzgebäude wurde nach Sankt Helena gesandt; aber Napoleon fühlte sich nicht mehr gesund genug, um es beziehen zu können. Sein Leben in Longwood war folgendermaßen eingeteilt: er stand zu unbestimmten Stunden auf; Marchand, sein Kammerdiener, las ihm vor, während er noch im Bette lag; wenn

er frühzeitig aufgestanden war, diktierte er den Generalen Montholon und Gorgaud und dem Sohn des Herrn de Las Casas. Er frühstückte um zehn Uhr, ritt oder fuhr bis gegen drei Uhr spazieren, zog sich um sechs Uhr in sein Zimmer zurück und ging um 11 Uhr zu Bett. Er kleidete sich so, wie er auf dem Porträt von Isabey gemalt ist; des Morgens hüllte er sich in einen Kaftan und band ein indisches Tuch um den Kopf.

Sankt Helena liegt zwischen den beiden Polen. Die Schiffe pflegten hier anzulegen, um Früchte und frisches Wasser an Bord zu nehmen. Aber die Anwesenheit Bonapartes hatte die Insel in einen verpesteten Felsen verwandelt; die fremden Schiffe legten nicht mehr an; sobald sie in einer Entfernung von zwanzig Seemeilen signalisiert wurden, segelte ihnen ein Kreuzer entgegen und bedeutete ihnen, ihre Reise fortzusetzen; nur während eines Sturmes ließ man englische Fahrzeuge anlegen.

Einige von den englischen Reisenden, die die Wunder des Ganges sehen wollten oder gesehen hatten, besuchten auf ihrem Wege ein anderes Wunder.

Napoleon empfing diese Besuche höchst ungern. Er empfing Lord Amherst, als dieser von seinem Gesandtschaftsposten in China zurückkehrte. Der Admiral Sir Pultney Malcolm gefiel ihm: „Hat Ihre Regierung die Absicht," fragte er ihn eines Tages, „mich bis zu meinem Tode auf dieser Insel gefangen zu halten?" Der Admiral antwortete, er fürchte es. „Dann werde ich bald sterben." „Ich hoffe nicht, mein Herr, Sie werden noch so lange leben, um Ihre großen Taten niederzuschreiben, und diese sind so zahlreich, daß Ihnen diese Aufgabe ein langes Leben zusichert."

Napoleon fühlte sich durch die einfache Anrede „mein Herr" nicht verletzt; er erkannte in diesem Augenblick seine wahre Größe. Glücklicherweise hat er sein Leben nicht niedergeschrieben; er hätte es verkleinert: Männer seiner Art müssen ihre Memoiren von jener unbekannten Stimme erzählen lassen, die niemandem angehört und die aus den Völkern und aus den Jahrhunderten spricht.

Der Kapitän Basil Hall kam nach Longwood. Napoleon erinnerte sich, seinen Vater in Brienne kennen gelernt zu haben: „Ihr Vater", sagte er, „war der erste Engländer, den ich jemals gesehen habe; deshalb habe ich ihn mein ganzes Leben lang nicht vergessen." Er unterhielt sich mit dem Kapitän über die kürzliche Entdeckung der Insel Lou-Tchou: „Die Einwohner haben keine Waffen," sagte der Kapitän. „Keine Waffen!" rief Napoleon. „Weder Kanonen noch Gewehre." „Auch keine Lanzen, keine Pfeile und Bogen?" „Nichts." „Nicht einmal Dolche?" „Nicht einmal Dolche." „Aber wie kämpfen sie denn?" „Sie wissen nichts von dem, was auf der Welt geschieht; sie wissen nicht, daß England und Frankreich existieren; sie haben niemals von Eurer Majestät reden hören." Bonaparte lächelte auf eine Art, die den Kapitän frappierte: je ernster sein Gesicht war, desto schöner wurde sein Lächeln.

Diese verschiedenen Reisenden bemerkten, daß Bonapartes Gesicht keine Spur von Farbe trug: sein Kopf glich einer Marmorbüste, deren Weiße durch die Zeit einen gelblichen Schein erhalten hatte. Weder auf seiner Stirn noch auf seinen Wangen war

eine Falte zu sehen; seine Seele schien ruhig und heiter zu sein. Diese scheinbare Ruhe verleitete zu dem Glauben, daß sein Genie erloschen sei. Er sprach langsam; seine Ausdrucksweise war freundlich und fast liebevoll; zuweilen blitzten seine Augen auf, aber das war vorübergehend; bald umschleierte sich sein Blick wieder und wurde traurig.

Bonaparte näherte sich seinem Ende; eine innere Wunde verzehrte ihn, der Kummer vergiftete sein Blut. Die Wunde hatte er schon zuzeiten seines Glückes getragen: sie

war das einzige Erbe, das ihm sein Vater hinterlassen hatte; alles übrige verdankte er der Freigebigkeit Gottes.

Schon sechs Jahre lebte er im Exil; er hatte nicht so lange gebraucht, um Europa zu erobern. Er blieb beinahe jeden Tag in seinem Zimmer und las Ossian in der italienischen Übersetzung von Cesarotti. Alles stimmte ihn traurig unter einem Himmel, wo das Leben kürzer zu sein schien. Wenn Bonaparte ausging, schlug er beschwerliche Wege ein, die von Aloen und wohlriechendem Ginster eingefaßt waren. Er ging unter seltenen blühenden Gummibäumen dahin, unter deren Laubdach er vor den brausenden Regengüssen Schutz suchte. Man sah ihn auf den Felsenspitzen der „Diana", des „Flay-Staff" und des „Leader Hill" sitzen und durch die Lücken des Gebirges das Meer

betrachten. Vor ihm lag der Ozean, der auf einer Seite die Küsten Afrikas, auf der andern die Ufer Amerikas bespülte und der sich wie ein Fluß ohne Ufer in den australischen Meeren verliert. Wer könnte die Gedanken dieses lebendig vom Tod zerrissenen Prometheus ergründen, wenn er, die Hand auf seine kummervolle Brust gelegt, seine Blicke über die Wogen schweifen ließ!

Bonaparte, der seinen Ausspruch, „da ich mir nicht selbst das Leben gegeben habe, werde ich es mir auch nicht nehmen," vergaß, sprach davon, sich zu töten; ebensowenig erinnert er sich seines Tagesbefehls anläßlich des Selbstmordes eines seiner Soldaten. Er glaubte so fest an die Liebe der Gefährten seiner Gefangenschaft, daß er

hoffte, sie würden sich bereit erklären, mit ihm durch Kohlendampf zu ersticken; eine starke Illusion! Herr de Las Cases, der den Vorschriften zuwider, auf einem Stück weißer Seide an Lucien geschrieben hatte, erhielt Befehl, Sankt Helena zu verlassen: seine Abwesenheit vergrößerte die Leere um den Verbannten noch mehr.

Am 18. Mai 1817 brachte Lord Holland im Oberhaus eine Appellation bezüglich der Klagen ein, die der General Montholon nach England sandte: „die Nachwelt wird nicht prüfen," sagte er, „ob Napoleon gerechterweise für seine Verbrechen bestraft worden ist, sondern ob England die Großmut bewiesen hat, die einer großen Nation ziemt." Lord Bathurst wies diese Appellation zurück.

Der Kardinal Fesch sandte aus Italien zwei Priester zu seinem Neffen. Die Prinzessin Borghese erbat die Gunst, zu ihrem Bruder reisen zu dürfen: „Nein," sagte Napoleon,

„ich will nicht, daß sie Zeugin meiner Erniedrigung und der Beleidigungen ist, denen ich ausgesetzt bin."

Es wurden Entführungspläne entworfen: ein Oberst Latapie faßte den Plan, mit einer Bande amerikanischer Abenteurer auf Sankt Helena zu landen. Johnston, ein verwegener Schmuggler, wollte Bonaparte vermittels eines unterseeischen Bootes entführen. Junge Lords nahmen Anteil an diesen Plänen; man bildete Verschwörungen, um die Ketten des Unterdrückers zu sprengen. Bonaparte erhoffte seine Befreiung durch

die politischen Bewegungen in Europa. Hätte er bis 1830 gelebt, so wäre er vielleicht zurückgekommen. Aber was hätte er bei uns getan?

Als Bonaparte immer schwächer und schwächer wurde, beschäftigte er sich nur noch wie ein Kind: er unterhielt sich damit, in seinem Garten ein kleines Bassin zu graben, in das er einige Fische tat: aber da der Kitt des Bassins mit etwas Kupfer vermengt war, starben sie. Bonaparte sagte: „Alles, was mich umgibt, geht zugrunde."

Gegen Ende des Februar 1821 mußte sich Bonaparte legen und stand nicht wieder auf. „Wie tief bin ich gefallen!" murmelte er, „ich habe die Welt aus ihren Angeln gehoben, und kann jetzt nicht einmal meine Augenlider heben!" Er glaubte nicht an die Medizin und widersetzte sich einem Konsilium Antomarchis mit den Ärzten von Jamestown. Hingegen ließ er den Doktor Arnold an sein Sterbebett kommen. Vom 15. bis

zum 25. April diktierte er sein Testament; am 28. ordnete er an, daß sein Herz an Marie-Louise geschickt werden solle und daß kein englischer Chirurg ihn nach seinem Tode berühren dürfe. Überzeugt, daß er an derselben Krankheit sterbe, mit der sein Vater behaftet gewesen war, verordnete er, dem Herzog von Reichstadt das Protokoll seiner Leichenöffnung zukommen zu lassen; die väterliche Lehre ist unnötig geworden, denn Napoleon II. ist Napoleon I. in die Ewigkeit gefolgt.

In dieser letzten Stunde erwachte in Napoleon das religiöse Gefühl, das schon immer

in ihm geschlummert hatte. Thibaudeau erzählt in seinen „Mémoirs sur le Consulat", daß der erste Konsul anläßlich der Wiederherstellung der Kirche zu ihm gesagt habe: „Am letzten Sonntag ging ich in der Stille der Natur in den Gärten von Malmaison spazieren; plötzlich drang der Klang der Kirchenglocken von Ruel an mein Ohr und brachte mir alle Eindrücke meiner Jugend ins Gedächtnis; ich war ergriffen, so stark ist die Macht der ersten Gewohnheiten, und ich sagte mir: welchen Eindruck müssen solche Erinnerungen auf einfache, gläubige Menschen machen, wenn sie schon auf mich so stark wirken? Mögen die Philosophen eine Erklärung dafür finden!" ... und, indem er die Hände zum Himmel erhob, fügte er hinzu: „Wer ist es, der all dies erschaffen hat?"

Im Jahre 1797 gestattet Bonaparte durch seine Proklamation von Macerata den vertriebenen französischen Geistlichen den Aufenthalt in den Kirchenstaaten, verbietet, sie zu behelligen, befiehlt den Klöstern, sie zu verköstigen und setzt ihnen ein Gehalt aus.

Als Bonaparte Vignali Anweisungen über das Trauergerüst gab, mit dem seine irdische Hülle umgeben werden sollte, glaubte er zu bemerken, daß dies Antomarchi mißfiel; er sprach sich mit dem Doktor darüber aus und sagte: „Sie stehen über solchen Schwach-

heiten, aber sehen Sie, ich bin weder Philosoph noch Mediziner; ich glaube an Gott und bekenne mich zu der Religion meines Vaters; es kann nicht jeder Atheist sein... Ist es möglich, daß Sie nicht an Gott glauben? Alles verkündet doch seine Existenz und die größten Genies haben an ihn geglaubt... Sie sind Mediziner... diese Leute kennen nur die Materie. Sie glauben an nichts." Sein Testament beginnt mit folgenden Worten:

„Ich sterbe in dem römisch-apostolischen Glauben, in dem ich vor mehr als fünfzig Jahren geboren bin."

Am 3. Mai ließ sich Napoleon die letzte Ölung geben und empfing das heilige Abendmahl. Die Stille des Zimmers wurde nur durch das Todesschluchzen und durch das Geräusch einer Pendeluhr unterbrochen. Am 4. Mai erhob sich ein Sturm, wie er beim

Tode Cromwells ausgebrochen war: fast alle Bäume von Longwood wurden entwurzelt. Endlich am 5. Mai, elf Minuten vor sechs Uhr abends hauchte Bonaparte mitten unter dem Toben des Sturmes, des Regens und der Wogen den mächtigsten Lebensodem aus, der je einen menschlichen Körper beseelte. Die letzten Worte, die man von den Lippen des Eroberers vernahm, waren: „Tête..., armée," oder „Tête d'armée." Seine Gedanken irrten noch auf den Schlachtfeldern umher. Als er seine Augen für immer schloß, lag sein Degen, der tot war wie er, zu seiner Linken und ein Kruzifix auf seiner Brust.

Bonaparte hatte anfangs gewünscht, in der Kathedrale von Ajaccio beigesetzt zu werden; dann vermachte er durch ein Kodizill vom 16. April 1821 seine Gebeine Frankreich: aber der Himmel wollte es anders: sein wirkliches Mausoleum ist der Felsen, auf dem er verschieden. Da Napoleon voraussah, daß die britische Regierung seinem letzten Willen Widerstand entgegensetzen würde, so bestimmte er für alle Fälle auch eine Grabstätte auf Sankt Helena.

In einem engen Tal, das Tal von „Ilane", oder von „Geranium", jetzt „das Tal des Grabes" genannt, fließt eine Quelle, wo die treuen chinesischen Diener Napoleons das Wasser zu holen pflegten; zwei Trauerweiden lassen ihre Zweige darüber hängen und frisches Gras, mit Tschampas vermischt, wächst umher. „Der Tschampas", sagen die Gedichte des Sanskrit, „ist trotz seiner Schönheit und seines Duftes eine Blume, die man meidet, weil sie auf Gräbern wächst." Auf den Abhängen der entholzten Felsen wachsen kümmerlich Zitronenbäume, Kokospalmen, Lärchen und Gummibäume.

Napoleon verweilte gerne unter den Weiden dieser Quelle. Er suchte im Tale von Ilane seinen Frieden, wie der verbannte Dante im Kloster Corvo. Aus Dankbarkeit für die Ruhestunden, die er in den letzten Tagen seines Lebens hier genossen hatte, bestimmte er dieses Tal zur Stätte seiner ewigen Ruhe. Er sagte von der Quelle: „Wenn es Gottes Wille wäre, daß ich genese, so würde ich an der Stelle, wo sie hervorsprudelt, ein Denkmal errichten." Dieses Denkmal wurde sein Grab.

Napoleon wurde gestiefelt, gespornt, in der Uniform eines Obersten der Garde und mit dem Orden der Ehrenlegion dekoriert, auf seinem eisernen Bett aufgebahrt; auf seinem Gesicht, das nie erstaunte, hatte die fliehende Seele einen Ausdruck von Bestürzung zurückgelassen. Die Klempner und Schreiner löteten und nagelten Bonaparte in einen vierfachen Sarg von Mahagoni, Blei, wieder Mahagoni und Eisenblech; man schien zu fürchten, er könne nicht sorgfältig genug eingeschlossen werden. Der Mantel, den der Sieger bei der großen Totenfeier von Marengo getragen hatte, diente als Leichentuch über dem Sarg.

Die Beerdigung fand am 28. Mai statt. Es war schönes Wetter; vier Pferde, von Stallknechten zu Fuß geführt, zogen den Leichenwagen; vierundzwanzig englische Grenadiere ohne Waffen umgaben ihn; dann folgte Napoleons Reitpferd. Die Besatzung der Insel bildete Spalier; drei Schwadronen Dragoner eröffneten den Zug; das 20. Infan-

terieregiment, die Marinesoldaten, die Freiwilligen von Sankt Helena und die königliche Artillerie mit 15 Geschützen beschlossen ihn. Gruppen von Musikanten, die in gewissen Abständen auf den Felsen aufgestellt waren, spielten abwechselnd Trauermelodien. Bei einem Engpaß hielt der Leichenwagen an; die vierundzwanzig unbewaffneten Grenadiere hoben den Sarg auf und hatten die Ehre, ihn bis zu der Begräbnisstätte zu tragen. Drei Artilleriesalven begrüßten die irdischen Reste Napoleons, als sie in die Erde hinabgesenkt wurden.

Ein Stein, der zum Bau eines neuen Hauses für den Verbannten hätte verwendet werden sollen, wurde auf seinen Sarg hinabgelassen.

Man sprach die Bibelverse des 87. Psalmes. Von Minute zu Minute feuerte das Admiralschiff. Diese in die Unendlichkeit des Ozeans sich verlierende Kriegsmelodie antwortete auf das Requiescat in pace. Der Kaiser, der von seinen Besiegern begraben wurde, hatte den letzten Schuß der Schlacht von Waterloo gehört; er hörte nicht mehr den letzten Geschützdonner, mit dem Frankreich seine Ruhe auf Sankt Helena ehrte und störte. Nach der Beerdigung traten alle mit einem Weidenzweig in der Hand den Heimweg an.

Vor seinem Tode hatte Napoleon mit uns Frieden geschlossen. Er gab in Sankt Helena seinen Zorn gegen mich auf und stellte seine Feindseligkeiten ein. Ich selbst wurde ebenfalls gerechter und schrieb im „Conservateur“ folgenden Artikel:

„Die Völker haben Napoleon eine Geißel genannt. Aber die Geißeln Gottes haben etwas von der Ewigkeit und der Größe des göttlichen Zornes, der ihr Ursprung ist: Bonaparte kann auf seinem Felsen keine Bewegung machen, ohne daß wir die Erschütterung davon spüren, jeder Schritt, den der neue Adamastor auf dem einen Pol macht, ist auf dem anderen zu fühlen. Wenn Napoleon den Händen seiner Kerkermeister entkäme und sich nach den Vereinigten Staaten zurückzöge, würden seine auf den Ozean gerichteten Blicke genügen, um die alte Welt in Unruhe zu versetzen; seine bloße Gegenwart an der amerikanischen Küste des Atlantischen Ozeans würde Europa zwingen, auf dem gegenüberliegenden Ufer ein Kriegslager aufzuschlagen."

Dieser Artikel gelangte in die Hände Napoleons; eine Hand, die er für feindlich hielt, goß den letzten Balsam auf seine Wunden. Er sagte zu Herrn von Montholon:

„Wenn im Jahre 1814 und 1815 der König sein Vertrauen in Männer gesetzt hätte, wie den Herzog von Richelieu, dessen Ziel es war, sein Vaterland von fremden Bajonetten zu säubern, oder wenn Chateaubriand, der in Gent hervorragende Dienste geleistet hat, die Leitung der Angelegenheiten übernommen hätte, so wäre Frankreich aus diesen beiden großen nationalen Krisen mächtig und gefürchtet hervorgegangen. Chateaubriand hat von der Natur den heiligen Funken mitbekommen: seine Werke bezeugen es."

Während die napoleonische Welt dahinschwand, forschte ich nach der Stelle, wo Napoleon selbst in das Nichts zurückgesunken war. Das Grab in Sankt Helena hat schon eine von den beiden Weiden, die zu seinen Lebzeiten dort gestanden hatten, zum Opfer gefordert: der alte, eingegangene Baum wird täglich mehr von Pilgern geplündert. Die Grabstätte ist von einem gußeisernen Geländer umgeben und mit drei Steinplatten bedeckt; einige Schwertlilien wachsen zu Häupten und zu Füßen; die Quelle des Tales fließt noch immer da, wo ein Leben voll Wundertaten versiegt ist. Reisende, die vom Sturm hierher verschlagen werden, glauben, ihren obskuren Namen auf das erhabene Grabmal schreiben zu müssen. Ein altes Weib hat sich daneben niedergelassen und lebt von dem Schatten einer Erinnerung; ein Invalide steht in einem Schilderhaus Wache.

Das alte Longwood, zweihundert Schritte von dem neuen entfernt, ist verlassen. Durch einen mit Dünger angefüllten Hof gelangt man in den Pferdestall; das war das Schlafzimmer Napoleons. Ein Neger zeigt eine Art Gang, in dem eine Handmühle steht, und sagt: „Here he dead." Das Zimmer, in dem Napoleon das Licht der Welt erblickte, war wahrscheinlich weder größer noch prunkvoller.

In dem neuen Longwood „Platation House", beim Gouverneur, sieht man das Porträt des Herzogs von Wellington und die Gemälde seiner Schlachten. Eine Vitrine birgt ein Stück des Baumes, unter dem der englische General bei der Schlacht von Waterloo stand. Diese Reliquie befindet sich zwischen einem im Olivengarten gepflückten Ölzweige und Schmuckstücken von Wilden der Südsee: eine merkwürdige Zusammenstellung. Vergeblich versucht hier der Sieger, unter dem Schutz eines Zweiges

aus dem heiligen Lande und den Trophäen Cooks, dem Besiegten den Rang streitig zu machen.

Aber während ich dies schrieb, ist die Zeit fortgeschritten und hat ein Ereignis gezeitigt, das erhaben wäre, wenn die Ereignisse heute nicht in den Schmutz versänken. Frankreich hat in London die irdischen Reste Napoleons zurückverlangt, und dieses Verlangen ist gewährt worden: Was ist England an alten Gebeinen gelegen? Es wird uns so viele derartige Geschenke machen, als wir wollen. Die Überführung der irdischen Überreste Napoleons ist ein Verbrechen gegen den Ruhm. Eine Grabstätte in Paris wird niemals das Ilanetal aufwiegen: Wer wollte Pompejus anders begraben wissen, als in der Sandgrube, die von einem armen Freigelassenen und einem alten Legionär aufgeworfen wurde? Was werden wir in unserem Elend mit diesen glorreichen Reliquien tun? Kann der härteste Granit die Unvergänglichkeit der Taten Napoleons versinnlichen?

Wie dem auch sei, eine Fregatte wurde ausgerüstet und einem Sohne Louis-Philipps übergeben. Sie fuhr von Toulon ab, wo Bonaparte sich zur Zeit seiner Macht eingeschifft hatte, um Ägypten zu erobern, und segelte nach Sankt Helena, um ein Nichts zurückzufördern. Die stille Grabstätte stand noch immer an der nämlichen Stelle im Tal von Ilane oder Geranium. Von den beiden Trauerweiden war eine abgestorben. Lady Dallas, die Gattin eines Gouverneurs der Insel, hatte als Ersatz achtzehn junge Weiden und vierunddreißig Zypressen pflanzen lassen. Die Quelle sprudelte noch immer, wie zu der Zeit, da Napoleon ihr Wasser getrunken hatte. Unter der Leitung eines englischen Kapitäns namens Alexander arbeitete man die ganze Nacht an der Öffnung des Grabes. Die vier ineinandergestellten Särge wurden unversehrt gefunden. Unter einem Zelte und im Beisein eines Kreises von Offizieren, von denen einige Napoleon gekannt hatten, schritt man an die Besichtigung der Mumienreste.

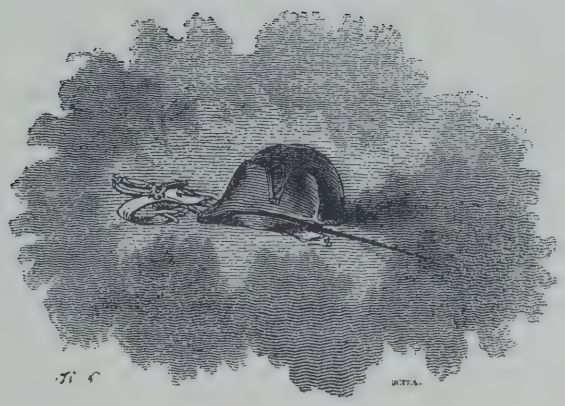
Als der letzte Sarg geöffnet war, richteten sich aller Blicke darauf: „Sie stießen auf eine weißliche Masse," sagt der Abbé Coquereau, „die den ganzen Leichnam bedeckte. Der Doktor Gaillard berührte sie und fand, daß sie von einem weißen Atlaskissen herrühre, das die innere Seite des Sargdeckels bekleidet hatte: es hatte sich losgelöst und bedeckte die Gebeine wie ein Leichentuch... Der ganze Körper schien wie mit einem feinen Moos überzogen zu sein; es war, als erblickte man ihn durch einen Nebelschleier. Dies war wirklich sein Kopf, der von einem Kissen ein wenig erhöht wurde; seine breite Stirn und seine Augen, deren Höhlen sich unter den noch mit einigen Wimperhärchen besetzten Lidern abzeichneten; seine Wangen waren aufgedunsen, seine Nase allein hatte gelitten; sein halbgeöffneter Mund ließ drei Zähne von großer Weiße sehen; auf seinem Kinn sah man deutlich die Spuren des Bartes; besonders seine Hände schienen einem noch atmenden Menschen anzugehören, so lebendig waren sie in Ton und Farbe; die eine, die linke, lag etwas höher als die rechte; seine Nägel waren noch nach dem Tode gewachsen: sie waren lang und weiß; einer seiner Stiefel war an der Spitze aufgetrennt und zeigte vier Zehen von mattweißer Farbe."

So hat die Welt Napoleon wiedergesehen, Napoleon aber nicht die Welt. Der Leichnam landete in Havre und wurde nach dem „Arc de Triomphe" gebracht. Von diesem bis zum Invalidenhotel sah man nichts mehr, als bretterne Säulen, Gipsbüsten, eine Statue des großen Condé (ein abscheuliches Machwerk) und Obelisken aus Fichtenstämmen mit Erinnerungen aus dem Leben des unvergeßlichen Siegers. Eine heftige Kälte ließ die Generale um den Leichenwagen fast zu Boden sinken, wie auf dem Rückzug aus Moskau. Nichts war schön als das Trauerboot, das Napoleon und ein Kruzifix schweigend die Seine hinaufgeführt hatte.

Seines Felsenkatafalkes beraubt, ist Napoleon in dem Schmutz von Paris begraben worden. Anstatt der Kriegsschiffe, die den auf dem Berge Öta verbrannten neuen Herkules begrüßten, werden die Wäscherinnen von Vaugirard und Invaliden, die in der Armee längst nicht mehr bekannt sind, in der Nähe des Grabes umherstreifen. Aber was man auch tun möge, die wahre Grabstätte des Triumphators wird stets der Felsen im Ozean bleiben.

Napoleon hat die Ära der Vergangenheit beschlossen: durch ihn ist der Krieg zu groß geworden, als daß er so wiederkehren könnte, daß er die Menschen interessiert. Er hat gebieterisch die Türen des Janustempels hinter sich zugeschlagen, und hinter diesen Türen Haufen von Leichen aufgetürmt, damit sie nie wieder geöffnet werden können.

Am Ende jeder großen Epoche vernimmt man klagende Stimmen, die die Vergangenheit beweinen, und die Trauerglocken läuten, so seufzten die, die Karl den Großen, Ludwig den Heiligen, Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIV. dahingehen sahen. Was sollte ich sagen, der ich den Untergang zweier, dreier Welten miterlebte? Wenn man wie ich Washington und Bonaparte begegnet ist, was bleibt nach dem Trauerwagen des amerikanischen Cincinnatus und dem Grab von Sankt Helena der Betrachtung übrig? Warum habe ich Jahrhunderte und Menschen überlebt, zu denen ich der Generation nach gehörte? Warum bin ich nicht mit meinen Zeitgenossen, den letzten Sprossen einer erschöpften Rasse, dahingegangen? Mir schwindet der Mut, weiterzuleben. Oh, hätte ich doch wenigstens die Ruhe der alten Araber, denen ich an der Küste von Afrika begegnet bin. Mit gekreuzten Beinen auf einer kleinen Matte sitzend, den Kopf in ihren Burnus gehüllt, folgen sie mit den Blicken dem Flug der Zugvögel, die über die Ruinen von Karthago dahinfliegen; eingewiegt von dem Murmeln der Wogen, vergessen sie ihres Daseins und singen mit leiser Stimme ein Seelied.



DIESES WERK WURDE IN EINER AUFLAGE VON 1500 EXEMPLAREN IN DER BUCHDRUCKEREI POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG GEDRUCKT. DEN EINBAND FERTIGTE DIE GROSSBUCHBINDEREI H. FIKENTSCHER IN LEIPZIG. 50 EXEMPLARE WURDEN IN LEDER GEBUNDEN UND HANDSCHRIFTLICH NUMERIERT.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
Q. 944.05 N16C C001
Napoleon /
3 0112 089743782